Bilder aus den deutschen Kolonien

Deutsche Kolonialgesellsch...

G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen.

Gustav Richters

Wandkarte von Asien.

Physikalisch und politisch.

Mit 2 Nebenkärtchen:

Asien. Politische Übersicht und **Schan-Tung** mit dem Gebiet von **Kiau-Tschou.**

Maßstab 1:7000000. Größe 156 cm hoch, 198 cm breit.

Preis aufgezogen 32 Mk.

Die in 10 Farben ausgeführte Karte bringt die **Orte in vier Abstufungen nach der Bewohnerzahl**, die Bezeichnung der **Bodenerhebungen** in sieben Stufen, der **Meerestiefen** in vier Stufen, ferner des **Packeises** und **Treibeises**, die farbige Bezeichnung der **Wald- und Kulturländer**, der **Steppen** und **Wüsten**, **Sümpfe**, **Moore** und **Tundren**, die Bezeichnung der Grenzen des **Baumwuchses**, des **Getreidebaues**, des **Weinstocks** und der **Palmen**. Ferner sind die **Eisenbahnen** und die **Nebenbahnen** des Weltverkehrs im Betrieb, im Bau oder projektiert angegeben, sowie die hauptsächlichsten innerasiatischen **Handels-** und **Karawanenstraßen**, **Kanäle**, die bedeutenderen **Pässe**, den Beginn der **Flußschiffahrt**, die **Vulkane** einschließlich der Solfataren, die **Meeresströmungen**, die überseeischen deutschen **Dampferlinien** und unterseeischen **Telegraphenleitungen** usw.

Ost-Asien (Berlin):

... Die Ausführung in zehn Farben im Maßstab 1:7000000 ist eine ganz vorzügliche und zuverlässige. Die Übersichtlichkeit ist in jeder Hinsicht vollkommen gewahrt, alles Überflüssige ist streng ferngehalten und doch sagt die Karte alles, was in irgendwelcher Beziehung von Interesse sein könnte. Neben staunenswerter Reichhaltigkeit, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, wie solche nur nach eingehendem Studium des neuesten Quellenmaterials möglich ist, ist eine überaus sorgfältig und trefflich gelungene saubere Ausführung und ein sehr deutlicher Druck rühmend hervorzuheben. Die praktische Brauchbarkeit für Schulen, Institute usw. der über alles orientierenden Karte ist unübertroffen und der Preis dieses wertvollen Objekts beträgt unaufgezogen nur 20 Mk., aufgezogen auf Leinen und mit Stäben 32 Mk.

Koloniale Zeitschrift:

... Die Karte dürfte in dieser Beziehung zu dem Besten gehören, was bisher ausgeführt worden ist, und muß wegen der durch die Plastik hervorgerufenen Anschaulichkeit der Terrains, speziell allen Bahnanstalten, warm empfohlen werden. Es trägt sehr zur Orientierung bei, daß, ohne den Charakter der Karte zu beeinträchtigen, die Hauptstädte und Verkehrszentren der einzelnen Länder groß und deutlich verzeichnet sind. Dadurch, daß ferner auch die Eisenbahnen des großen Weltverkehrs, die deutschen Schiffahrtslinien und die Kabel angegeben sind, ebenso auch die wichtigsten Kanäle, die Anfangspunkte der Flußschiffahrt und die Hauptkarawanenstraßen in Innerasien, eignet sich die Karte auch vorzüglich für den Gebrauch großer Verkehrsinstitute und Handelsfirmen ... Die Karte ist tadellos angelegt und als ein neuer erfreulicher Beweis für die hervorragende Stellung zu betrachten, welche die deutsche Kartographie einnimmt.

Dentsche Japan-Post (Yokohama):

„Diese Karte von Asien gibt einen vorzüglichen Überblick über die orographisch-hydrographischen Verhältnisse des Kontinents, über die Höhen und Tiefen usw. Die Oberflächengestaltung Asiens tritt auf dieser Karte, die in einem Riesenformat hergestellt ist, beinahe plastisch hervor. Obwohl das Physikalische naturgemäß die Hauptsache ist, sind doch auch die Ländergrenzen und die wichtigeren Städte eingezeichnet. Eine Nebenkarte gibt einen politischen Überblick über die augenblickliche Länderverteilung, und eine zweite Nebenkarte ist der chinesischen Provinz Schantung mit dem deutschen Kiautschou-Gebiet gewidmet. Die Karte eignet sich vorzüglich für Unterrichtszwecke sowie zur Ausstattung für Bureaus und Kontors."

Geographische Zeitschrift:

„... sie ist eine unserer besten Wandkarten von Asien, die ich für den Unterricht auf das wärmste empfehlen kann ..." (R. L.)

Gaea:

„Diese im Maßstabe 1:7000000 ausgeführte Wandkarte enthält, unbeschadet der Übersichtlichkeit und Deutlichkeit, eine Menge Material, den neuesten Forschungsergebnissen entsprechend verarbeitet. Hierin gehört u. a. die genaue Bezeichnung der Wald- und Kulturgebiete, der Steppen, Wüsten, Tundren, die Umgrenzungen der Ausbreitung des Getreidebaues, der Palme usw. Die Darstellung des Terrains ist im hohen Grade plastisch. Die politische Einteilung Asiens ist in eine Nebenkarte verwiesen, und eine zweite Nebenkarte gibt im großen Maßstabe eine Darstellung der Provinz Schan-tung. So kann denn diese Karte als eine der vorzüglichsten Wandkarten von Asien bezeichnet werden, die zurzeit vorhanden sind: Reichhaltigkeit, Genauigkeit, richtiger pädagoglscher Takt der Auswahl und geschmackvolle technische Ausführung vereinigen sich zu einer **höchst vortrefflichen Gesamtleistung.**

Die „Richtersche Wandkarte von Asien" ist nicht nur für **Lehranstalten** und **Kolonialvorträge**, sondern auch für **Export-Firmen**, **Bankhäuser**, **größere Geschäfts- und Verkehrs-Bureaus**, **Hotels** usw. bestimmt und bildet zugleich einen **prächtigen Wandschmuck.**

Bilder
aus den
deutschen Kolonien.

Lesestücke,

gesammelt und bearbeitet

im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft.



Essen.
G. D. Baedeker, Verlagshandlung.
1908.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Vorrede.

Die kleine Sammlung von Lesestücken, die die Deutsche Kolonialgesellschaft den Verfassern und Verlegern von Volksschul-Lesebüchern im vorigen Jahre zur Verfügung stellte, hat eine überaus freundliche Aufnahme gefunden. Obgleich es anfänglich nicht beabsichtigt war, hat sich die Gesellschaft entschlossen, das Heftchen käuflich und geschenkweise an weitere Kreise abzugeben, und schon wiederholt neue Auflagen herstellen müssen. Ergab sich schon daraus das Vorhandensein eines Bedürfnisses, so brachte die Bedeutung, die die kolonialen Fragen für unser Volk gewonnen haben, auch ferner Stehenden den Gedanken nahe, die Schule für die koloniale Aufgabe zu gewinnen.

Dabei ergaben sich aus der Natur der Sache zwei große Schwierigkeiten. Die Aufgabe der Schule der Jugend gegenüber ist eine so umfassende und nimmt die Zeit und Kraft der Lehrer und Kinder so ausgiebig in Anspruch, daß man nicht daran denken kann, besonderen kolonialen Unterricht einzuführen. Andrerseits werden die Millionen unserer Volksschüler in so jungen Jahren entlassen, daß sie höchstens in den letzten beiden Schuljahren ausreichend vorgebildet sind, koloniale Stoffe mit Verständnis aufzunehmen. Daher kann die Schule, und besonders die für die große Mehrzahl der künftigen Staatsbürger allein in Betracht kommende Volksschule, nur durch einige Stunden im erdkundlichen Unterrichte und durch einige Stücke des Lesebuchs, die im Anschlusse daran gelesen werden, Interesse und Verständnis für die kolonialen Aufgaben erwecken und einige grundlegende Kenntnisse vermitteln.

An die eigentliche Schularbeit, deren Ergebnis ja eine geistige Selbständigmachung der Kinder sein muß, schließt sich aber überall als Ergänzung die Anregung zum eigenen Lesen und die Darbietung geeigneten Lesestoffs an. Hier war nach unserer Ansicht das Feld, auf dem auch die Deutsche Kolonialgesellschaft ihren Samen ausstreuen konnte. Ein Lesebüchlein für Schülerbibliotheken, auch geeignet zur Verteilung als Prämie, sollte geschaffen werden.

Die Aufgabe forderte, daß die gewählten Stücke in ansprechender Form geschrieben und dem Geschmacke und Verständnisse 14 bis 15jähriger Kinder angepaßt seien. Den Grundstock lieferten die eingangs erwähnten Lesestücke. Bei ihnen war es eine notwendige Forderung, daß sie im allgemeinen in einer Unterrichtsstunde durchgearbeitet werden konnten. Diese Bedingung

konnte für das erweiterte Büchlein um so eher fallen, je mehr das neue Stück dem Verständnisse des ohne Anleitung lesenden Knaben angepaßt war. Die Bearbeiter haben sich bei der Auswahl der Lesestücke von folgenden Gesichtspunkten leiten lassen:

1. Es ist nichts Zufälliges, Nebensächliches oder zeitlich Vorübergehendes berücksichtigt worden, sondern nur das Bleibende, von der Natur Gegebene und daher Wichtigste.
2. Es sind nicht bloß sogenannte „geographische Charakterbilder" aufgestellt worden, sondern auch Schilderungen aus der Tier- und Pflanzenwelt und ebenso eine Reihe sittenkundlicher Skizzen, die den kindlichen Leser einen Blick in die Seele unserer Schützlinge draußen tun lassen.
3. Es ist ferner darauf geachtet worden, daß die deutsche Kulturarbeit in den Kolonien und damit der Zweck der überseeischen Besitzungen möglichst ins rechte Licht gesetzt werde, doch ohne, daß sich dies aufdringlich bemerkbar mache.
4. Es ist endlich von der Aufnahme speziell für Lesebuchzwecke abgefaßter Stücke tunlichst abgesehen worden, und nicht minder hat man darauf verzichtet, aus zwei oder drei schon vorhandenen Beschreibungen eine neue zusammenzustellen.

Ob es den Bearbeitern, die sich opferwillig, allein um der Sache willen, der nicht leichten Aufgabe unterzogen haben, gelungen ist, geeignete Stücke zu suchen und dem Bedürfnisse unter tunlichster Schonung ihrer Eigenart anzupassen, wird der Erfolg entscheiden.

Wir bitten jedenfalls um eine wohlwollende Prüfung dadurch, daß man das Büchlein anschafft und Kindern des angegebenen Alters in die Hand gibt, und werden für alle Mitteilungen an die Verlagsbuchhandlung dankbar sein, die uns wissen lassen, wie es von ihnen aufgenommen wird, und welche Verbesserungen angebracht erscheinen.

Wir hoffen, daß das Büchlein dazu beitragen werde, unser Volk mit richtigen Anschauungen über seine Kolonien zu durchdringen und ihm stolze Liebe zu ihnen einzupflanzen.

Inhaltsverzeichnis.

Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika.

Schutzgebiet Kiautschou.

Schutzgebiet Neu-Guinea und Samoa.

1. Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft.

Wer in Anbetracht der Schwierigkeiten die Ergebnisse unserer bisherigen kolonialwirtschaftlichen Arbeit und danach die Entwicklungsfähigkeit unserer Kolonien gerecht und zutreffend beurteilen will, der muß sich vor allem gegenwärtig halten, welche kurze Spanne Zeit uns bisher für die wirtschaftliche Erschließung unseres Kolonialbesitzes zur Verfügung stand, und mit wie geringen Mitteln wir bisher gearbeitet haben. Man kann sagen, daß reichlich das erste Jahrzehnt unserer deutschen Kolonialpolitik der notdürftigen geographischen Erforschung und politischen Unterwerfung unserer Kolonien, sowie einigen schüchternen wissenschaftlichen Versuchen gewidmet war, und daß erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine planmäßige wirtschaftliche Arbeit auf einer etwas breiteren Grundlage begonnen hat.

Von der aufgewendeten Zeit und den aufgewendeten Mitteln können wir nicht mehr erwarten als bescheidene Proben der Entwicklungsmöglichkeit unserer Schutzgebiete. Diese Proben aber zeigen uns, daß unsere Kolonien von der Natur nicht schlechter bedacht sind, als die Nachbarkolonien fremder Staaten. So steht unsere Togokolonie in ihren wirtschaftlichen Bedingungen hinter der englischen Goldküste und Französisch-Dahome nicht zurück; Kamerun übertrifft in wichtigen Teilen an natürlicher Fruchtbarkeit das benachbarte englische Nigerien und das französische Kongogebiet. Deutsch-Ostafrika hält in seiner Ertragsfähigkeit durchaus einen Vergleich mit Britisch-Ostafrika aus. Selbst das vielgeschmähte Südwestafrika wird von guten Landeskennern dahin beurteilt, daß sein Boden und seine Witterungsverhältnisse im ganzen nicht ungünstiger sind, als diejenigen des benachbarten britischen Südafrika. Nicht anders steht es mit unsern Südseekolonien.

So geringfügig der Ertrag unserer Schutzgebiete noch ist, so zeigt er doch, daß hier ein weites Feld für fast alle diejenigen Kulturen ist, welche wir zur Ergänzung der beschränkten Ertragsfähigkeit des eigenen Vaterlandes brauchen. Die erst seit wenigen Jahren planmäßig betriebenen Versuche mit der Einführung einer sorgsamen Baumwollkultur haben in Togo und Ostafrika bereits überraschend gute Ergebnisse gehabt; in Ostafrika brachte die noch ganz neue Kultur der Sisal-Agaven bereits im verflossenen Jahre einen Ausfuhrwert von nahezu einer Million Mark an Hanf, der auf dem Weltmarkte ausgezeichnet bewertet wird. Togo und Kamerun verfügen über reiche Bestände an Ölpalmen, Ostafrika und die Südseekolonien bieten ein prächtiges Feld für die Gewinnung von Kopra. Die Kautschuk-Ausfuhr aus

Kamerun und Ostafrika ist heute schon nicht unbedeutend und bei einer sorgsamen Gewinnungsmethode und einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse noch in erheblichem Maße steigerungsfähig. Über die Aussichten der Tabak- und Kaffeegewinnung ist ein endgültiges Urteil noch nicht möglich. Dagegen hat zweifellos der Kakaobau in Kamerun und Samoa einen guten Boden. Der Anbau von Mais und Reis hat in Ostafrika während der letzten Jahre ansehnliche Fortschritte gemacht. Südwestafrika hat — abgesehen von den Aussichten des Bergbaues — für die Viehzucht und namentlich für die Gewinnung von Schafwolle eine Zukunft, die sich nach dem Beispiele des ähnlich beschaffenen britischen Südafrika beurteilen läßt.

Der Punkt jedoch, in dem unsere Schutzgebiete gegenüber den mit ähnlicher Ertragsfähigkeit ausgestatteten Nachbarkolonien fast durchweg im Nachteil sind, liegt in den natürlichen Vorbedingungen für den Verkehr. Es ist klar, daß eine Kolonisation in ohnedies schwierigen Gebieten zunächst dort beginnt, wo günstige Landungsverhältnisse zur Niederlassung einladen, und wo schiffbare Ströme einen leichten und billigen Verkehr mit dem Hinterlande gestatten. Wir, als die zuletzt Gekommenen, fanden diese Orte eines leichten Zugangs bereits besetzt. Wir brauchen nur an Ostafrika mit seinem Mangel an schiffbaren Strömen zu denken, an Togo mit seinen ungünstigen Landungsverhältnissen, wo die Engländer mit der Mündung des Volta sich den natürlichen Zugang zum Hinterlande gesichert haben, an Kamerun, das mit seinen für die Schiffahrt unbrauchbaren Flüssen eine tote Ecke zwischen den schiffbaren Stromgebieten des Niger und Kongo bildet, an Südwestafrika mit seiner nahezu unzugänglichen Küste, die zudem noch ein breiter Wüstengürtel vom Hinterlande trennt.

Aber diese Ungunst der natürlichen Verhältnisse, so sehr sie auch die Entwicklung der Kolonien erschwert, ist kein Nachteil, der nicht gut zu machen wäre. Die heutige Technik gestattet uns, diesen Widerstand der Natur zu überwinden. Was unsern Schutzgebieten an natürlichen Verkehrserleichterungen versagt ist, das können und müssen wir ihnen durch leistungsfähige künstliche Verkehrsmittel, durch Landungsanlagen und Eisenbahnen ersetzen.

Nach Prof. Dr. Karl Helfferich 1905.

---

2. Wirtschaftliches Leben in unseren Kolonien.

Leider waren erst die Aufstände drüben in unseren Schutzgebieten und die Aufdeckung von Mißständen in unserer Verwaltung daheim nötig, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise unseres Volkes wieder eindringlich auf unsere überseeischen Besitzungen zu lenken, und diese Mahnungen waren recht rauher Art. Der übergroßen Zahl derjenigen, denen es an Zeit, Gelegenheit und — sagen wir es offen — auch an Interesse fehlte, sich darüber zu belehren, was wir in unseren Kolonien bisher eigentlich wirtschaftlich erstrebt und erreicht haben, mochte es scheinen, als sei unsere Kolonialpolitik überhaupt vollständig niedergebrochen.

Aber sind diese Hiobsposten wirklich alles, was wir von unseren Schutzgebieten zu berichten hätten? Stehen neben den Schattenbildern nicht auch hoffnungsspendende Lichtseiten?

Darauf läßt sich zuversichtlich mit einem ehrlichen „Ja" antworten, und die folgenden Zeilen sollen versuchen, diese Ansicht in kurzen Zügen zu begründen.

Sofort nach Erwerb unserer ersten Kolonien setzte auch unsere wirtschaftliche Tätigkeit daselbst mit vermehrter Kraft ein, und man muß dem deutschen Kapital rühmend nachsagen, daß es sich daran zunächst mit freudiger Willigkeit beteiligte. Leider hatte man dabei fast überall übersehen, daß man von unseren sämtlichen Kolonien eigentlich noch recht herzlich wenig wisse; es fehlte überall an den nötigen geographischen, geologischen und hydrographischen Kenntnissen, es fehlte an landes- und fachkundigen Leitern. Als die auf so unsicherer Basis errichteten wirtschaftlichen Unternehmungen — sehr begreiflicherweise — in ihren Ergebnissen den überspannten Erwartungen nicht umgehend entsprachen, verlor man vielfach — recht törichterweise — das Vertrauen in den wirtschaftlichen Wert unseren Kolonien überhaupt; einem stürmischen Anlauf idealer und geschäftlicher Begeisterung folgte eine Periode der Enttäuschung, Verstimmung und Verdrossenheit, die in weiten Kreisen noch heute die Grundstimmung unserer gesamten Kolonialpolitik gegenüber bildet.

Inzwischen aber hat erfreulicherweise schon seit Jahren, in aller Stille und vom großen Publikum im allgemeinen überhaupt nicht beachtet, eine dritte und aussichtsreichere Zeit unserer Kolonialwirtschaft eingesetzt, die Zeit wirtschaftlichen Vordringens auf wissenschaftlicher Grundlage. Dem deutschen Idealismus und der deutschen Nörgelsucht folgte als dritte echt deutsche Eigenschaft die Gründlichkeit.

In einem hochanerkennenswerten Zusammenwirken von Theorie und Praxis, von Männern der Wissenschaft, der Industrie und des Handels daheim und von wirtschaftlichen Interessenten in unseren Kolonien ging man planmäßig daran, die Grundlagen für einen gesunden Aufbau unserer Kolonialwirtschaft zu suchen und deren Ausbau dann nach Kräften zu fördern.

An dieser verdienstvollen Tätigkeit haben verschiedene Kreise teilgenommen, die Regierung sowohl, wie gemeinnützige und Erwerbsgesellschaften und Privatleute; ein Sammelpunkt dieser Bestrebungen ist aber mehr und mehr das 1896 gegründete Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in Berlin, der wirtschaftliche Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft geworden, dessen Arbeitsplan neben Fragen allgemein wirtschaftlicher Natur, im besonderen die folgenden vier Punkte umfaßt:

Schaffung von Rohstoffen und Erzeugnissen, die für unsere heimische Volkswirtschaft wichtig sind, in unseren Kolonien;

Förderung des Absatzes deutscher Industrieerzeugnisse nach unseren Kolonien;

Vorarbeiten für Schaffung von Eisenbahnen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln daselbst;

Vorbereitung deutscher Siedelung in deutschen Kolonien, soweit diese klimatisch geeignet sind.

Nehmen wir diese Ziele als Grundlage, um einen Blick auf das in unseren Kolonien bislang Erreichte zu werfen!

Als wir unsere überseeischen Besitzungen erwarben, fanden wir als Gegenstände fremden Handels nur Erzeugnisse des Waldes, der Jagd und der einheimischen Volks- oder Kleinkultur vor, und zwar in erster Linie Kaut-

1*

schuk, Elfenbein und Ölfrüchte; ein europäischer Pflanzungsbetrieb war in keinem unserer afrikanischen Schutzgebiete vorhanden. Hier galt es also, einerseits die Eingeborenen zu neuen, lohnenden und für unsere heimische Volkswirtschaft wichtigen Kulturen zu erziehen, andererseits Großpflanzungen unter europäischer Verwaltung und Aufsicht einzurichten, welche auch ihrerseits dazu dienen sollten, die Eingeborenen an eine geregelte Tätigkeit zu gewöhnen und ihnen einen verbesserten Betrieb der Landwirtschaft und Ernteaufbereitung beizubringen.

Die ersten Pflanzungsversuche galten dem Kaffee- und Tabakbau, leider bisher ohne besonderen Erfolg. Der letzte ist zurzeit überall in unseren Kolonien wieder aufgegeben; der in recht ansehnlichem Maßstab angebahnte Kaffeebau in Deutsch-Ostafrika zugunsten lohnenderer Kulturen eingeschränkt worden, und zwar kommen hier besonders Sisalagaven und Kautschukpflanzen in Frage.

Die aus Florida eingeführte, einen vorzüglichen Hanf liefernde Sisalagave hat sich für die Steppen Deutsch-Ostafrikas als eine Kulturpflanze ersten Ranges bewährt; ihr Anbau wird bereits in großem Maßstab betrieben, und die Ausfuhr des Hanfs ist in schneller Steigung begriffen. Ebenso berechtigen die Versuche mit Anpflanzung von Cearakautschuk in Ostafrika zu den besten Hoffnungen.

Angesichts der großen Rolle, welche Kautschuk mehr und mehr im Weltverkehr spielt, hat man ihm überhaupt in allen unseren Kolonien besondere Aufmerksamkeit gewidmet, einerseits wildwachsende Bestände von Kautschukpflanzen festgestellt und in möglichst planmäßige Ausbeute genommen, andererseits einen regelrechten Kautschukanbau in die Wege geleitet. Stammten von den 142000000 Mk. Kautschuk, welche Deutschland im Jahre 1905 einführte, erst ungefähr 5% aus deutschen Kolonien, so dürften diese doch bald eine starke Zunahme in der Lieferung des wichtigen Produkts aufweisen.

Eine besonders große Bedeutung kommt den auf Einführung des Baumwollbaus in unsere Kolonien gerichteten Bestrebungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zu. Sind wir doch bei dem Bezuge dieses für unsere Industrie wichtigsten Rohstoffes im Werte von jährlich rund 400000000 Mk. bisher gänzlich auf nichtdeutsche Gebiete, zu dreiviertel unseres Bedarfs auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika angewiesen, und eine allmähliche, wenigstens teilweise Befreiung von dieser Abhängigkeit wäre von größtem Werte. Die nötigen Vorbedingungen, nämlich geeignete Boden- und Klimaverhältnisse und billige Arbeitskräfte, schienen in verschiedenen unserer Kolonien vorhanden zu sein, und so begann das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee seine Versuche mit Einführung eines regelrechten Baumwollbaus im Jahre 1900 in Togo, 1902 in Deutsch-Ostafrika, mit dem Ergebnisse, daß heute die Einführung des Baumwollbaues in Togo als Volkskultur, in Ostafrika als Volks- und Pflanzungskultur als gesichert erscheinen darf. Weitere, in Ostafrika gedeihende Faserpflanzen sind Bastbananen, Sansevieren und Jute.

An überseeischen Ölfrüchten bezieht Deutschland jährlich für rund 200000000 Mk., und davon kommen bisher für 10000000 Mk. aus unseren Kolonien. Die Gewinnung der Erzeugnisse der Ölpalme, der Erdnuß und des Sesams in West- und Ostafrika ist bisher ausschließlich Eingeborenenkultur und in ihrem Gesamtertrag noch großer Ausdehnung fähig, ebenso wie die im Plantagenbau betriebene Anpflanzung der Kokospalmen, deren Anbau

das wirtschaftliche Rückgrat unserer Südseebesitzungen bildet und letzthin besonders auf Samoa und Neuguinea Fortschritte gemacht hat.

Von tropischen Nahrungs- und Genußmitteln bezieht Deutschland jährlich für 400000000 Mk., davon bisher nur für 2000000 Mk. aus eigenen Kolonien. In erster Reihe steht der Kakao, dessen Großkultur am fruchtbaren Kamerunberg steigende Erträge liefert und auch in Samoa aufgenommen ist. Zahlreiche Studienreisen deutscher, landwirtschaftlicher und botanischer Fachgelehrten nach älteren Pflanzungsgebieten und fremden Kolonien haben aber auch die Einführung anderer, neuer und nutzbringender Kulturen und Spielarten von tropischen Nahrungs- und Genußmitteln und eine Verbesserung der Erntebereitung in unseren Kolonien ergeben.

Auch an der Feststellung von tropischen Nutzhölzern und von Gerbmaterialien in unseren Kolonien, sowie an der Einführung bewährter fremder Kulturen davon, ist mit Erfolg gearbeitet und eine nennenswerte Ausfuhr wertvoller Hölzer aus Deutsch-Ostafrika in greifbare Nähe gerückt worden, während die prächtigen Edelhölzer Kameruns erst nach Beschaffung moderner und leistungsfähiger Verkehrsmittel stärker als bisher ausgebeutet werden können. Die Anpflanzungen des wertvollen Teakholzes in Deutsch-Ostafrika gedeihen vortrefflich, und die Kultur australischer Gerberakazien soll hier, wie in Südwestafrika, aufgenommen werden; inzwischen liefern auch schon die Mangrovenrinden Ostafrikas Gerbmaterial für das Mutterland.

Als Viehzuchtland kommt von allen unseren überseeischen Besitzungen in erster Linie Südwestafrika in Betracht, und zwar handelt es sich dabei nicht nur um Rinder und Pferde, die vorab für den Bedarf der Kolonie selbst und ihrer Nachbargebiete dienen, sondern auch um Wollschafe, Angoraziegen und Strauße, deren Wolle, Felle und Federn wertvolle und für die deutsche Industrie wichtige Ausfuhrartikel zu liefern vermögen. Fettschwanzschafe und gewöhnliche Ziegen werden aber auch in Deutsch-Ostafrika mehr und mehr Felle und Häute für den deutschen Bedarf liefern.

Werfen wir einen Blick auf die in unseren Kolonien vorhandenen Mineralschätze, so steht auch darin, nach dem bisherigen Stand unserer Kenntnisse, in erster Linie gerade unser koloniales Schmerzenskind Südwestafrika, von dessen verschiedenen Kupferlagern das bisher als reichstes bekannte in allernächster Zeit planmäßiger Ausbeutung entgegengeht. Die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft hat im September 1906 ihre 570 km lange Eisenbahn fertiggestellt, welche die Erzlager des Ovambolandes mit dem Ausfuhrhafen Swakopmund verbindet, und man hofft, im ersten Vierteljahr 1907 die Schmelzöfen anblasen und die reichen Erze aus diesem Teile des Schutzgebietes zur weiteren Verarbeitung nach Deutschland senden zu können. Auch dem Abbau anderer bekannter Kupferfundstellen in Südwestafrika hat man neuerdings Aufmerksamkeit gewidmet, und die Untersuchung der „Blaugrundstellen" nach Diamanten, durch den Aufstand unterbrochen, ist letzthin wieder aufgenommen worden. Gold hat man in verschiedenen unserer Kolonien, besonders in Deutsch-Ostafrika gefunden, eine planmäßige Ausbeutung ist bisher aber nicht erfolgt, hauptsächlich weil leistungsfähige Verkehrsmittel fehlten. Dagegen verspricht die bevorstehende Inangriffnahme der reichen Phosphatlager auf Nauru, einer der zur Marschallgruppe gehörigen Inseln, für unseren Südseebesitz besonders wichtig zu werden.

Was den fremden Handel unserer Schutzgebiete betrifft, so belief sich derselbe im Jahre 1903, im letzten Normaljahre vor den Aufständen, auf 101 000 000 Mk., nämlich 67 000 000 in der Einfuhr und 34 000 000 in der Ausfuhr, und zwar hat die Handelsentwicklung im allgemeinen sowohl, wie speziell auch der Anteil des Mutterlandes daran, ständig zugenommen, obgleich Deutschland seinen Kolonien, im Gegensatz zu den meisten anderen Kolonialmächten, bei der Erhebung der Zölle keinerlei Bevorzugung einräumt.

Die Werterzeugung und damit der fremde Handel unserer Kolonien werden einen wesentlichen Aufschwung aber erst dann nehmen können, wenn wir durch den Bau von Eisenbahnen und allgemeine Verbesserung der Verkehrsmittel die Gewinngrenze immer weiter nach dem Innern zu verschieben und damit große Landflächen überhaupt erst der Einführung und Ausbreitung wichtiger Kulturen, deutscher Siedelung und fremdem Handel erschließen. Später als andere Kolonialmächte hat Deutschland begriffen, welch mächtige Hebel zur wirtschaftlichen Entwicklung von Kolonien Eisenbahnen bilden; aber die Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Frage dringt erfreulicherweise auch bei uns mehr und mehr durch, und man ist sich im großen und ganzen auch heute ganz klar darüber, welche Bahnen gebaut werden müssen; in den dem Reichstag vorgelegten Denkschriften hat die Regierung ausdrücklich darauf hingewiesen, daß große Kolonialgebiete ohne Eisenbahnen ein unsicherer und wirtschaftlich nicht erschließbarer Besitz bleiben.

Die Liste der wirtschaftlichen Leistungen und Bestrebungen in unseren Kolonien ist mit den vorstehend aufgeführten längst nicht erschöpft; es konnten hier nur einige Hauptpunkte herausgegriffen werden; aber schon diese dürften vollauf beweisen, daß man auf einem allmählich immer besser bekannten Boden vielseitig, gründlich und aussichtsreich an dem wirtschaftlichen Ausbau unserer sämtlichen Kolonien arbeitet.

An den Aussichten unserer Kolonien zu verzweifeln, liegt nicht die geringste Veranlassung vor, sie sind der Entwicklung ebenso fähig und wert, wie benachbarte Kolonien anderer Kolonialmächte; aber sie stellen an die Geduld des deutschen Volkes die billige Forderung, die Ernte nicht vor einer regelrechten Aussaat erwarten zu wollen. Gerade der Umstand, daß die Alltagsweisheit des letzten Satzes bislang in kolonialen Dingen zu wenig beachtet wurde, hat vielfach eine falsche Auffassung über den Wert unserer Kolonien überhaupt gezeitigt. Widmen wir ihnen dauernd das Interesse, das sie verlangen und verdienen, und gehen wir mit zielbewußter Ausdauer und großzügigen Mitteln an ihre Entwicklung, so wird ein erfreulicher Erfolg nicht ausbleiben.
Moritz Schanz, Chemnitz 1906.

---

3. Kautschuk.

Die gewaltige Entwicklung der elektrischen Gewerbe, der ungeahnte Aufschwung, den die Herstellung von Fahrrädern und Kraftwagen genommen hat, rückte während der letzten 10 Jahre den Kautschuk in den Vordergrund. Dieses Erzeugnis einer Reihe Milchsaft enthaltender Bäume, Sträucher und Kräuter heißer Erdstriche ist für alle Völker, die Tropenländer besitzen oder

ihre Erträgnisse verarbeiten, zu einem Wertgegenstand von höchster Bedeutung geworden. Es besteht für sie geradezu eine Kautschukfrage. Man hat nicht unrecht, wenn man auf den immer steigenden Verbrauch hinweist und warnend betont, daß die Ausfuhrlisten der Kautschuk gewinnenden Länder trotz des wachsenden Bedarfs und der steigenden Preise in den letzten Jahren entweder keine Steigerung oder sogar ein unverkennbares Fallen der ausgeführten Mengen beweisen. Den Weltverbrauch schätzt man zurzeit auf 60000 Tonnen; Brasilien, das ungefähr die Hälfte des gesamten zur Verarbeitung gelangenden Kautschuks liefert, verschiffte 1901: 29373, 1904: 28792 Tonnen. Man kann die Befürchtung nicht ungerechtfertigt finden, daß es an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist. Viel schlimmer sieht es anderwärts aus.

Bei dieser Sachlage sah man ein, daß mit der bisherigen Weise der Kautschukgewinnung, der Ausbeutung allein der wilden Bestände tropischer Urwälder und Parklandschaften, gebrochen werden müsse. Die tropische Landwirtschaft sah sich vor die Aufgabe gestellt, dem bis dahin getriebenen Raubbau einen planmäßigen Anbau der Kautschuk liefernden Gewächse an die Seite zu setzen. Die Aufgabe war nicht leicht; ihre Lösung erschien im höchsten Grade ungewiß, im Widerspruch stehend mit der Erfahrung vergangener Zeiten. Von der ganz überwiegenden Menge unserer angebauten Nutzpflanzen wissen wir, daß sie eine Errungenschaft Jahrhunderte und Jahrtausende währender Züchtung sind, von vielen kennen wir die ursprünglichen Stammeltern überhaupt nicht. Kann es gelingen, mußte man sich fragen, einen Baum des von Menschenhand noch unberührten Urwaldes ohne weiteres im Laufe eines oder mehrerer Geschlechter in ein Kulturgewächs umzuwandeln? Wird er, schön in Reihe und Glied gepflanzt, die Eigenschaften behalten, um derentwillen uns seine wilden Anverwandten so wertvoll geworden sind? Die tropische Landwirtschaft hat sich durch solche Bedenken nicht abschrecken lassen. Gelockt durch den in Aussicht stehenden Gewinn, hat sie die neue Aufgabe mit aller Tatkraft in Angriff genommen. Engländer, Amerikaner und Holländer gingen voran, schüchterner folgten Franzosen und Deutsche ihnen nach. In unseren deutschen Kolonien setzte die Kultur viel später ein, als in denen der Engländer, aber immerhin darf man hoffen, daß ihre Ausdehnung ständig wachsen wird. In Ostafrika belief sich im Mai 1905 die Zahl der ausgepflanzten Bäume auf 350000, etwa ebensoviele waren in Kamerun vorhanden. Am fortgeschrittensten ist Neu-Guinea; denn hier stehen bereits mehr als eine halbe Million Bäume in den Pflanzungen. Togo hält sich noch sehr zurück, und es dürfte auch in Zukunft kaum große Ausbeute liefern; dagegen hat Samoa vielversprechende Anfänge gemacht. Alles in allem genommen können wir sagen, daß die auf deutschem Grunde emporgeblühte tropische Landwirtschaft inbezug auf Kautschukkultur wohl hinter der anderer Kolonialmächte etwas zurückgeblieben ist, aber keineswegs die Hoffnung aufzugeben braucht, den Vorsprung, den die Engländer, Amerikaner und Holländer gewonnen haben, bei rühriger Tätigkeit wieder einzuholen.

Nach Volkens 1905.

4. Die wichtigsten Kautschuk-Gewächse.

An der Spitze aller Kautschuksorten, sowohl in bezug auf die Güte als auf die zur Verwendung gelangende Menge steht der Parakautschuk, so genannt nach dem brasilianischen Hafen, von dem aus er fast ausschließlich in die Welt geht. Gewonnen wird er aus der Milch eines Wolfsmilchgewächses, eines Baumes mit dem botanischen Namen Hevea brasiliensis. Seine Verbreitung ist eine im Vergleiche zu anderen Bäumen tropischer Wälder ganz ungeheure, sie erstreckt sich von der Mündung des Amazonenstromes bis zu seinen Quellgebieten und umfaßt dazu das ganze gewaltige Becken, das seine west-südlichen Zuflüsse durchströmen. Der hochwertigste Parakautschuk, von dem ein Kilo in Hamburg mit 12,40 Mk. bezahlt worden ist, stammt ausschließlich aus der Milch der Hevea brasiliensis und wird durch ein Räucherverfahren gewonnen, das auf die Herstellung dünner, später zu einem großen schwarzen Brote zusammengepreßter Platten hinausläuft. In deutschen Kolonien ist die Hevea in nennenswerter Menge bisher nur von der Neu-Guinea-Kompagnie angepflanzt worden. Diese besaß 1905 rund 16 000 solcher Bäume, etwa 1000 möchten in Kamerun in den Pflanzungen zerstreut stehen.

Brasilien ist in der glücklichen Lage, noch zwei andere Kautschukbäume verwerten zu können, die nicht seinen Waldgebieten, sondern der Steppe sich nähernden trockeneren Landstrichen angehören. Der eine, Manihot Glaziovii liefert den Ceara, der andere den Pernambuco-Kautschuk. Manihot Glaziovii ein Baum, der selten mehr als 12—15 m Höhe erreicht, ist besonders im Hinterlande der Provinz Ceara verbreitet, in einem Gelände, das oft geradezu wüstenartiges Gepräge trägt. Was diesem Baume seine Bedeutung gibt, ist seine ganz außergewöhnliche Anpassungsfähigkeit an fremde Klimate. Bereits vor 30 Jahren wurde er nach Singapore überführt und gelangte von dort nach Indien, Ceylon, Ostafrika. Als ich vor 12 Jahren in Tanga weilte, sah ich in der Umgebung dieser Stadt bereits allenthalben starke, reichlich Frucht tragende Stämme; aber sie hatten trotz ihres vorzüglichen Gedeihens einen Fehler von allerdings schwerwiegender Art, sie gaben beim Anschneiden keine Milch, und damit keinen Kautschuk. Man gab die Kulturen auf. Neuerdings unterhält wieder die Ostafrikanische Gesellschaft eine Pflanzung von 250000 Bäumen, und mehrere andere Gesellschaften haben sich gleichfalls auf die Manihot-Pflanzung geworfen. Zwei Umstände haben diese Änderung der Anschauungen bewirkt, einmal eine planmäßige Ergründung der Fragen, wann und wo und wie man einen Baum anzuschneiden hat, um die Milch fließen zu machen, und dann die Erwägung, daß kaum ein anderer Baum in Steppengebieten so mühe- und kostenlos zu vermehren und aufzuziehen ist wie dieser. Rechnet man für ihn auch nur 100—250 g auf Baum und Jahr, wie es die Erfahrungen der letzten Jahre erwarten lassen, dann kommt man immerhin auf einen Ertrag, der durchaus lohnend erscheint. Es ist anzunehmen, daß ein sparsam wirtschaftender Pflanzer auf das Hektar einen Bruttoertrag von 700 Mk. herausschlägt. Für Ostafrika ist darum eine Vermehrung der Manihot-Bestände nur zu empfehlen.

Von allen Kautschukarten, deren sich der Handel bemächtigte, ist die älteste eine Sorte, die in Mittelamerika ihre Heimat hat. Sie stammt zumeist von einem Baum, den der Botaniker Castilloa elastica nennt und zur Familie der Maulbeergewächse zählt. Der genannte Baum ist einer der

stattlichsten aller Kautschukbäume, hören wir doch von Stämmen, die 40 bis 50 m Höhe und 2 m Dicke erreichen. Ein solches Wachstum ist natürlich nur im Schatten eines echt tropischen Urwaldes zu erwarten, im offenen freien Lande werden die Stämme selten mehr als 20 m hoch. Die Ausbeutung der wilden Bestände ist durchgehends eine sehr rohe. Entweder wird der Stamm gefällt und ihm die gesamte Milch, die nicht selten 15 bis 30 kg, in Ausnahmefällen bis zu einem Zentner Kautschuk liefert, auf einmal entzogen, oder aber er wird mit einem Buschmesser so verwundet, daß er auch dadurch meist dem Tode anheimfällt. Das Gewinnen des Kautschuks wird durch Kochen der Milch oder durch Zusatz saurer Pflanzensäfte bewirkt. Das Gerinnsel wird vom Sammler in Gestalt dicker Fladen dem Händler übergeben; dieser zerschneidet sie der Prüfung wegen in schmale Streifen, und so kommen sie auf den Markt.

Bei der geschilderten Art des Raubbaues kann es nicht wundernehmen, daß die Gewinnung des Kautschuks aus Castilloa fast in allen Staaten fortdauernd zurückgeht. Die verminderten Einnahmen drängten auf einen Ersatz, und so kam es, daß man bereits im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts mit der Anlegung von Castilloa-Pflanzungen vorging. Die Erfahrungen, die man damit in unseren Kolonien gemacht hat, sind nicht gerade ermutigend. In Kamerun rottete ein Schädling, ein Käfer, die schon vorhandenen, nicht unbedeutenden Bestände fast vollständig aus. Besser lauten die Berichte aus Neu-Guinea, wo 1905 etwa 270000 Bäume gepflanzt waren.

Ich verlasse die Kautschuksorten amerikanischer Herkunft und wende mich denen ostasiatischen Ursprungs zu. Die Hälfte davon liefern Feigenbäume, besonders der auch bei uns im Zimmer gehaltene Gummibaum Ficus elastica, die andere Hälfte geben Lianen sehr verschiedener Art. Jener Baum ist von allen Kautschukgewächsen zuerst in Kultur genommen worden; denn schon im Jahre 1861 begannen die Holländer ihn auf Java nach forstwirtschaftlichen Grundsätzen anzubauen. In Neu-Guinea stehen bereits mehr als 150000 Bäume, die zum Teil schon gezapft werden. In Kamerun hat ein Bockkäfer leider in den Pflanzungen großen Schaden angerichtet, indessen scheint man seiner in letzter Zeit Herr geworden zu sein.

In Ostafrika und Togo wird ein anderer Feigenbaum vielleicht Aussicht auf Erfolg haben, der in Neu-Kaledonien seine Heimat hat. Dr. Schlechter brachte von dort 1902 einige Feigen mit, ihre Samen wurden durch die botanische Zentralstelle für die Kolonien im Botanischen Garten in Dahlem bei Berlin ausgesät. Sie keimten und lieferten eine Anzahl Pflänzlinge, die durch Stecklinge weiter vermehrt und in unsere Kolonien überführt wurden. Jetzt ist Ficus Schlechteri, so heißt der Baum, bereits zu Tausenden in Ostafrika, Togo, Kamerun und Neu-Guinea zu finden, und von überall her wird berichtet, daß er wie Unkraut in die Höhe schieße und sich auf das leichteste vermehren lasse. Einige Jahre wird es wohl noch dauern, ehe wir wissen, ob sein Kautschuk die guten Eigenschaften des neukaledonischen behalten hat.

Als letztes Herkunftsgebiet der Handelsware, die uns hier beschäftigt, haben wir Afrika ins Auge zu fassen. Es birgt eine Fülle kautschukliefernder Gewächse, an 50—60 Arten, aber die meisten sind auf ein verhältnismäßig kleines Verbreitungsgebiet beschränkt. Diese Tatsache ist bemerkens-

wert. In Amerika wenige Arten, die jede für sich in Gebieten von größter Ausdehnung vorkommen, in Afrika sehr viele, von denen jede nur einen kleinen Ausschnitt der Erdfläche belegt hat. Während in Asien die Lianen nur einen Zuschuß zur Marktware geben, spielen sie in Afrika die Hauptrolle. Es sind in der Mehrzahl Schlinggewächse, die von frühester Jugend an oder erst später, nachdem sie eine gewisse Erstarkung erreicht haben, in Wäldern und Steppengehölzen mit Hilfe ihrer windenden Achsen oder besonderer Kletterwerkzeuge an Bäumen und Sträuchern in die Höhe gehen, um zu möglichst uneingeschränktem Lichtgenusse zu gelangen. Die Art der Gewinnung des Kautschuks aus allen diesen Gewächsen ist eine sehr verschiedene. Bald geschieht sie durch einfaches Gerinnenlassen der Milch am Stamme selbst oder auf der mit ihr bestrichenen Haut des sammelnden Negers, bald durch Kochen der Milch, bald durch Hinzufügen saurer Pflanzensäfte oder von Salzwasser.

Neben den Lianen hat in neuerer Zeit auch ein Baum des schwarzen Kontinents sich als Kautschukspender hervorragend bemerklich gemacht, die Kickxia elastica. An ihn knüpfen sich darum die größten Hoffnungen, weil man in seinem Kautschuk ein Pflanzungserzeugnis der Zukunft in Afrika sieht. Dank den Bemüungen des verdienstvollen ehemaligen Leiters des botanischen Gartens in Victoria, Prof. Dr. Preuß, wurde Kickxia elastica zur künstlichen Anpflanzung gebracht. Augenblicklich reifen schon Hunderttausende von jungen Bäumen dem ertragfähigen Alter von 7 Jahren entgegen.

So vielversprechend und umfassend alle diese Anpflanzungen auch sind, noch ist es in Dunkel gehüllt, ob die Bäume, die gleichsam zwangsweise zur Kulturpflanze gestempelt wurden, sich auf Jahre, auf ein Menschenalter hinaus werden anzapfen lassen. Es gilt, sie zu studieren, unablässig neue Erfahrungen zu sammeln und aus jedem Mißerfolge neue Einsichten zu gewinnen. Auch in der tropischen Landwirtschaft müssen Wissenschaft und Erfahrung in der Natur zusammenarbeiten. Nach Volkens 1905.

5. Kopra und die Kokospalme.

Die Kopra ist nichts anderes als der von der Sonne leicht angetrocknete und dadurch versandfähig gemachte Kern der Kokosnuß. Früher wurde aus ihrem fleischigen Kern nur Öl gewonnen, das sogleich an Ort und Stelle ausgepreßt und zu Schiff versandt wurde. Dabei kam es des öfteren vor, daß das Öl auf dem langen Wege ranzig wurde. Man hatte verschiedene Versuche gemacht, diesem Übel abzuhelfen, doch mit wenig Erfolg. Endlich gelang es dem deutschen Konsul Weber auf Samoa, eine ebenso einfache, wie schadensichere Behandlungs- und Verschiffungsweise ausfindig zu machen. Statt nämlich den aus der Nuß in Stücken herausgeschnittenen Kern in die Ölpresse zu tun, trocknete man ihn jetzt leicht auf einem einfachen Holzgerüst an der Sonne. Dadurch wird er haltbar und tauglich, aufgespeichert und versandt zu werden. Freilich trocknet er bei längerem Lagern immer noch etwas mehr ein, wodurch er ein wenig an Gewicht und an Ölgehalt verliert;

doch ist dieser kleine Nachteil gegenüber dem riesigen Vorteil nicht in Anschlag zu bringen, daß jetzt kein ranziges Öl mehr in Europa ankommt, sondern der noch ungepreßte, zu mancherlei Erzeugnissen verarbeitbare, trockene Kern der Kokosnuß, die Kopra.

Tatsächlich gelang es in kurzer Zeit, eine ganze Reihe von Öl- und Fettwaren aus der Kopra herzustellen, z. B. Seifen, Kerzen, Kokosbutter, und es werden immer noch neue Verwendungszwecke gefunden.

Da die glückliche Webersche Erfindung zudem noch den großen Vorteil mit sich brachte, daß die Rückstände, die früher an Ort und Stelle nutzlos waren, jetzt noch als Kraftfutter verwendbar sind, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die Kopra in allen Ländern der Erde flotten Absatz findet und hoch im Preise steht. So hat man früher schon den Wert einer Tonne Kopra auf 120 bis 200 Mk. berechnet.

Wie groß der Verbrauch davon auf der Welt ist, erhellt z. B. aus der Tatsache, daß es in Marseille und Umgebung Ölfabriken gibt, die etwa 800 000 Tonnen Kopra zu je 1000 kg jährlich verarbeiten. Auch in Deutschland, z. B. in Bremen und Hannover, bestehen solche Fabriken. Die Nachfrage nach Kopra ist fortwährend im Steigen, so daß Pflanzer und Händler in den letzten Jahren stets einen willigen Markt gefunden haben, der ihnen Gewinn sicherte und sie zu neuen Anlagen und zur Ausdehnung des Handels ermutigte. Man kann im Durchschnitt rechnen, daß aus 7000 Nüssen eine Tonne Kopra hergestellt werden kann. Die volltragende Palme trägt 70 bis 100 Nüsse, 1 ha liefert daher etwa gegen das zehnte Jahr eine Tonne Kopra. Europäer und zahllose Schwarze finden ihren Unterhalt bei der Verwertung dieser nützlichsten aller Palmen.

Die Anforderungen, die die Palme ihrerseits an Boden, Klima und Pflege stellt, sind nicht erheblich. Sie liebt Salzluft und Seewinde, bevorzugt etwas sandigen, nicht allzu schweren, auf der Koralle ruhenden Boden. Daraus ist zu folgern, daß sie am besten an der Meeresküste gedeiht. Nach dem Innern des Landes nimmt sie an Zahl und Ertragsfähigkeit ab, bis sie in einer gewissen Entfernung von dem Meere ab gänzlich verschwindet. Damit ist auch die Grenze ihres nutzbringenden Anbaus gegeben, er hat sich auf die Küstengebiete zu beschränken.

Bezüglich des Raumes, dessen die Palme zu ihrer gedeihlichen Entwicklung bedarf, ist sie anspruchsvoll. In der Südsee hat die Erfahrung gelehrt, die einzelnen Bäume in Entfernungen von je 10 m nach jeder Seite hin zu pflanzen. Auf 1 ha gehen daher nur 100 Kokospalmen, die im sechsten Jahre etwa 20 Nüsse auf den Baum und von da ab von Jahr zu Jahr mehr liefern, bis sie im Alter von 10 bis 12 Jahren mit 70 bis 100 Nüssen Jahresertrag volltragend sind. Natürlich wäre eine Pflanzung viel leichter anzulegen und zu erhalten, wenn man in kleineren Abständen pflanzen könnte. Dies verträgt aber der Baum nicht, er führt dann nur ein kümmerliches Dasein. Immerhin ist eine Kokospflanzung, zumal sie nach der ersten, allerdings nicht mühelosen Anlage in der Regel wenig Pflege mehr erfordert und bis ins 80. Jahr Früchte spendet, ein sehr wertvolles, einträgliches Besitztum. Freilich gibt es auch Feinde, die den Ertrag zum Teil beeinträchtigen oder völlig rauben können, so die Ratten, anhaltende Dürre und vor allem in der Südsee die fürchterlichen Taifune, oder auch, wie 1905 in Jap, die verderbliche Blattlaus.

Dem Eingeborenen der australischen Inselwelt ist die Kokospalme auch sonst für sein Leben von höchstem Werte. Sie nährt ihn und tränkt ihn mit ihrer Frucht, sie liefert ihm das Holz zu seinem Hause, zu seinem Boote und zu vielerlei Geräten, sie deckt mit ihren Blättern das Dach seiner Hütte, gibt ihm zu deren Auskleidung die Matten, kleidet ihn wohl auch mit dem Bast ihrer Rinde und läßt ihn ihr Fasergewebe zu allerlei Arbeiten verwerten.

Nach Salesius und v. Beck.

---

6. Die Kolanuß.

Nachrichten über die Kolanuß, dieses wichtige und unentbehrliche Gewächs Afrikas, sind schon ziemlich früh nach Europa gekommen. Am Ende des 16. Jahrhunderts führten die Portugiesen das Genußmittel als ein gesuchtes Tauschobjekt nach Innerafrika, und schon damals lief das portugiesische Sprichwort um: „Wer kostet von der Kola, bleibt in Angola". Zur selben Zeit kamen die ersten Kolanüsse nach London. Die Bekanntschaft mit dem Baume, der diese Nüsse trägt, ist natürlich viel jünger und erst im 19. und unserem Jahrhundert eine genauere geworden. Seine ursprüngliche Heimat ist die Westküste Afrikas; aber das Lieblingsgewächs der Neger ist schon vor langer Zeit von ihnen nach Amerika verpflanzt worden. Und England hat nicht nur in seinen afrikanischen Kolonien, sondern auch in den indischen, amerikanischen und australischen Ländern und Inseln bedeutende Kola-Anpflanzungen gemacht.

Der echte Kolabaum ist ein weit über die Äquatorländer Westafrikas von Sierra Leone bis zum Kongo und bis in Entfernungen von 700 bis 800 km von der Küste vorkommender schöner Baum, der 10 bis 20 m erreicht und in seiner Erscheinung mit seiner dicken grauen Rinde und den niedrig hängenden Ästen fast an unsere echte Kastanie erinnert. Die Kola scheint sich recht verschiedenen Böden anzupassen und flieht allein sumpfige und Überschwemmungen ausgesetzte Gebiete. In seiner eigentlichen Heimat Westafrika ist der Kolabaum sehr anspruchslos und nimmt mit dem allerschlechtesten Boden vorlieb, wenn er nur nicht unter Nässe leidet. Die Kola bedarf eines warmen und feuchten Klimas, und wenn sie sich auch von der Nachbarschaft des Meeres bis zu Höhen von 1100 bis 1500 m findet, so bekommt ihr doch am besten die Lage zwischen 300 und 600 m.

Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, indem man die größten und reifsten auswählt. Die jungen Pflanzen erscheinen nach 3 bis 5 Wochen; man läßt sie wachsen, bis sie 30 cm hoch sind; dann muß man ausdünnen, indem man die Hälfte der Pflänzlinge in ein neues Beet einsetzt und wachsen läßt, bis sie fast 1 m hoch sind. Die letzte Verpflanzung findet im Beginn der Regenzeit statt. Da die jungen Pflanzen des Schattens bedürfen, ist es nötig, wenn kein natürlicher Schatten vorhanden ist, einige Monate vorher Bananen zu pflanzen. Man hat so den Vorteil, Vorernten zu erhalten, aber die Bananen erschöpfen den Boden. Man pflanzt sie 3 bis $3^1/_2$ m voneinander zwischen die Kolabäume. Eine einmal eingerichtete Pflanzung

hält sich lange und kann ihrerseits Schatten für andere Kulturen gewähren, besonders für gewisse Lebensmittel. Der Kolabaum erschöpft den Boden nur in geringem Maße, aber die Bananen vorher und Hülsenfrüchte nachher saugen den Boden genügend aus, um von Zeit zu Zeit eine Düngung notwendig erscheinen zu lassen. Wenn der Baum zu alt geworden ist, kann man sein Holz zu Bauten benutzen.

Im wilden Zustande beginnt der Baum im 5. und 6. Jahre zu tragen, doch erreicht er seine volle Tragfähigkeit erst im 9. und 10. Jahre. Bei sorgfältiger Kultur trägt er schon früher und gibt schönere Früchte. Diejenigen von Trinidad und Jamaika werden bedeutend größer als die Nüsse der wilden Kola. Man kann jährlich zweimal ernten. Unter günstigen Bedingungen schätzt man den jährlichen Ertrag auf 50 bis 60 kg trockener Nüsse auf den Baum, was 100 bis 150 kg frischer Nüsse entspricht. Die Aufbewahrung der Nüsse erfordert viele Sorgfalt. Die Kapseln werden, bevor sie von selbst herunterfallen, vom Baume gepflückt, wenn sie eine gelbbraune Farbe angenommen haben und sich zu öffnen anfangen. Es finden sich 5 bis 15 rote und weiße Samen in ihnen, jeder einzelne 5 bis 25 g schwer; sie sind von einem klebrigen, gelblichweißen Schleim umgeben, den man entfernen muß. Die weißen Samen sind beliebter als die roten; aber wenn sie trocken sind, nehmen sie alle dieselbe braune Farbe an.

Die Neger Afrikas sind seit alten Zeiten große Verehrer der Kolanuß, die in ihrem täglichen Leben eine bedeutende Rolle spielt, und es gibt kaum afrikanische Gebiete, wo die kostbare Frucht nicht Gegenstand eines bedeutenden Handels ist. Dank ihnen können die Eingeborenen nach dem Genuß von Mengen, die 40 g täglich nicht übersteigen, sehr mühsame Wege unter der Tropensonne zurücklegen, ohne die geringste Ermüdung in den Gliedern zu spüren, obwohl sie gegen 40 kg Gewicht tragen. Die Kola gestattet ihnen auch, wenig Nahrung zu sich zu nehmen, und dient ihnen so zur Zeit der Hungersnot, ohne daß ihre Kräfte oder Widerstandsfähigkeit vermindert werden. In einem amtlichen Bericht an die englische Regierung vom September 1890 bemerkt der Konsul von Bahia über die Wirkung dieser Nuß, daß dank der Anwendung der Kola eine Last, die von acht brasilianischen Negern nicht getragen werden konnte, leicht von vier afrikanischen Negern getragen wurde. Er erzählt von einem Zuckersack im Gewicht von 80 kg, der von einem jungen und kräftigen brasilianischen Neger als zu schwer zurückgewiesen, aber dank des Genusses der Kolanuß vier Meilen weit von einem alten afrikanischen Neger getragen wurde. Auch europäische Afrikaforscher, die die Kola nach der Methode der Neger anwandten, haben bestätigt, daß die ihr zugeschriebenen Wirkungen nicht übertrieben sind. Nach ihrem Genusse haben sie die größten Anstrengungen unter der heißen Sonne ertragen können. Gegen Leberkrankheiten und Diarrhöe wenden die Eingeborenen Afrikas sie mit demselben Erfolge an wie als Mittel, bei großer Müdigkeit den Schlaf zu vertreiben.

Durch diese seit undenklichen Zeiten bekannten Eigenschaften hat sich die Kola im bürgerlichen und religiösen Leben der Bewohner Zentralafrikas, besonders der Aschantiländer, eine bedeutsame Rolle gesichert. In vielen Gegenden Mittelafrikas kann kein wichtiges Geschäft abgeschlossen werden, bevor nicht einige Nüsse von beiden Seiten genossen worden sind. Ohne eine Zugabe von Kolanüssen hat selbst die kostbarste Hochzeitsgabe keinen

Wert. Auch jedes Heiratsgesuch wird mit einem Geschenk weißer Kolanüsse eingeleitet; erfolgt das Gegengeschenk in derselben Ware, so ist der Freier willkommen, rote Nüsse dagegen bedeuten eine abschlägige Antwort. Kein Zauber, kein Sühneopfer übt seine Wirksamkeit ohne Kola. Dem Verstorbenen geben die Angehörigen und Freunde beim Begräbnis ein paar Kolanüsse als Gabe der Liebe und Ausrüstung für die weite Jenseitsreise mit ins Grab. Schließen die Häuptlinge Frieden oder Bündnisse, so tauschen sie vor allem weißkernige Kolanüsse aus; die rote Kolanuß gibt die schlimme Entscheidung (Tod oder Krieg), und wenn jemand dem Gast aus Mangel an weißen Nüssen rote anbieten muß, so fügt er entschuldigend hinzu: „Hätte ich weiße, so würdest du diese erhalten." Demgemäß hat die Kola in Afrika einen großen Wert; sie diente den Negern in Guinea beim Verkauf von Sklaven geradezu als Münze. Aus Wiese 1906.

Schutzgebiet Togo.

1. Das Togoland.

An der früher durch ihren Menschenhandel berüchtigten Sklavenküste liegt Deutschlands kleinstes Schutzgebiet, nämlich Togo. Es erstreckt sich vom 6. bis zum 11. Grade nördlicher Breite, gehört also ganz in die heiße Zone. Das flache, völlig hafenlose Gestade senkt sich langsam unter den Meeresspiegel und wird von einer furchtbaren Brandung umtobt, die unaufhörlich schwere, schaumgekrönte Wellenzüge an das Ufer treibt, wo sie sich donnernd brechen. Die Schiffe müssen daher weit draußen vor Anker gehen und ihre Reisenden und Waren in Booten zur Landungsbrücke senden, die bei der Hauptstadt Lome an 300 Meter in die See hineingebaut ist.

Froh betritt der Fremde den sicheren Steg und eilt erwartungsvoll dem neuen Ziele entgegen. Vor ihm leuchtet im Sonnenschein der gelblichweiße Strand, der sich nach rechts und links in ermüdender Eintönigkeit fortzieht. Etwas landauf, für die Salzflut nicht mehr erreichbar, winkt das erste Grün, eine genügsame Winde mit langen Ranken und ein zähes Queckengras, das eng den dürren Sand durchwurzelt. Dann folgt, anfänglich vereinzelt, niedriges Gebüsch, das bald zum undurchdringlichen Dickicht wird, aus dem ab und zu knorrige, verkrüppelte Bäume neben schlanken Kokospalmen hervorragen.

Im Bereiche der Stadt ist der wilde Busch längst verschwunden. Auf reinlichem Grunde erheben sich lange Häuserreihen, an wohlgepflegten, sauberen Straßen, die zu beiden Seiten bepflanzt sind. Der südliche Teil Lomes ist das Europäerviertel. Hier wohnt der kaiserliche Gouverneur mit seinen Beamten und den Offizieren, welche die aus Eingeborenen gebildete Truppe befehligen. An die Regierungsbauten schließen sich, parallel zum Strande, die Geschäftshäuser der Weißen, in Afrika „Faktoreien“ genannt, mit ihren ummauerten Höfen, ihren Lagerschuppen und Verkaufsläden, in denen von früh bis spät gehandelt wird. Telegraph und Fernsprechleitungen gehen, wie bei uns, vom Postgebäude aus. Fast in einer Linie mit der Landungsbrücke liegt der Bahnhof, unweit dessen die katholische Missionskirche mit ihren hohen Spitztürmen sichtbar wird. Die evangelische Mission, die seit 1847

unter den Heiden der Sklavenküste wirkt, hat Gotteshaus und Schulen mehr im Stadtinnern errichtet.

Togo besitzt zwei Eisenbahnen. Die eine ist die 45 Kilometer lange Küstenbahn, die alle wichtigen Handelsplätze am Gestade verbindet; die andere ist die Binnenbahn, welche sich durch ganz Südtogo bis zum Gebirge fortzieht. Beide Strecken werden fleißig benutzt, namentlich von eingeborenen Reisenden, die für sich wie für den Versand ihrer Güter den Wert dieses Verkehrsmittels schnell erkannt haben.

Hinter dem sandigen Ufergürtel, der nur 1 bis 3 Kilometer breit ist, gelangen wir an eine flache Senke, die nach Osten und Westen in seichte Strandseen oder Lagunen übergeht, in der Umgegend von Lome jedoch fast niemals Wasser führt. Ihre östliche Erweiterung ist der dreieckige Togosee. Auf seinem schmalen, gewundenen Abflusse findet beständig ein reger Bootsverkehr statt. An den Markttagen kommen oft Hunderte von schwerbeladenen Kanus an einem Orte zusammen. Sie bringen Palmöl und Palmkerne, eßbare Früchte, Gemüse, Fische, Brennholz, Matten und irdenes Geschirr, kurz alles, was der Schwarze zu verkaufen hat, in Menge heran, um es in Geld oder europäische Waren umzusetzen.

Nördlich der Lagunen erhebt sich das Land ziemlich schroff zu einer welligen Ebene, die bis an den Fuß des inneren Gebirges reicht und im Westen etwa 100, im Osten gegen 300 Kilometer breit ist. Der Boden besteht größtenteils aus rötlichem Lehm oder grauem Ton, der dort, wo es an Feuchtigkeit mangelt, häufig der Besiedelung entbehrt. Die tief eingeschnittenen Täler umsäumt ein üppiger, aber schmaler Uferwald, den eine reiche Tierwelt belebt. Hier haust der gefürchtete Leopard, der die Viehställe des Negers verheert; hier tummeln sich muntere Affen und flinke Eichhörnchen. Hier nisten Holztauben, Papageien, Nashornvögel, Geier, Habichte, Spechte und Stare und zur Winterzeit allerlei nordische Gäste, die der Wanderflug bis in das überseeische Deutschland bringt. Auf den sonnigen Stellen gaukeln und summen bunte Insekten, während am schattigen Grunde Eidechsen und Schlangen ihr Wesen treiben und auf den Sandbänken im Flusse plumpe Krokodile den Tag verschlafen.

Draußen im offenen Gelände herrscht steppenartiger Graswuchs vor, allerdings unterbrochen durch Gebüsch, Ölpalmenhaine oder vereinzelte Hochstämme, von denen die riesenhaften, breitästigen Affenbrotbäume am meisten ins Auge fallen. Die fruchtbaren und gut bewässerten Striche haben zumeist die schwarzen Bauern besetzt, die ohne Pflug, ohne Egge, ja selbst ohne Spaten, nur mit einer einfachen Hacke das Feld bearbeiten und doch mancherlei Nutzpflanzen zu ziehen wissen. Neuerdings leitet man sie mit Erfolg zum Anbau der Baumwolle an, die sich in unseren Fabriken bald in Garne und Zeuge verwandelt. Das wertvollste Gewächs für den Eingeborenen ist jedoch die Ölpalme. Nicht mit Unrecht hat man sie „den Freund des Negers“ genannt; denn sie ist ihm ebenso unentbehrlich, wie dem Südseeinsulaner die Kokospalme. Ihre Früchte liefern ein beliebtes Speisefett, das Palmöl, das sich leicht herstellen läßt und obendrein einen wichtigen Handelsartikel bildet. Die hartschaligen Kerne sind gleichfalls ölhaltig. Stamm und Blattstiele dienen als Baumaterial, und aus dem Safte gewinnt man den in frischem Zustande sehr angenehmen Palmwein.

Das Gebirge Togos nimmt bereits außerhalb der Kolonie, auf der englischen Goldküste, seinen Anfang. In mehrere Ketten aufgelöst, denen

gegen Mittag vereinzelte Berggruppen vorgelagert sind, streicht es zunächst von Südwest nach Nordost. Sein äußeres Bild erinnert an den Thüringer Wald, den es auch an Gipfelhöhe kaum überragt. Später schlägt es eine fast nördliche Richtung ein, wird breit und massig und verliert sein grünes Kleid, das sich fortan in die Bach- und Flußtäler zurückzieht. Ehe das Gebirge die Kolonie verläßt, tritt indes der kettenartige Bau von neuem hervor, und gleichzeitig steigert sich auch die Erhebung. Westlich der Höhenzone dehnt sich eine flache Niederung aus, die vom Volta und seinen Nebenflüssen durchströmt wird. Zur Regenzeit ist sie auf weite Strecken überschwemmt; in den trockenen Monaten dagegen erscheint sie als Steppe, wo flüchtige Antilopen grasen und Löwen nach Beute spüren.

Statt der friedlichen Ackerbauer Südtogos wohnen im Norden kriegerische Völker, die größere Staaten bilden, befestigte Städte haben und unter ihren Fürsten wohlgerüstete Scharen zu Fuß und Roß ins Feld zu stellen vermögen. Sie sind auch den Deutschen mit bewaffneter Hand entgegengetreten, wurden aber besiegt und zur Ruhe gebracht. Seitdem erfreut sich Togo geordneter Zustände. Handel und Verkehr blühen auf, und Jahr um Jahr sendet uns die Kolonie ihre Produkte in steigender Menge zu, um dafür die Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes immer reichlicher aufzunehmen, sich und dem Mutterlande zum Gedeihen. H. Seidel 1905.

---

2. Die Lagune von Togo.

Die Lagune Togos ist eine wichtige Lebensader für den ganzen Bezirk und für das ganze Schutzgebiet. Sie stellt das vielarmige Mündungsbecken dreier stattlicher Flüsse (Schio, Haho und Monu) dar, das aber auf deutschem Gebiete keine Verbindung mit dem Meere hat. Erst 6 Stunden ostwärts von hier, auf französischem Gebiete, steht einer ihrer Arme mit der See in Verbindung. Meilenweit erstrecken sich ihre anderen Arme ins Innere des Togolandes hinein, bald zu einem See erweitert, bald flußartig verengt mit tiefem Wasser. Nur in vereinzelten, schmalen Ausläufern, die sie hie und da ausschickt, und an denen ihr sonst hügeliges Ufer Flachland ist, bildet sie einen mit dichtem Gras und Schilf bewachsenen Sumpf. Je nach der Jahreszeit wechselt der Wasserstand der zuströmenden Flüsse und der Lagune in erheblichen Grenzen. Auf den leicht erhöhten Ufern reiht sich Dorf an Dorf, mit Tausenden von Einwohnern, die im lebhaften Marktverkehr untereinander stehen. Das fruchtbare Uferland wird als Ackerland von den Schwarzen mit den verschiedenartigsten Pflanzungen bebaut, namentlich mit Mais und Yams. Überall im Lagunengelände gedeiht die Ölpalme, besonders gut in den wasserreichen Überschwemmungsgebieten. Die Lagune bietet ein buntes Bild regen Lebens. Zahlreiche Kähne, das Hauptbeförderungsmittel der Eingeborenen für Personen und Güter im hiesigen Bezirke, bevölkern ihre Fläche. In allen Größen sind sie vorhanden, vom schmalen Einsitzer bis zum geräumigen Lastkahn, der Platz und Tragkraft für eine ganze Anzahl mit Palmöl gefüllter Tonnen bietet und nebenbei noch die ganze Familie beherbergt, die in ihm kocht, ißt und schläft. Bisweilen sind sie, ähnlich unseren Lastwagen, zum Schutz gegen die Sonne oder Regen mit einem Dache über-

spannt. Ruder sind den Eingeborenen Togos für den Kahn nicht bekannt. Sie bedienen sich langer Stangen, mit denen sie, im Kahne stehend, auf den Grund stoßen und so, meist dicht am Ufer entlang, das Fahrzeug vorwärts treiben. Vereinzelt sieht man auch ein bequemeres Boot am Lagunenufer liegen oder übers Wasser fahren, die verdeckte Gig eines Handlungshauses oder des Bezirksamtes. Der naheliegende Gedanke, mit einem flachgehenden Motorboote den Verkehr für den Europäer zu erleichtern und auch die Waren der Eingeborenen durch Schleppen schneller und in größeren Mengen zu befördern, kurz eine regelrechte Verbindung zwischen den Hauptmarktplätzen der Lagune zu schaffen, ist noch nicht in die Tat umgesetzt. Die Möglichkeit dazu ist gegeben, da selbst bei niedrigem Wasserstand eine genügend tiefe Fahrrinne vorhanden ist. Für den Neger ist zwar Zeit noch nicht Geld, wohl aber für den Weißen, und wohl würde der Schwarze es bequemer finden, seine Erzeugnisse einem Motorboote anzuvertrauen, oder seine damit beladenen Kähne von ihm schleppen zu lassen, wenn er es könnte.

Ebenso mannigfach wie auf der Lagune ist das Leben an ihren Ufern und in der Tiefe ihres Wassers. Zu dem geschäftigen Treiben der Schwarzen gesellt sich die große, artenreiche Welt der Wassertiere, der schwimmenden und der gefiederten.

Krokodile kommen häufig in der Lagune vor, ein beliebtes Jagdtier der Europäer. Wenn man zur Zeit des hohen Sonnenstandes auf dem Wasser fährt, dann sieht man sie am Ufer im Grase liegen, oft in tiefem Schlafe, die Schnauze der Sonne zugekehrt; schwimmend verraten sie sich nur durch drei über dem Wasser sichtbar werdende Punkte: die Nase, den Stirn- und den Nackenhöcker. Als unbeabsichtigter Fang verstrickt sich ein Tier mitunter in den Netzen fischender Eingeborener und wird dann lebendig gefesselt. Die Schwarzen bringen es, die Füße über dem Rücken befestigt, die Schnauze zugebunden, an einer durchgesteckten Tragstange zum Verkauf. Ich habe in letzter Zeit mehrere Krokodile von schwarzen Kranken bekommen. Da die Tiere bei dieser Art des Fanges vollständig unverletzt bleiben, eignen sie sich vorzüglich zum Ausstopfen.

Unerschöpflich ist der Reichtum an eßbaren Fischen und Krebsen, eine ergiebige Nahrungsquelle der Schwarzen, die sie reichlich ausbeuten. Teils ziehen sie große Netze über die ganze Breite der Lagune, teils stellen sie Reusen auf, teils brauchen sie Rundnetze, die sie mit großem Geschick „werfen". Den Gebrauch der Angel scheinen sie nicht zu kennen, oder auch als nicht ausgiebig genug zu verschmähen.

Die sumpfigen Teile des Lagunengebietes sind von Wasservögeln aller Art bevölkert. Den grauen Fischreiher, den braunen Purpurreiher und den weißen Silberreiher mit dem begehrten, wertvollen Federschmuck sieht man oft im Grase nach Beute umherstolzieren. Eisvögel mit prächtigem Gefieder, Bekassinen, Schnepfen, Strandläufer, Enten, Kormorane und Raubvögel in großer Zahl gehören zu den stehenden Gästen. Unter diesen ist der mächtigste der schwarzweiße Geier-Seeadler. Den Storch habe ich bisher noch nicht beobachtet; aber er soll sich doch auch vereinzelt hier vorfinden.

Zehn Minuten hinter dem Krankenhause sendet die Lagune einen schmalen Arm ins Land hinein. Dorthin pilgere ich öfters nach beendeter Tätigkeit am Spätnachmittage, wenn ich das Operationsmesser mit der Jagdflinte vertauscht habe, mit meinem Diener als Begleiter, der in Ermangelung

eines Jagdhundes die erlegte Beute holen muß, und suche den Tisch der Krankenhausküche zu bereichern.

Auf den weiten Grasflächen, die sich zwischen den einzelnen Lagunenarmen ausbreiten, weiden mehrere Rinderherden, der Besitz einiger wohlhabender Eingeborener. Im ganzen mögen es einige hundert Stück sein. Aber es sind kleine Tiere; zwar nicht schlecht genährt, wohl aber infolge der bisherigen Verständnislosigkeit der Küstenneger für eine sachgemäße Zucht entartet.

Für die Handelshäuser Anechos ist die Lagune die natürliche Zufuhrstraße des größten Teiles ihrer Ausfuhrwaren, namentlich des Palmöls und der Palmkerne, die in den Kähnen angebracht und in den Höfen der Kaufhäuser aufgestapelt werden, bis sich Gelegenheit findet, sie auf einem Dampfer zu verschiffen. Was nach Lome vor Erbauung der Bahn ausschließlich auf dem Kopfe des Negers zur Küste gebracht werden konnte, gelangt hier weit bequemer auf dem Wasserwege ans Ziel. Es war deshalb wohlbegründet und berechtigt, daß Anecho, der von der Natur bevorzugte Ort, anfangs auch zum Sitze des Gouvernements erwählt wurde. Aber gegenüber den großen Vorzügen hat die Nähe der Lagune namentlich für den Europäer schwere Nachteile. Sie gilt als Quelle der Malaria. Das Leben der Europäer war gerade in Anecho mehr gefährdet als an anderen Orten Togos; man sah, daß hier Fiebererkrankungen häufiger, die Verluste an Menschenleben zahlreicher waren. Man lebte früher noch in der irrigen Anschauung, daß die Lagunenatmosphäre an sich die Malaria hervorrufen könne, so daß allerdings unter dieser Voraussetzung eine Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse des Ortes kaum möglich erschien. Heute wissen wir, daß keine Fieberdünste der Lagune entsteigen, sondern daß Moskitos die Vermittler der Malariakeime vom Neger zum Weißen sind, und daß die Lagune nur mittelbar dadurch eine Gefahr für den Europäer birgt, daß sie den Moskitos bequeme Brutstätten bietet. Dabei ist es nicht die freie, offene Lagune, die von ihnen zum Ablegeplatz ihrer Eier benutzt wird, sondern nur die im Steigen und Fallen des Wasserstandes sich bildenden stehenden Tümpel und Pfützen. Weit größer und unmittelbarer ist für den Europäer die Gefahr, die ihm aus der allernächsten Nachbarschaft der Eingeborenen und aus dem dichten Zusammenwohnen mit ihnen erwächst. Die engen, dunklen Gassen, die niedrigen Hütten mit den Strohdächern sind bevorzugte Schlupfwinkel der Moskitos; Scherben, alte Flaschen, Blechgefäße, Töpfe mit abgestandenem Wasser in den Negerbehausungen sind für die Moskitos ebenso bevorzugte Brutplätze wie die Lagunentümpel, denn häufig scheinen die Moskitos „Haustiere" zu sein. Vor allem aber ist zu bedenken, daß erst derjenige Moskito für den Europäer eine Gefahr bedeutet, der sich vorher durch den blutsaugenden Stich an einem mit Malariakeimen behafteten Neger angesteckt hat. Dazu ist infolge der nahen Eingeborenennachbarschaft die ausgiebigste Gelegenheit gegeben. So hat man die Gefährlichkeit der Lagune zweifellos stark überschätzt, und man unterschätzt noch heute die Gefahren, die aus der Nähe der Negerhütten erwachsen.

Aus: Külz, Blätter und Briefe eines Arztes.

3. Topographenleben auf dem Togosee.

Der Togosee breitet sich in seiner ganzen Größe vor uns aus. Etwa 11—12 km mißt er in der Länge, und etwa 5 km in der Breite. Rastlos arbeiten die Bootsleute der Strömung, die von Südosten nach Nordwesten treibt, entgegen, und immer näher führt uns das kleine Fahrzeug dem größten Orte am Togosee, der Negerstadt Togo.

An den Lehnen des Höhenzuges, der das Nordufer des Togosees begrenzt, sieht man die fünf Teile dieser Negerstadt liegen. Der weiße Strand lehnt sich hier dicht an die steil ansteigenden roten Laterithöhen. Ihren Kamm zieren große Affenbrotbäume, und den höchsten Punkt am Ufer des Sees krönt die Kirche der katholischen Missionsstation.

Inmitten von vielen Kokospalmen ziehen sich die kleinen Negerhütten an den Abhängen der Höhenzüge entlang. Der Gegensatz in den Farben, sowie die dürftigen Hütten zwischen den üppigen Kokospalmen mit dem davorliegenden weiten See, verleihen dem ganzen Orte ein romantisches Aussehen. Im See liegen zahllose Boote, den Strand bedecken die Netze der Fischer, denn der Fischfang bildet naturgemäß die Hauptbeschäftigung der Bewohner dieser Flecken. Eine Unmenge von Pfählen steht im Wasser, an denen Senkkörbe zum Fischen und Angeln befestigt sind.

Auf einem steilen Pfade gelangt man zu der Missionsanstalt, die aus drei Hauptgebäuden besteht. Die große Kirche, das daran stoßende Schulgebäude und das große schöne Wohnhaus schließen die Nord- und Westseite des großen Hofes ein. Von der Veranda des Wohnhauses überblickt man nach Süden zu den See und die Nehrung, auf der Porto Seguro liegt. Darüber hinaus sieht man das schäumende Meer.

Nach Anwerbung der landeskundigen Leute begann die eigentliche Aufnahme des Togosees.

Um seine Form festzustellen, mußte ich den ganzen See dicht an den Ufern umfahren, weil ein Umschreiten desselben wegen sumpfigen Ufers unmöglich war. Um die durchschnittliche Tiefe des Sees festzustellen, durchfuhr ich ihn seiner ganzen Länge nach und durchkreuzte ihn in seiner durchschnittlichen Breite; durch Lotungen, die ich alle 10 Minuten vornahm, fand ich bei dem mittelhohen Wasserstande eine durchschnittliche Tiefe von 2—2 1/2 m.

Nach diesen Aufnahmen bildet der See im großen und ganzen ein Dreieck, dessen gebrochene und gewundene Seiten bei dem Einfluß des Haho zusammentreffen, während die Südwestecke des Dreiecks an dem Einflusse des Schio und die südöstliche Spitze bei der Stadt Porto-Seguro liegt. Die Ost- und Westseite des Dreieckes verlaufen in ziemlich gerader Richtung, während die Südseite sehr unregelmäßig ist und durch weit hervortretende Landzungen unterbrochen wird. Bei Porto-Seguro tritt der See dicht an das Meer heran und ist von diesem nur durch eine schmale Nehrung von nicht mehr als 800 m getrennt.

An der Ostseite des Sees zieht sich, wie bei Togo, ein Höhenzug entlang, der durch den Haho unterbrochen wird. Das Nordufer ist bei der Mündung des Haho vollkommen versumpft, und auch das ganze westliche Ufer ist weit über den Einfluß des Sio hinaus durchweg sumpfig.

Am 4. September 1895 begann ich auf dem mit den notwendigsten Lebensmitteln ausgerüsteten Boote meine Umfahrt.

Ein Kochjunge, mein kleiner Diener Meppo und ein Führer mit vier kräftigen Leuten bildeten meine Begleitung. Vorwärts ging es an dem Ostufer des Sees entlang; die Höhen mit ihren Brotbäumen, die zerrissenen Ufer mit ihrem Buschwerk und ihren in Schlupfwinkeln lauernden Krokodilen zogen langsam an uns vorüber. Brennend heiß sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die glatte Fläche des Togosees; aber unermüdlich schrieb ich meine Kompaßablesungen, sowie die Uhrzeiten auf; denn jede kleine Krümmung verursachte eine Schwankung der Magnetnadel. Ein kleines Lot, welches ich mir in Ermangelung eines besseren Stoffes aus Bindfaden mit einem Pfundgewicht hergestellt hatte, und das durch bunte Zigarrenbändchen die Meterzahl anzeigte, diente mir bei den Tiefmessungen des Gewässers. Alle 10 Minuten hatte mein kleiner Meppo zu loten, und nach einiger Übung konnte ich den durchschnittlichen Wasserstand feststellen.

Nach einer guten Stunde Fahrt erreichte ich das große Negerdorf Ekui, das auf den steil abfallenden Lateritwänden erbaut ist. Mit den zerrissenen Wasserrinnen an den roten Lateritwänden gleicht dieses Negerdorf von weitem einer altertümlichen Felsenburg. Stufenförmig ziehen sich die einzelnen Straßen und Hütten an dem steilen Abhange bis zur Höhe hinauf. Die einzelnen Gehöfte sind häufig mit zwei Meter hohen Lehmmauern umgeben, die vor dem Regen durch kleine Grasdächer geschützt sind. Die Bewohner dieses Dorfes sind meistens Fischer.

Wir fuhren nun weiter an der Küste entlang. Der Höhenzug tritt von dem Ufer des Sees immer mehr zurück, das Gelände wird sumpfig und ist von hohem Gras und Buschdschungel bestanden, in dem einzelne Fächerpalmen wachsen.

Der See hat im Norden größere Buchten, an deren Endpunkten kleine Fischerdörfer liegen. In der Ferne sehen wir auf der Höhe Sevaga und nicht weit davon an einer dieser Buchten die kleine Fischerniederlassung Sevavi.

Eine kräftige Brise strich von dem Meere her in nordwestlicher Richtung und trieb die Fluten des Sees in die nördlichen Buchten. Da die Wellen unser kleines Kanoe von der Seite faßten, so hatten wir Mühe, es vor dem Umschlagen zu bewahren. Bald wurde es zur Seite geworfen, bald schlug eine Welle hinein, so daß wir fortwährend das Wasser ausschöpfen mußten. Ohne meine Arbeit zu unterbrechen, mußte ich mit Tisch und Stuhl fortwährend das Gleichgewicht des Fahrzeuges zu erhalten suchen. Man kann sich vorstellen, wie meine Bücher ausgesehen, und wie bei einer solchen Reise die Instrumente gelitten haben.

So wurde unter stetem Kampf mit den natürlichen Hindernissen jede Bucht befahren. Die brennende Sonne und die fortwährende Nässe in dem Kanoe verfehlten nicht ihre Wirkung. Gesicht und Hände wurden hochrot gefärbt, die Haut sprang auf, und alle angegriffenen Teile schienen wie gelähmt zu sein.

Bei allen diesen Anstrengungen hatte ich große Freude über meinen kleinen Diener Meppo, der stets kaltblütig lächelnd meine Ruderer zu erneutem Eifer anspornte. Da ich bei dem geringen Vorrat und der rastlosen Arbeit nicht zum Essen kam, bot er mir freiwillig von seinen eigenen Vorräten an mit den Worten: Herr, Du hast ja den ganzen Tag noch nichts gegessen. Aus solchen kleinen Fällen kann man ersehen, wie groß die Anhänglichkeit dieser Schwarzen an ihren Herrn ist, wenn sie gut behandelt werden.

Endlich senkte sich die Sonne zur Neige und beleuchtete im Norden das auf der Anhöhe gelegene Dorf Dagbo. Die Ebene erweitert sich jetzt nach Norden, das weite sumpfige Gelände durchschneiden im langsamen Lauf die Gewässer des Haho. Seine Mündung bildet ein kleines Delta, dessen Inseln die Brutstätten zahlloser wilder Enten sind. Sobald man sich nähert, gehen ungeheure Schwärme auf und umkreisen hoch in den Lüften den See.

---

4. Küstenmarsch.

Wir verlassen die Hauptstadt Lome und gehen an dem Strande entlang nach Anecho. Die Hängematte, in deren Herstellung die Eingeborenen sehr geschickt sind, ist bei dem tiefen Sande das einzige und beste Beförderungsmittel und wird allgemein von den Europäern, sei es von Kaufleuten, Beamten oder Missionaren, benutzt. Zum Schutze vor den brennenden Sonnenstrahlen und dem blendenden Sande ist über ihr ein sogenanntes Sonnensegel angebracht. Die Hängematte wird von vier kräftigen Schwarzen auf dem Kopfe getragen. Als Unterlage für den Kopf dient ihnen meist ein zusammengerolltes Tuch, welches sie bei Nacht als Schlafdecke benutzen. Diese Hängemattenträger sind vorzugsweise in Lome und Anecho gut zu haben. Nachdem man sich acht Träger, von denen immer vier abwechselnd tragen, gemietet und für Mann und Tag von Lome bis Anecho den hohen Lohn von 8 Mk. gezahlt hat, geht die Reise vorwärts.

Zumeist wählt man dazu die Zeit der Ebbe, um den festen Sand am Strande benutzen zu können. Nicht selten wird auch die Nacht zur Reise benutzt, weil es dann kühler ist und der grell leuchtende Sand und die spiegelnde Fläche des Meeres die Augen weniger angreifen. Im Geschwindmarsch der schwarzen Träger geht es zur Stadt hinaus, hart am Strande, so daß nicht selten die Füße der Träger von dem Meerwasser bespült werden. Der Strand bildet bei der Ebbe den besten Verbindungsweg zwischen den Küstenplätzen; denn durch die fortdauernde Brandung ist der hohe Dünensand festgepeitscht und gewährt so, abgesehen von der Feuchtigkeit, die unseren schwarzen unbeschuhten Trägern aber nicht schadet, einen ganz vorzüglichen Pfad. Bei guter Beschaffenheit des Weges schlagen die geübten Träger eine Gangart an, die einem Hundetrab nicht unähnlich ist, und halten diesen Schritt oft lange Strecken aus, bis die wiederkehrende Brandung ein langsameres Gehen gebietet. Zur Linken hat man die hoch abfallenden Dünen mit ihren unterwaschenen Höhlen; eine Windenart von spärlichem Wuchs überzieht den Boden. Weiterhin beginnt der niedrige Busch, der bald eine Höhe bis zu 2 m erreicht und vollständig undurchdringlich wird. Er zieht sich in dieser Weise weiter an der Küste bis zur Lagune hin.

Nach einstündigem Marsche erreicht man eine kleine Fischerniederlassung. Hier wird eine kurze Rast gemacht, um den Trägern Gelegenheit zu geben, an dem Brunnen, der aus einem gegrabenen Loche besteht, mit dem brackigen Wasser ihren Durst zu löschen.

Überall am Strande sieht man Netze ausgebreitet; außerdem aber üben hier die Leute noch einen eigentümlichen Fischfang. Dicht am Strande ist ein Stock in den Sand gesteckt und daran, mit der Öffnung nach oben,

eine Kalabasse befestigt. Tritt nun die Flut ein, so werden diese kleinen Gefäße überflutet, kleine Fische und Krabben fangen sich in den Behältern und fallen dem Fischer zur Beute.

Viele Möven und zahllose Strandläufer bevölkern den Strand; auch trifft man des Nachts häufig die großen Seeschildkröten an; man muß sich in der Dunkelheit in acht nehmen, daß man nicht über sie fällt. Diese Schildkröten haben eine Länge von 1—1,5 m und eine Breite von 0,5 m. Häufig kommen sie bei mondhellen Nächten an Land und können hier erlegt werden. Ich bereitete meinen Schwarzen durch den Fang eines solchen Tieres große Freude. Wie die Raben stürzten sie sich darauf und lösten das Fleisch ab, um es bei der nächsten Station, dem Orte Bagida, zu rösten und in Ruhe zu verzehren.

Schon von weitem sieht man zwar die großen Dächer der Faktoreien, aber unendlich lang und eintönig erscheint einem dieser Küstenmarsch. Nur die einzelnen Telegraphenstangen bilden einen Anhalt für den noch zurückzulegenden Weg. Eine interessante Abwechselung bieten die kleinen Strandvögel oder auch die Scharen der Taschenkrebse, die bei dem Annähern der Karawane emsig wieder ins Wasser krabbeln. Große Schweinsfische schnellen aus dem Meere empor und jagen in Windeseile vorbei. Ab und zu taucht auch die Rücken- oder Schwanzflosse eines Haies aus den schäumenden Fluten. Möven und Seeschwalben schweben über den Wogen und netzen sich in den Fluten, während am Strande schwarz- und weißgefiederte Raben krächzen und hoch in der Luft Habichte kreisen, um nach Beute zu spähen. Tintenfische sowie Muscheln lagern in allen Formen und Gestalten am Strande, und zur Rechten braust und schäumt die unermüdlich immer wiederkehrende Brandung. Des Nachts dagegen ist alles ruhig und still. Noch eine Rast, und in der Zeit von zwei Stunden ist der erste, langersehnte Küstenplatz Bagida erreicht.

Aus Klose, H.: „Togo unter deutscher Flagge“.

---

5. Fahrt auf dem Volta.

Da mir in Akroso genügend Zeit übrig blieb, mietete ich mir ein Boot, um den Einfluß des Asuokoko in den Volta festzustellen. Der Asuokoko ist durchschnittlich ungefähr 40 bis 50 m breit und bei hoher Regenzeit, wie ich durch Lotungen ermittelte, durchschnittlich etwa 4 m tief. Als ich jedoch später in der Trockenzeit denselben Fluß überschritt, führte er nur ein seichtes Gewässer, das sich mühsam durch die Schnellen und Felsen hindurcharbeitete. In einem kleinen, aber schlanken Boote erreichte ich ungefähr zwanzig Minuten westlich die Einmündung in den Volta. Die Strömung war sehr schwach und wurde durch den Wasserstand des Volta förmlich gestaut. Der Asuokoko, sowie der Volta waren hier von einem hohen Galeriewald umgeben. Hohe Fikusarten und von Lianen umwundene Mangroven bildeten den Tummelplatz der Affen. Hauptsächlich waren hier kleine Meerkatzen vertreten, während ich an dem oberen Lauf vereinzelt auch kleine Trupps von Seidenaffen bemerkte. Nashornvögel machten sich überall durch ihr Kreischen bemerkbar und flogen hoch über dem Wasserspiegel dahin. Drollig war es anzusehen, wie possierlich dreinschauende Affen unser Boot verfolgten und

dann plötzlich auf ein gegebenes Zeichen in kleinen Trupps, die Großen voran, sprungweise am Ufer unseren Vortrab bildeten. Bei der Einmündung des Asuokoko in den Volta weist der Volta eine erhebliche Breite von 400 bis 500 m auf. Mit reißender Geschwindigkeit wälzte der Strom seine gewaltigen Wassermassen vorwärts und gestattete uns nur, unser Boot mühsam am Ufer von Ast zu Ast stromaufwärts zu ziehen. An dem gegenüberliegenden Ufer sah man ein Dorf liegen. Leider mußten wir die Fahrt bald aufgeben, da wir der gewaltigen Strömung mit dem kleinen Boot nicht gewachsen waren. Später habe ich den Asuokoko auch in der Trockenzeit befahren. Die Fahrt war allerdings wegen des niedrigen Wasserstandes sehr schwierig, da wir nur mit Mühe zwischen den Felsen durchkommen konnten und unser Boot über jede Stromschnelle wegstoßen mußten. Trotzdem will ich diese herrliche Fahrt nicht unerwähnt lassen. Die hohen Bäume schlugen fast mit ihren Kronen über dem Flusse zusammen; große Felsblöcke versperrten den Weg, und kristallhell rauschte das Wasser über die kleinen Schnellen; wiederum begleiteten uns an den malerisch schönen Ufern muntere Affenschwärme. Auf den wasserumspülten Felsen stolzierten die sonderbaren kleinen Lappenkiebitze, auch waren überall die verschiedensten Reiherarten zu bemerken, wobei uns besonders ein großer Schattenreiher durch seine aschbraune Farbe auffiel. Er stand wie angewurzelt; als wir näher herankamen und ich schon meine Büchse zum Schusse erheben wollte, sahen wir, daß er sich in einer Schlinge befand. Baumann, mit dem ich damals diese Fahrt machte, freute sich nicht wenig über den seltenen Fang. Auch hatten wir Gelegenheit, massenhaft kleine Eisvögel und Finkenarten, sowie einige der damals noch wenig bekannten Lappenkiebitze zu erlegen. Ein großer Seeadler, der durch seine schwarz-weiße Farbe weithin erkennbar ist, bildete das Hauptstück unserer Beute. Zum Schluß der Fahrt gelangten wir nach Akroso, wo wir emsig darangingen, die erlegten Tiere für die Museen herzurichten.

Hier hatte ich in der Nacht Gelegenheit, die Leiden, welche die Moskitos ihren Opfern verursachen, vollauf kennen zu lernen. Als Neuling in afrikanischen Gebräuchen hatte ich bei dem schnellen Aufbruche leider mein Moskitonetz vergessen, was ich in der Volta-Niederung bitter bereuen sollte; denn von den Stichen der Moskitos gepeinigt, konnte ich kein Auge schließen. Sumpfiges Gelände, Wasser und Urwald sind die Heimat dieser entsetzlichen Quälgeister. Auf Höhen oder freiliegenden Ortschaften dagegen, wo der Wind oder der Tornado freien Zutritt hat, bleibt man gewöhnlich einigermaßen von ihnen verschont. Die Eingeborenen sind bedeutend besser geschützt, als wir Europäer, da sie sich vollständig in ihr Tuch einwickeln, so daß nichts von ihrem Körper zu sehen ist. Ich zog mir aus dieser Nacht eine Lehre und kaufte, als sich die Gelegenheit darbot, ein allerdings recht schlechtes, aus geringem Leinenstoff hergestelltes Moskitonetz, wofür ich einen unerhörten Preis erlegen mußte. Die Haussa kennen eine solche Notlage ganz genau und ziehen daraus natürlich ihren Vorteil. Für ein Netz, welches an der Küste vielleicht nur mit drei Mark bezahlt wird, mußte ich damals im Hinterland nicht weniger als fünfzehn Mark opfern.

---

6. Land und Leute im Agugebirge Mitteltogos.

Etwa 120 Kilometer landeinwärts von Lome liegt das abgesonderte Agugebirge. Von der Hauptkette aus betrachtet, gleicht es einem riesigen Sarge, der grau und einförmig aus der Ebene emporsteigt. Erst in der Nähe erkennt man, daß die Flanken von tiefen Schluchten durchfurcht sind, über denen steile Gipfel sichtbar werden. Die bedeutendste Höhe ist die Baumannspitze, welche mit ihren 980 Metern die größte Erhebung Mitteltogos bildet. Das Pflanzenkleid der oberen Teile ist ziemlich dürftig; dagegen weisen die zahlreichen Bachläufe und engen Täler einen prächtigen Baumschmuck auf, und den Fuß des Gebirges umgürten die üppigen Hirse-, Mais- und Jamspflanzungen der Neger. Togo ist im ganzen ein wasserarmes Land; am Agu mangelt es jedoch nirgends an Quellen und an fließendem Wasser, da die mit Feuchtigkeit beladenen Süd- und Westwinde hier ihren Regen ergießen. Die auf dem Gebirge entspringenden Bäche schlängeln sich in vielen Windungen zur Ebene hinab und tränken mit ihrem Naß das fruchtbare Land. Daher ist der Boden sehr ergiebig und die Bevölkerung eine ungemein dichte. Nicht nur am Fuße des Gebirges, wo die besten Äcker liegen, sondern auch auf den sich weit hinziehenden Vorhöhen trifft man viele Ansiedelungen. Außer den kleineren Dörfern mit 400 bis 500 Insassen gibt es sogar stadtartige Plätze mit Tausenden von Menschen.

Die Bewohner des Agu setzen sich aus verschiedenen kleinen Stämmen zusammen, deren jeder seinen besonderen Bezirk inne hat und seine eigene Regierung besitzt. Alle sind fleißige Ackerbauer, wie ihre schönen Pflanzungen bezeugen. Die seit geraumer Zeit angebaute Baumwolle wird von den Frauen gesponnen, von den Männern gefärbt und auf einfachen Webstühlen zu recht brauchbaren und hübschen Stoffen verwebt. Für den Ausfuhrhandel kommt neben der Baumwolle hauptsächlich das Palmöl in Betracht. Ihre sonstigen Erzeugnisse verkaufen die Neger auf den Märkten, die in allen größeren Plätzen eingerichtet sind und gewöhnlich jeden vierten Tag, der für die Heiden zugleich ein Feiertag ist, abgehalten werden. Dazu erscheinen auch auswärtige Händler, die europäische Waren aus den Küstenstädten, besonders aus Lome, feilbieten. Da es am Agu noch viel Wild gibt, so wird die Jagd recht fleißig ausgeübt. Mit Schlingen, Fallen und Selbstschüssen stellt man den jagdbaren Tieren nach, falls es der Schwarze nicht vorzieht, mit Gewehr, Kugeltasche und Pulverbeutel auf den Anstand zu gehen und mit unermüdlicher Geduld auf eine Antilope oder ein Wildschwein zu lauern. Im Dunkel der Schluchten haust der als Viehräuber gefürchtete Leopard; in der weiten Ebene des Ostens kommt von Zeit zu Zeit noch der Elephant zu Gesicht. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gern gegessen, und seine Zähne bilden ein gesuchtes Handelsgut.

Die Eingeborenen im Agugebirge sind Heiden. Fast nirgends in Togo erblickt man so viele Opferplätze, geweihte Haine und Götterbilder wie hier. Die Heiligtümer finden sich nicht nur innerhalb der Städte, sondern auch an den Wegen und auf den Äckern. In den Städten sind es meist häßliche Figuren, oft sogar nur rohe Erdklumpen, die unter einem kleinen Schutzdache stehen. Auf den Feldern dagegen hegt man sie in besonderen Hütten oder im Dunkel wohlgepflegter Haine. Bei der Bergstadt Kebu sieht man zur Rechten des schmalen Pfades eine scheußliche Gestalt, die die Aufgabe hat, die Stadt zu bewachen. Als Zeichen ihrer Macht trägt sie ein scharfes

Messer in der aufgehobenen Rechten. Zu ihren Füßen sind ferner an 20 andere Messer in den Boden gesteckt und zwar mit der Schneide nach der Wegseite hin. Fast auf der obersten Höhe des Gebirges liegt die ehedem berühmte und gefürchtete Priesterstadt, die früher kein Weißer betreten durfte. Jetzt ist sie durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Verschiedene Pfade führen zu dem heiligen Platze hinauf. Der bequemste Weg geht an der evangelischen Missionsstation vorüber, von der das Licht des Christentums unter den Heiden verbreitet wird. Etwa eine halbe Stunde über der Station trifft man auf den Götterstein, von dem die Priester folgende Fabel erzählen:

Vor vielen, vielen Jahren wanderte einst ein Gott aus der Ebene auf den Agu. Da er an das Bergsteigen nicht gewöhnt war, so wurde er bald müde und setzte sich auf diesen großen Stein, um auszuruhen. Als er sich wieder erhob, stützte er sich, um leichter aufzustehen, mit der rechten Hand auf den Stein, in dem man nachher die Hand mit ihren fünf Fingern abgedrückt fand. Dieser Abdruck ist noch heute zu sehen; die schlauen Priester haben ihn in den Stein gemeißelt, um das Volk glauben zu machen, der Gott sei wirklich zu ihnen hinaufgekommen und wohne jetzt bei ihnen. Ein Stück oberhalb des Steins trifft man auf die heilige Quelle, in der sich jeder heidnische Besucher zu waschen hat. Nach einer weiteren halben Stunde öffnet sich der dunkle Götterhain, worin viele kleine Quellen entspringen. Dahinter liegen die Ruinen der Priesterstadt.

Seit die Weißen am Agu erschienen sind, geht es mit der Macht und dem Einfluß der Heidenpriester schnell zu Ende. Am Westfuße des Gebirges dehnen sich weite Baumwollenfelder aus, und die fest zusammengepreßten Ballen der weißen Flocken werden mit der nahen Eisenbahn schnell landab nach Lome geführt, wo die Schiffe das wertvolle Erzeugnis aufnehmen und nach Deutschland zur Verarbeitung bringen. Die Mission am Agu wirkt durch Kirche und Schule, Werkstattarbeit und stille Liebestätigkeit eifrig unter der dichten Bevölkerung und verbreitet christliches Leben, Bildung und Gesittung statt des früheren Heidentums mit seinem Betrug, Unfrieden und Haß.

K. Fies.

---

7. Aus Hinter-Togo.

Dank den tadellosen Straßen, die die deutsche Regierung in mustergültiger Weise planmäßig durch die ganze Kolonie hin anlegt, konnten wir, abgesehen von eigentlichen Gebirgsgegenden, unsere Reise größtenteils auf dem Fahrrad ausführen, was eine ungemeine Erleichterung und Kostenersparnis bedeutete. Auch unser Begleiter fuhr mit uns, obschon er erst etwa zehn Tage vor Antritt der Reise das Radfahren gelernt hatte. Unsere Träger brachen morgens in aller Frühe, gewöhnlich zwischen 2 und 3 Uhr, auf. Wenn der Tag zu grauen begann, schwangen wir uns auf die Räder und holten die Vorausgegangenen bald ein. Gegen 9 Uhr vormittags wurde meist die Hitze schon so unerträglich, daß man weder fahren noch gehen konnte. Unter Bäumen, wenn es solche gab, oder im Schatten von Negerhütten pflegte sich unsere Karawane zur Mittagsrast zu sammeln; diese mußte wegen der Hitze oft bis gegen Abend ausgedehnt werden. Dann galt es

noch einige Kilometer vorwärts zu dringen und ein Nachtquartier aufzusuchen. Oft mußten wir mit den einfachsten Negerhütten vorlieb nehmen, die so eng waren, daß man nicht gerade darin liegen konnte. Dann streckte man eben die Beine durch die Türe ins Freie hinaus und schlief nichtsdestoweniger ausgezeichnet. Häufig trafen wir auch auf die überall längs der Karawanenstraßen zweckmäßig angelegten Rasthäuser der Regierung, die jedem Reisenden zur Verfügung stehen. Im Bezirke Sansanne-Mangu sind deren mehrere hundert, hauptsächlich um den durchreisenden Haussahändlern Unterkunft zu gewähren.

Den Unterschied im Vorwärtskommen zwischen einst und jetzt konnten wir am besten in den ersten Tagen unserer Reise beobachten, wo wir Gebiete durchfuhren, die wir vor Jahren zu Fuß hatten durchwandern müssen. Jetzt brauchen wir für eine Strecke, die wir damals in einem mühsamen Marsche durch sumpfiges Land kaum in einem Tage hatten zurücklegen können, auf prächtiger Straße dahinfahrend, kaum zwei Stunden. An diesen Straßen haben die Beamten eigenhändig mitgearbeitet, um die Eingeborenen, die den Nutzen solcher Kunstbauten zuerst nicht einsehen wollten, zur Arbeit anzuspornen. Jetzt seufzt kein Eingeborener mehr über die Fronarbeit, die er damals hat leisten müssen, denn die schönen Straßen kommen nun jedermann zugute.

Im allgemeinen fanden wir den nordwestlichen Teil des Hinterlandes der Kolonie sehr baumarm, zum Teil baumlos mit Steppen — ja Wüstengestaltung, während der nordöstliche gebirgigere Teil feuchter und baumreicher ist. Trotzdem findet sich auch im westlichen Teil oft in überraschender Weise vorzügliches Wasser. Die Regierung tat alles, was geschehen kann, um den Anbau von Nutzpflanzen und die Viehzucht zu heben. Es werden auf den Regierungsstationen Musterpflanzungen angelegt, auf denen sorgfältige Versuche mit Nutzpflanzen aus allen Weltteilen gemacht und den Häuptlingen Setzlinge überlassen werden, um sie und ihre Leute zur Anlegung ähnlicher Pflanzungen aufzumuntern. Sehr eifrig wird auf den Regierungsstationen auch die Viehzucht betrieben. Auf einer von diesen haben sich die Beamten zeitweise sogar den Genuß der Milch versagt, um sie der Aufzucht von Jungvieh zuzuwenden. Daß solche opferfreudige Hingabe an die wirtschaftliche Förderung der Kolonie von Erfolg gekrönt wird, beweist der von Jahr zu Jahr wachsende Wohlstand derjenigen Gebiete Togos, in denen der segensreiche Einfluß der deutschen Beamten Zeit gehabt hat, seine heilsamen Früchte zu zeitigen.

Auch gegenüber den Eingeborenen hat die Regierung den richtigen Ton getroffen. Sie hat durch rücksichtsvolle und freundliche Behandlung ihr Vertrauen gewonnen und sie sich zu Dank verpflichtet. Vor der Besitznahme durch Deutschland herrschte in Togo der Krieg aller gegen alle. Überfälle und Sklavenraub waren an der Tagesordnung. Diesen Stammesfehden hat nun die Regierung ohne Blutvergießen durch einfaches Verbot ein Ziel gesetzt. Die Sklavenjagden haben aufgehört, und erst jetzt erfahren die Leute, was Freiheit und Sicherheit ist. Sie wagen sich über ihre engsten Landesgrenzen hinaus, und Handel und Gewerbe beginnen zu gedeihen.

Um dem ungerechten Gerichtsverfahren der eingeborenen Häuptlinge ein Ende zu machen, hat die Regierung es ermöglicht, daß bis ins äußerste Hinterland Togos jedermann persönlich und unentgeltlich bei den Stations- und Bezirksleitern Recht und Schutz finden kann. Dies wird der Be-

völkerung durch die öfteren Reisen der Beamten sehr erleichtert, die sich in wichtigen Orten oft wochenlang aufhalten und sich der Leute annehmen.

Die sonst verschrieenen Steuerarbeiten werden in der Hand der Beamten Togos zu einem vorzüglichen Erziehungsmittel der Eingeborenen. Jeder erwachsene Bürger hat 14 Tage lang jährlich zu fronen und erhält nur die Beköstigung. Von den Dörfern müssen der Reihe nach eine bestimmte Anzahl Männer für die genannte Zeit auf die Regierungsstation kommen, wo sie in den Versuchsfarmen und bei Wegebauten an eine geregelte Tätigkeit gewöhnt werden. Abgesehen davon, daß die Leute gemeinsam arbeiten lernen, kommen so Bewohner der verschiedenen Dörfer zusammen und lernen einander vertragen. Was alles auf diese Weise im Hinterland geleistet worden ist, ist geradezu erstaunlich. Wie oben erwähnt, durchziehen gute Verkehrswege das ganze Land. Es genügt, einen Soldaten oder Polizisten in die Dörfer mit dem Befehl zu senden, es sei wieder Zeit zur Wegereinigung, so geschieht es sofort und pünktlich. Auch die meisten Stationsgebäude sind unter Anleitung der Europäer von den Eingeborenen hergestellt worden. Man kann geradezu sagen: es herrscht ein väterliches Verhältnis zwischen den Beamten und den Eingeborenen.

Kein Wunder daher, daß auch wir auf unserer ganzen Reise überall von der Bevölkerung freundlich aufgenommen wurden. Ganze Scharen von Kindern begleiteten uns oft in unsere Wohnung und saßen zutraulich um uns herum, wie wenn wir ihnen schon längst bekannt wären. Das alles beweist, wie freundlich und gerecht diese Leute bisher von den Beamten behandelt worden sind. Sie sind der Religion nach meist Heiden und werden im Westen des Hinterlandes auf 300000 Seelen geschätzt, im Osten, den wir aber im nördlichen Teil nicht kennen gelernt haben, auf 500000.

Die eigentliche Verkehrssprache des ganzen Hinterlandes von Togo ist das Haussa. Alle Bezirksleiter verstehen diese Sprache und bedienen sich ihrer im Verkehr mit ihren Soldaten und mit den Händlern. Die Soldaten aus den verschiedenen Stämmen, die Haussa gelernt haben, dienen dann den Bezirksleitern als Dolmetscher für die verschiedenen Sprachgebiete ihrer Bezirke.

Aus der Zeitschrift: „Der evangelische Heidenbote“.

---

8. Die hauptsächlichsten Handelswerte Togos.

Togo beansprucht besonders als Handels- und als Pflanzungskolonie unsere Aufmerksamkeit. Der Handel unseres Ländchens hat sich seit der deutschen Besitzergreifung dauernd gehoben und erreichte in Ein- und Ausfuhr im Jahre 1905 den ansehnlichen Wert von 11,7 Millionen Mark.

Die Ölpalme spielt für die Ausfuhr eine Hauptrolle. Dicht hinter der Küste beginnen ihre Bestände, die um so üppiger zu gedeihen scheinen, je wasserreicher der Boden ist. Solange die Ölpalme noch klein ist, treibt sie ohne Stammbildung ihre Wedel aus der Erde hervor. Ungefähr vom 5. Jahre an bildet sich ein Stamm, der im Laufe der Zeit oft eine beträchtliche Höhe erreicht. Es soll Ölpalmen bis zu 15 m Höhe und darüber geben. Vom 8. Jahre an wird sie ertragsfähig. Ihre Fruchtstände gleichen einer riesigen, dicht besetzten Traube; an jeder sitzen viele hundert einzelne Ölfrüchte

eng zusammengedrängt. Jedes dieser Fruchtbündel, von denen jede Palme sechs trägt, wiegt mehrere Kilogramm, und bei besonders großen Bündeln habe ich Mühe gehabt, sie mit einer Hand aufzuheben. Die anfänglich grünen Früchte bekommen später eine schöne, gelbrote Farbe, die mit zunehmender Reife immer leuchtender wird. Diese Ölfrucht, die etwa die Durchschnittsgröße eines Taubeneies hat, besteht aus drei verschiedenen Teilen, aus einer faserig-fleischigen, ölhaltigen Hülle, einer harten Schale und einem weichen, nußartigen Kern, dem „Palmkern". Die Frucht der Ölpalme hat für den Haushalt des Negers eine große Bedeutung. Er gewinnt aus ihrer fleischigen Hülle das Palmöl, das von ihm als gewöhnlicher Fettzusatz zu allen Speisen, für Fleisch, Fisch und Backwerk verwertet wird. Aber auch zu Einreibungen der Haut, als Haaröl und als Arzneimittel wird es gebraucht. In der Umgegend von Anecho werden die Ölfrüchte mit Wasser in einem großen Steintroge oder auch in einem leeren Kahne von den Frauen mit langen Pfählen zerstampft, bis sich das Fleisch von der harten Schale gelöst hat. Der Wasserzusatz läßt das Öl obenauf schwimmen, so daß es leicht abgeschöpft werden kann. Die im Wasser herumschwimmenden Fasern werden mit den Händen ausgedrückt. Das rohe Öl, eine dicke, trübe, gelbrote Flüssigkeit wird in großen Töpfen eine Zeitlang gekocht, wobei sich die Unreinigkeiten in den Schaum der Oberfläche absetzen, wo sie leicht entfernt werden. Vielleicht hat das Kochen auch den Zweck, die bei der Herstellung in das Öl hineingekommene Wassermenge zur Verdunstung zu bringen und es vor dem Ranzigwerden zu bewahren. Bei dieser rohen Art der Gewinnung geht natürlich ein großer Teil des in den Fruchthüllen enthaltenen Öles verloren.

Nur einen Teil des gewonnenen Palmöles gebraucht der Neger für seinen eigenen Bedarf, den Rest bringt er zum Verkaufe. Er klopft die bei der Ölgewinnung zurückbleibenden, hartschaligen Samen auf und gewinnt so die Palmkerne, welche ebenfalls einen hohen Gehalt eines wertvollen Öles bergen. Sie werden in Säcken nach Deutschland verladen und erst dort weiter verarbeitet.

Doch die Ölpalme liefert dem Neger nicht nur das Fett seines Haushaltes, sondern auch sein Tafelgetränk, den Palmwein. Um guten Wein zu gewinnen, muß die Palme gefällt werden. Bei dem Anbohren des Stammes, dem der Saft entströmt, gilt es, eine ganze Menge Regeln zu beachten, damit er auch die richtige Beschaffenheit bekommt. Ganz frisch gewonnen ist er ein harmloses Getränk, aber durch die sehr rasch eintretende Gärung bekommt er einen starken Alkoholgehalt. Die Zahl der Palmen, die jährlich der Gewinnung von Palmwein zum Opfer fallen, ist sicher sehr groß. Trotzdem scheinen die Bestände des Landes sich nicht dadurch zu lichten, so daß man wohl annehmen kann, der Togoneger schlägt nicht mehr Palmen nieder, als durch den Nachwuchs gedeckt sind. Vielfach stehen sie so dicht, daß ein Ausfällen sogar für das bessere Gedeihen der übrigen sehr erwünscht sein muß. Der Nachwuchs der jungen Palmen ist überall sehr stark. Ich glaube zwar nicht, daß der Neger sie selbst pflanzt, aber die Samen, die beim Abernten der Fruchtstände verloren gehen, die von Vögeln oder vom Neger selbst verschleppt werden, sorgen im reichen Maße für neue Aussaat. Von einer regelrechten Kultur der Ölpalme durch den Eingeborenen kann zwar keine Rede sein, aber ein Verständnis für ihren Wert hat er doch; denn hie und da sieht man in der Nähe der Dörfer einzelne Bäume, an denen die trockenen Blätter abgeschlagen sind oder in deren Umkreis das wuchernde Gebüsch beseitigt ist.

Die Ölpalme ist nicht über das ganze Togoland verbreitet, sondern wächst, dicht hinter der Küste beginnend, in größeren Beständen nur bis zur Entfernung von 140 km landeinwärts. Aber gerade dieser Ölpalmengürtel ist das Gebiet, das für die Ausfuhr besonders wichtig ist. Die Erzeugnisse der entfernteren Teile des Landes können leider vorläufig noch kaum berücksichtigt werden. Das Fehlen der Brücken auf den Straßen hindert einen Verkehr mit Lastwagen, so daß alles, was aus Nord- und Mitteltogo zur Küste kommen soll, auf dem Kopfe des Negers gebracht werden muß. Dadurch werden schon in geringer Entfernung von der Küste die Beförderungskosten für die Waren so hoch, daß der Ertragfähigkeit bald eine Grenze gezogen ist. Selbst die entferntere Hälfte des Ölpalmengebietes von Togo könnte vor der Fertigstellung der Eisenbahn Lome-Palime aus diesem Grunde noch nicht ausgebeutet werden. Da der Neger ferner überhaupt nur einen kleinen Teil der Bestände aberntet und den Rest unbenutzt dem Verderben anheimfallen läßt, so stellen die aus dem Lande ausgeführten Ölmengen nur einen geringen Teil der in Togo wirklich vorhandenen Vorräte dar. Wenn wir unter „Erschließung" einer Kolonie nicht nur ihren Besitz, sondern die wirtschaftliche Herrschaft in ihr verstehen, so war daher bisher noch kein Drittel Togos richtig erschlossen.

Der Nutzen der am Geburtstage unseres Kaisers 1907 zugleich mit einer Landesausstellung eröffneten Eisenbahn wird sich in erster Linie in einer erhöhten Ausfuhr der Erzeugnisse der Ölpalme zeigen.

Aber die Kolonie bietet noch andere Ausfuhrwerte, deren Gewinnung in noch höherem Maße als bisher zu fördern mir zweckmäßig erscheint. Wenn man die Umgegend der Lagunendörfer durchstreift, so trifft man überall auf große Maisfelder. Mais gedeiht im Küstengebiet überall; dabei ist seine Beschaffenheit nach dem übereinstimmenden Gutachten der Kaufleute der des amerikanischen mindestens ebenbürtig, und doch zeigten erst die letzten Jahre eine größere Ausfuhr von Mais.

Ganz so bequem wie bei der Ölpalme ist beim Mais allerdings die Ernte für den Eingeborenen nicht; denn er muß das Land, auf dem Mais wachsen soll, erst notdürftig säubern und ihn aussäen. Aber ich bin der Ansicht, daß es ein leichtes sein würde, den Neger dahin zu bringen, anstatt nur für seinen Hausbedarf auch noch für Verkaufszwecke anzubauen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Erdnuß, einer in Europa wegen ihres Gehaltes an vorzüglichem Öle sehr begehrten Handelsware. Eine Tonne Erdnüsse steht auf dem heimischen Markte noch weit höher im Preise als eine Tonne Palmkerne. Als Muster für die Ausbreitung der Erdnußkultur kann uns die französische Senegalküste dienen, wo sich entlang der Küstenbahn die Eingeborenen sehr schnell dazu bereit gefunden haben, große Flächen mit Erdnüssen zu bebauen, deren jährliche Ausfuhr einen Wert von 20 Millionen Fr. erreicht hat. Da die Erdnuß gerade in sandigem Boden besonders gut gedeiht, so würde ihre Kultur in Togo da noch möglich sein, wo Ölpalme und Mais nicht in Frage kommen.

Ein ebenfalls sehr wertvolles Handelserzeugnis von Togo ist der Gummi. Wegen seines hohen Marktwertes verträgt er bereits jetzt die Kosten der Versendung auch aus entfernteren Teilen des Landes. Bei der Gummigewinnung tritt die Notwendigkeit einer Regelung und Überwachung seiner Gewinnung durch die Regierung besonders deutlich zutage. Überläßt man

die Gummigewinnung dem Gutdünken des Eingeborenen, so schlägt er die Gummibäume einfach um und läßt ihren Saft auslaufen. Die zweckmäßige Art, die Rinde der Bäume an einzelnen Stellen sachgemäß anzuschneiden und den aus den Schnittwunden herausquellenden Gummi zu sammeln, ist ihm zu zeitraubend. Natürlich werden durch diese Raubwirtschaft die Gummibestände schwer geschädigt. Es fragt sich deshalb für die Regierung, ob sie jene dem Raubbau schonungslos preisgeben will, um eine kurze Zeit hindurch reiche Ausfuhr von Gummi aus Togo zu ermöglichen, oder ob sie ihn einschränken will, um eine gleichmäßigere, geregelte und dauernde Ausfuhr zu erzielen.

In der Kolonie Lagos hat man sich zu umfassenden Abwehrmaßregeln gegen die Raubwirtschaft entschlossen. Dort begann die Ausfuhr von Kautschuk im Jahre 1894. Nach vier Jahren hatte sie bereits einen Wert von fast 6 Millionen Mark erreicht. Da sich indessen dieser hohe Wert auf Raubbau gründete, erließ der Gouverneur Mac Gregor Vorschriften, durch die der Wert der Ausfuhr zwar auf kaum eine Million sank, aber eine Dauer derselben gewährleistet wird. In der Ölpalme, dem Mais, der Erdnuß und dem Kautschuk haben wir schon jetzt Ausfuhrwerte von Bedeutung. Meiner Überzeugung nach ist bei ihnen allen eine Steigerung der Ausbeute um ein Vielfaches des jetzigen Wertes möglich. Besonders müßte der Mais auch schon jetzt in den dazu überaus geeigneten, großen, bisher unbebauten Flächen der Lagunenniederung weit mehr angebaut werden, als es geschieht.

Außer dem großen Reichtum an pflanzlichen Erzeugnissen müssen noch die großen Rinderherden Togos erwähnt werden, die leider auch für die Ausfuhr bisher noch nicht in Frage kommen. An der Küste haben wir nur die kümmerlichen Anfänge einer Rindviehzucht zu verzeichnen; stattliche Herden weist aber die nördliche Hälfte Togos auf. Das Herrschen der Surrahkrankheit, gegen die wir bisher ohnmächtig sind, und das Fehlen einer Fortsetzung der Bahn bis nach dem Norden Togos hindern uns vorläufig noch, diesen Reichtum der Kolonie zu verwerten.

Nach Ludwig Külz, Blätter und Briefe eines Arztes.

---

9. Unsere Togoneger als Ackerbauer.

Wer in Togo weilt, wird bald erfahren, daß unsere Schwarzen recht fleißige und sorgsame Ackerbauer sind. Zwar haben sie keine landwirtschaftlichen Maschinen, selbst Egge und Pflug sind ihnen unbekannt. Sie arbeiten nur mit der Hacke. Deshalb müssen sie, namentlich bei Anlage neuer Felder, sehr tapfer zugreifen und unermüdlich schaffen, um den wilden Busch zu roden und die Erde für die Aussaat vorzubereiten. Ist das Gestrüpp gar zu dicht, so legt man Feuer daran und läßt es abbrennen. Die Asche gibt dann noch einen wertvollen Dünger ab. Mit Beginn der Regenzeit ist das Land so weit geklärt und gelockert, daß die erste Einsaat erfolgen kann. Diese wird im März und April dem Boden anvertraut, und zwar pflanzt man jetzt Bohnen, Erdnüsse und Erderbsen, süße Kartoffeln, Pfeffer und mehrere Sorten Zwiebeln. In der Ebene kommen noch Jams und Mais hinzu, die beide nicht vor April ausgepflanzt werden. Die zweite Einsaat beschränkt

sich auf Reis und ein geringeres Knollengewächs, die Kassada. Sie geht im Mai und Juni vor sich und dauert zuweilen bis in den August, damit die kleine Regenzeit sofort ihre befruchtende Wirkung auszuüben vermag.

Von größter Bedeutung ist jedenfalls der Anbau des Jams. Der Bauer hackt im März auf seinem Felde in Abständen von 1 bis 1½ Metern etwa fußhohe Erdhäufchen zusammen, in die er gegen Ende April je eine kleine Saatknolle steckt. Nach wenigen Wochen treibt die Knolle eine Ranke, die sich an einer Stange hinaufwindet. Bei fruchtbarer Witterung liefert ein Jamsstock zwei, auch drei Knollen, die in der letzten Septemberwoche ausgewachsen, aber noch nicht reif sind. An Gewicht erreichen diese durchschnittlich acht bis zehn Kilogramm; in ihrer Gestalt gleichen sie einer Riesengurke. Nun wird im ganzen Lande, soweit es heidnisch ist, das Jamsfest gefeiert, bei dem unter Trommeln, Tanzen, Singen und Schmausen dem Schutzgeist der Felder einige Stückchen Jams dargebracht werden. Von da an hat der Bauer die Erlaubnis, seinen Bedarf von der neuen Frucht zu decken.

Die eigentliche Jamsernte findet jedoch erst im Dezember statt. Man schneidet die dürr gewordenen Ranken ab, gräbt die reifen Knollen aus und trägt sie nach dem eigens aus Stecken und Stangen erbauten Jamshause, das auf keiner Pflanzung fehlen darf. Die Knollen werden vorsichtig an den Wänden aufgestapelt und mit trockenen Schlingpflanzen festgebunden. Oben ist das Haus mit Palmenzweigen nur locker bedeckt, damit Licht und Luft genügenden Zutritt haben, um die Knollen vor Fäulnis zu bewahren. Im Durchschnitt erntet der schwarze Bauer jährlich 800 bis 1000 Jamsknollen, die in den trockenen Monaten ein wichtiges Nahrungsmittel bilden. Die Knollen schmecken ähnlich wie unsere Kartoffeln, sind aber etwas mehliger. Sie werden geröstet und gesotten, meistens aber zu „Fufu", einem Nationalgericht der Togoneger, verwertet. Zu dem Zwecke schält man die Knollen, schneidet sie in kleine Stücke, wäscht und kocht diese und bringt sie dann in einen Holzmörser, worin sie mit langen Keulen zu Brei zerstoßen werden. Das ist der berühmte „Fufu". Er kommt in Form einer Kugel oder eines großen Kloßes auf den Tisch und wird mit einer stark gepfefferten und gesalzenen Palmöl- und Zwiebelbrühe genossen. Etwas Fleisch oder einige geräucherte Fische machen den Brei noch schmackhafter, der nicht bloß von den Eingeborenen, sondern auch von den Europäern mit gleicher Vorliebe gegessen wird.

Das Fett zu allen Speisen muß die Ölpalme liefern, die ohne Zweifel zu den nützlichsten Bäumen Westafrikas zählt. Ihr Stamm ist dick und rauh. Die Früchte sind zu einer großen Traube vereinigt. Die einzelnen Beeren sehen anfangs schwarz, zur Reifezeit rot aus und umschließen die harten, ölreichen Palmkerne, die als Handelsgut nach Europa verschifft werden. Auch das die Kerne umgebende Fleisch ist ölhaltig. Da die Ölpalme nur auf gutem, fruchtbarem Boden wächst, so werden um sie herum nicht selten Maispflanzungen angelegt. Um der jungen Saat die nötige Lebensfreiheit zu verschaffen, schlägt man der Palme sämtliche Seitenzweige ab. Zum Glücke schadet ihr dies nicht; denn aus ihrer Mitte treiben bald die neuen Sprossen um so kräftiger hervor, und wenn der Mais reif geworden ist, hat auch die Palme wieder ihr schattiges, grünes Kleid angelegt. Nicht so glimpflich wird mit ihr verfahren, wenn es gilt, den Palmwein abzuzapfen. Dann wird der Baum möglichst tief an der Erde abgehauen und von sämtlichen

Zweigen befreit. Nach einiger Zeit bringt man am oberen Ende des Stammes ein Loch an, unter welches eine Kürbisflasche oder Kalabasse gestellt wird, um den austräufelnden Saft aufzunehmen. Wenn das Loch allmählich vergrößert und vertieft ist, so läßt sich aus einem Stamm etwa sechs Wochen lang Palmwein gewinnen. Frisch ist er ein kühlendes, recht angenehmes Getränk; schädlich wird er erst, wenn man ihn in Gärung übergehen läßt und wohl noch gar mit scharfen Gewürzen versetzt. Es ist daher gut, daß die deutsche Verwaltung zum Schutz der Palmen wie der Menschen die Herstellung des Saftweines einzuschränken sucht. H. Seidel.

---

10. Unsere Togoneger als Handwerker.

Zu den ältesten Gewerken in Togo gehört unstreitig die Schmiedekunst, die schon seit uralter Zeit bekannt ist und erfolgreich ausgeübt wird. In jedem ansehnlicheren Orte entdeckt man eine Schmiede, wo die Umwohner ihre Ackergeräte, Messer, Schwerter teils ausbessern, teils neu anfertigen lassen. Das Rohmaterial liefert im Süden und in der Mitte des Landes der weit verbreitete Raseneisenstein; die Gewinnung ist aber so ursprünglich und mühevoll, daß die Schmiede es vorziehen, das an der Küste gekaufte, billige, europäische Eisen zu verarbeiten. Die Schmiede befindet sich stets unter einem auf vier Pfählen ruhenden Schattendache; der Ambos wird durch einen harten, oben geglätteten Stein ersetzt, und die Hämmer, Feilen und Schraubstöcke stammen meist aus Europa. Ein aus Tierfellen genähter Handblasebalg entfacht das Holzkohlenfeuer und schafft die nötige Glut, um schadhafte Flinten und schartige Hieb- und Stichwaffen wieder instand zu bringen. Im gebirgigen Norden, besonders in den Landschaften Boëm und Bassari, gewinnt man das Eisen aus etlichen erzreichen Bergen. Die zerkleinerten Erzstücke werden mit Holzkohle in 2—3 Meter hohen Öfen langsam zum Schmelzen gebracht und liefern ein ziemlich brauchbares Material, das in den zahlreichen Schmieden zu allerlei Geräten und Waffen verarbeitet wird. Diese bilden einen sehr gesuchten und weit verbreiteten Handelsartikel, der erst neuerdings durch die europäischen Eisenwaren verdrängt wird.

Von großer Bedeutung ist dann in einzelnen Gegenden, namentlich dort, wo die Baumwolle gedeiht, das Spinnen und Weben. Die einheimische Baumwolle wird nach der Lese, so gut es die Schwarzen vermögen, gereinigt und gebleicht und danach von den Frauen in einfachster Art versponnen. In einer Tonschale liegt der Vorrat für eine Arbeitszeit, die je nach Lust und Übung der Spinnerin, von sehr verschiedener Dauer ist. Aus dem Ballen greift die Frau ab und zu einen Bausch heraus und steckt ihn an den Rocken, der mit der linken Hand gehalten wird. Die rechte Hand zieht den Faden aus und läßt ihn auf eine Spindel wirbeln. Hat diese ihre richtige Fülle gewonnen, so übernimmt sie der Mann zum Haspeln. Der Haspel besteht aus einem gleicharmigen Holzkreuz, das sich um einen in die Erde gesteckten Holzstab dreht und an den vier Armen senkrechte Stöcke trägt, auf die das Garn gehaspelt wird. Beide Eheleute sitzen dabei auf ihren niedrigen Stühlen, die aus einem Unterbrette, zwei Füßen und dem geschweiften Oberbrette bestehen. Nun wird das Garn gefärbt, nämlich

schwarz, blau, gelb, grün oder rot, wozu man entweder einheimische Mittel aus Früchten, Wurzeln und Rinden oder auch aus Europa eingeführte Farben benutzt.

Der Webstuhl ist dem unserer Landleute nicht unähnlich, aber einfacher, und man vermag darauf nur 15—20 Zentimeter breite Zeugstreifen herzustellen. Diese werden später von den Frauen zusammengenäht; so gewinnt man die viereckigen, sehr hübschen und haltbaren Tücher und Decken, die auch unter den Weißen viele Käufer finden. Besonders beliebt sind die einheimischen Hängematten, die aus einem gelbgrauen, dauerhaften, mit roten oder blauen Fäden durchschossenen Stoffe bestehen.

Unsere Togoneger sind ferner wohlbewanderte Töpfer. Doch ist dies Handwerk mehr als ein anderes auf die Fundstätten des Materials beschränkt, da sich brauchbarer Ton nur an wenigen Stellen in gewünschter Reinheit darbietet. Berühmt ist von jeher die Stadt Bolu, etliche Meilen hinter Lome, in der eine erstaunliche Massenerzeugung von Geschirren und Götzenbildern betrieben wird. Diese kann man, wie die Krüge, sogleich in Reihen beziehen, jede verschieden ausgestattet. Die Töpferei liegt hauptsächlich den Frauen ob, und man muß ihnen nachsagen, daß sie Tüchtiges in ihrem Fache leisten. Dabei arbeiten sie ohne Drehscheibe, nur aus freier Hand. Bei größeren Geschirren wird zuerst die obere, dann die untere Hälfte geformt und getrocknet, ehe man beide zusammenklebt und brennt. Die Färbung geschieht erst, wenn die Sachen halbgar gebrannt sind; sie werden alsdann mit Palmöl und Ruß eingerieben und kommen nochmals ins Feuer, damit die Farbe einglüht. Leider ist die Glasur sehr mangelhaft oder fehlt ganz; die Ware besitzt deshalb nur geringe Haltbarkeit und muß im Haushalt öfter erneut werden. Trotzdem fabriziert man in Bolu Töpfe von mehr als Meterhöhe, die 30—40 Liter fassen und nicht bloß zum Auffangen des Regenwassers, sondern auch zum Abkochen bedeutender Speisemengen für Festlichkeiten dienen.

Die Togoneger wissen außerdem in Holz und Leder manchen geschmackvollen Artikel zu liefern. Sie gerben Schaf- und Ziegenfelle und verwenden das Leder zu Trommeln, Schwert- und Messerscheiden, sowie zu Gürteln und Patronentaschen. Daneben bringen sie zierliche Schnitzarbeiten und vielerlei Flechtwerk auf den Markt, z. B. Taschen, Matten, Körbe und Strohhüte. Besonders reich werden die Häuptlingsstühle und -stöcke geschnitzt; doch lassen selbst einfachere Gegenstände, wie Ruder, Löffel, Kämme, Trinkgeräte und Fingerringe aus Palmkernen fast niemals Sorgfalt und Geschick vermissen.

H. Seidel.

---

11. Leben in einer Faktorei.

Haussaleute und Neger aus dem Inneren, nur dürftig bekleidet und alle mit Lasten beladen, die sie in der üblichen Weise auf dem Kopfe tragen, eilen in kleineren und größeren Trupps zu den Faktoreien, jene, um Stoffe aufzukaufen und sie mit Vorteil in dem Hinterland gegen die Erzeugnisse des Landes wieder abzusetzen, diese um ihr Öl und ihre Palmkerne, sowie auch ihren weit hergebrachten Gummi zu verkaufen. In den Höfen der

Faktoreien ist ein geschäftiges Treiben zu bemerken, überall werden Palmkerne gewogen, wird Gummi mit Seewasser besprengt. Die Palmkerne werden in Schuppen geschaufelt oder fertig in Säcken zur Verladung auf den nächsten Dampfer verwogen. Natürlich geht dieses Treiben, wie jede Arbeit bei den Schwarzen, nicht ohne Lärm ab. Wir betraten den Laden einer Faktorei und fanden dort die Angestellten bei ihrer Arbeit an den Büchern vor. In den geräumigen Schuppen lagen in Fächern die verschiedensten Baumwollstoffe, die zu unserer großen Freude meistens in Deutschland gewebt waren. Auch bessere Stoffe, die zur Herstellung des Obergewandes, des hauptsächlichsten Kleidungsstückes der Ewe verwendet werden, liegen hier in geschmackvollen gestreiften und karrierten Mustern aus, in denen die blaue Farbe vorherrschend ist. Die Zeuge und Stoffe sind zumeist in Ballen, das Stück zu 12 Ellen, aufgespeichert. Auch Seide wird zum Verkauf gehalten, da die reichen Frauen, besonders die der schwarzen Händler, sich den Luxus gestatten, bei feierlichen Gelegenheiten in Seide zu erscheinen. Neben der beliebten blauen Farbe wird auch häufig die grüne und schwarze gewählt; aber allen diesen wird die gelbe vorgezogen. Und nicht mit Unrecht hat sich der Geschmack dieser Schönen hauptsächlich für diese Farbe entschieden, da sie im allgemeinen gut von ihrer schwarzen Hautfarbe absticht. Auch kleine weiße, rote und buntfarbige seidene Tücher gelangen hier zum Verkauf und werden als Kopftücher getragen. Glasperlen jeglicher Art blitzen dem Beschauer entgegen, bedruckte Taschentücher in den grellsten und buntesten Farben, die das Herz der Schwarzen erfreuen, werden feil geboten. Große Pakete mit Rot- und Blaugarn liegen in den Fächern aufgespeichert. Dieses Garn ist ebenfalls eine wichtige Tauschware sowohl für den Europäer, als auch für die schwarzen Händler, die damit Handel im Hinterlande treiben. Auch Tabak ist hier zu haben, der häufig, besonders in der trockenen Zeit, mit Wasser benetzt wird, um ihm die nötige Feuchtigkeit zu erhalten. Auf der einen Seite des Schuppens lagert in einer besonderen Abteilung in Tonnen der Gummi; den Einkauf dieses wichtigen Handelsartikels besorgt in der Regel der Vertreter der Faktorei in eigener Person. Der Gummi wird hier auf seine Güte und Feuchtigkeit geprüft, auch werden probeweise Bälle zerschnitten, weil die betrügerischen Schwarzen häufig Steine und Sand hineinlegen, um das Gewicht zu erhöhen und dadurch einen höheren Preis zu erzielen. Nach dieser Prüfung wird der Gummi gewogen, und nun beginnt das umständliche Hin- und Herreden über den Preis. Stundenlang sucht der schwarze Verkäufer eine Einigung herbeizuführen. Häufig gehen die Leute aus einer Faktorei in die andere und kehren schließlich wieder zur ersten zurück, um dann, nachdem sie sich über die Preislage unterrichtet haben, dieser ihre Ware zu verkaufen. Der Erlös wird nur selten in barem Gelde genommen; meistens werden dafür Waren eingetauscht, die nach Belieben des Käufers in Tabak, Spiritus, Wollzeugen, Perlen oder sonst dergleichen bestehen.

Ferner sieht man hier lange große Steinschloßflinten von minderwertiger Arbeit; auch findet sich der beliebteste Tauschartikel, das grobe sogenannte Negerpulver, in kleinen Fässern zum Transport ins Innere verpackt, vor. Ebenso fehlen auch wohl in keiner Faktorei die Pomaden, die, wie das Lavendelwasser, für die schwarzen Damen des Landes einen besonders schätzenswerten Toilette-Artikel bilden. Selbstverständlich dürfen die Spiegel nicht fehlen. Kleine, weiße Tonpfeifen sind ebenfalls ein sehr begehrter Frauenartikel, denn in Afrika rauchen die Damen des Landes, und oft sieht man

die Frauen auf dem Markte mit Wohlbehagen ihren Knaster aus den oben erwähnten Pfeifen rauchen.

In allen solchen Läden sind auch Bedarfsartikel und Lebensmittel für die Weißen zu haben. Konserven aller Art sind in Büchsen aufgespeichert, daneben Weine, Batterien von Bier in Flaschen, Mützen, Tropenhelme, Drellstoffe sowohl für die Europäer als auch für die dortige Truppe, die in braunen Drell gekleidet ist; rote Feze, die auch zur Uniformierung dieser Truppe gehören und die Kopfbedeckung der mohammedanischen Bevölkerung ausmachen; kleinere Bedarfsartikel, wie Zigarren, Zigarrenspitzen usw. gehören gleichfalls zu den mannigfaltigen Waren der Faktoreien.

Aus: Klose, H., „Togo unter deutscher Flagge".

---

12. Ein Kriegszug in Togo.

Wir Europäer hatten uns vorgenommen, uns in zweistündiger Wache abzulösen, um die Posten zu revidieren und einen Überfall, sowie etwaige Ausschreitungen zu verhindern. Aber sobald die Leute mit den Lebensmitteln von den Farmen zurückgekehrt waren, hatte die Ruhe ein Ende. Schnell hatten sich einige Kreise auf dem Markte gebildet, die das Feuer von neuem anfachten und nun ihren Yams und sonstige Früchte zu kochen begannen. Alsbald entstand Lärm und Geschrei im Ort; Weiber und Mädchen kreischten, Schlägereien fanden zwischen den Eingeborenen statt, und die raubgierig gewordene Bande unserer Hilfsvölker begann Schafe, Hühner und alles, was sie sonst noch auftreiben konnten, zu plündern und aus den Hütten der Eingeborenen wegzuschleppen. Hier liefen etliche rohe Burschen einem vor Angst schreienden und sich sträubenden Mädchen nach, dort stritten sich die Leute um die Töpfe und Kalabassen zum Kochen, andere suchten die davonlaufenden Hühner zu erhaschen, wieder andere machten sich eiligst mit einem halben, eben getöteten und noch dampfenden Schaf davon, um es über dem Feuer zu braten und mit den Genossen zu verzehren; an anderer Stelle machten sich die Leute eine kleine Ziege streitig, so daß sie das Tier auseinander zu reißen drohten, da jeder es für sich beanspruchte. Gegen diese Übergriffe mußten wir einschreiten. Wir durchstreiften mit Patrouillen die Stadt, um die Ordnung herzustellen und die Eingeborenen vor der Habgier der Kpangoleute zu schützen. Einige kräftige Fußtritte und Kolbenstöße unserer mitgeführten Mannschaften taten gute Dienste, aber erst als wir verkündeten, daß jeder, den wir beim Plündern anträfen, erschossen werden würde, und einige Ruhestörer wirklich festnahmen, trat Ruhe ein. Wir hatten die ganze Nacht gewacht, und erwarteten sehnlichst den Tagesanbruch.

Um 5 Uhr ertönte das Wecken und bald entfaltete sich in dem Orte eine rege Tätigkeit. Die Wachen wurden eingezogen und das Signal rief die Soldaten an die Gewehre; ihrem Beispiele folgten auch die Hiftsvölker, deren Häuptling würdig wie ein Feldherr, auf dem Marktplatze Heerschau über seine Krieger hielt. Oberleutnant von Döring übernahm die Führung des Ganzen, ich die Vorhut und der Botaniker Baumann befehligte die Nachhut und die Hilfstruppen. Ich rückte nun mit der 40 Mann starken Vorhut auf der Straße nach Yogbe ab, während von Döring mit der Haupt-

macht von 60 Mann und dahinter Baumann mit den übrigen Kriegern folgten. Der Unteroffizierposten, der immer noch die Straße nach Yogbe deckte, bildete die Spitze. Unser schneidiger Unteroffizier Issar mit 4 ausgesuchten Leuten hatte diesen Auftrag erhalten. Drei Verbindungsleute hielten die Fühlung auf dem schmalen Buschpfade mit meiner Vorhut aufrecht, während fünf weitere Leute die Verbindung mit Oberleutnant von Döring hielten. Ich selbst ritt an der Spitze, um sofort bei einem Überfall die Vorhut zusammenzuziehen und mit einem kräftigen Feuer dem Feinde entgegentreten zu können. In dem undurchdringlichen Busch und auf weitab liegenden vereinsamten Pfaden war es unmöglich, den Marsch durch Seitenplänkler zu decken. Bei dem dichten Busch ist ein Abweichen vom Wege oder ein Absenden von Seitenpatrouillen gar nicht denkbar. Dadurch gestaltet sich die afrikanische Kriegsführung wesentlich anders als die in Europa. Dort können die auf den großen Straßen marschierenden Truppen sich bei jedem Angriff entwickeln, während alle diese Maßnahmen und Vorteile in Afrika fortfallen und man gezwungen ist, sich auf engem Pfade so gut wie möglich einzeln zu verteidigen. Eine kleine Schar beherzter Neger könnte in einer solchen Enge durch einen plötzlichen Überfall eine noch so gut bewaffnete Truppe vollkommen vernichten, denn der undurchdringliche Busch läßt kaum die Handhabung des Gewehres zu; außerdem kann man auf gewundenen Negerpfaden oft nur zehn Schritt weit sehen. Auf solchen Straßen ist dann die einzige Verteidigungsweise die, daß man rechts und links Salven in den Busch abgibt.

Das nahe gelegene kleine Dorf Yogbe gehört schon zu Tafi; es wurden deshalb alle Vorbereitungen getroffen, um einem Angriffe begegnen zu können. Man hörte bereits das Summen menschlicher Stimmen, so daß ich vorzog, einen Augenblick Halt zu machen, um Oberleutnant von Döring zu benachrichtigen. Ich meldete, daß ich meine Vorhut zusammenziehen würde, um im Marsch-Marsch einen freien Platz im Dorfe zu gewinnen, auf dem sich die Gruppe entwickeln und Aufstellung nehmen könnte. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es lautlos im Laufschritt vorwärts, bis wir glücklich in dem kleinen Dorfe einen freien Platz erreichten, auf dem ich sofort die Truppe aufmarschieren ließ. Währenddessen hatten sich die Bewohner mit großem Geschrei in die dahinterliegenden Straßen geflüchtet. Viele Leute waren mit Flinten bewaffnet, und ich war gerade im Begriff, anlegen und eine Salve abgeben zu lassen, als plötzlich ein Mann in einer alten Husaren-Attila hervorsprang, seine Mütze in die Höhe schwenkte und mit lauter Stimme auf englisch herüberschrie: „Gnade, Herr! Gnade!“. Sogleich gab ich das Kommando: „Setzt ab!“ und ließ den Mann zu mir kommen, um mit ihm zu reden. Es war ein alter Zimmermann, ehemaliger Missionsschüler und Arbeiter von der Station Misahöhe, der hier lebte und durch seinen weisen Rat im letzten Augenblicke seinen Heimatsort vor dem Kriegsunglücke bewahrt hatte. Ich sandte ihn zu Oberleutnant von Döring, um ihn als den Führer zu benachrichtigen und besetzte selbst schnell die Ausgänge des Ortes, um zu verhüten, daß sich die Nachricht von unserer Ankunft weiter verbreitete. Bald marschierte der Oberleutnant mit der Truppe in das kleine Dorf ein und ließ den Häuptling kommen, der demütig um Verzeihung bat.

Nach einer kurzen Rast setzten wir unseren Marsch in einer weiten Baumsavanne fort; vor uns erstreckte sich von Südwesten nach Nordosten die große Kette der Gebirgszüge von Avatime. Das Gebirge bildet hier

die Wasserscheide der kleinen Nebenflüsse des Danyiflusses im Norden, während sich nach Süden zu von den Kämmen des Gebirges die kleinen Zuflüsse und Bäche des Todjie ergießen. Die Marschordnung wurde wie vorher innegehalten und im munteren Schritte bewegte sich die ganze Truppe nach dem nächsten Orte, Fume, vorwärts. Da ich mich von der Beschaffenheit des Geländes überzeugen wollte und damals noch ein schönes Reitpferd besaß, sprengte ich weit voraus, um gleichzeitig die Stellung des Feindes, der uns nach Angaben der Yogbeleute vor den Dörfern erwarten sollte, auszukundschaften. Ich hatte schon, ohne etwas zu bemerken, eine ganze Strecke im Galopp zurückgelegt, als ich zu meinem Erstaunen hinter mir den braven Unteroffizier Issa mit seinen Leuten gewahrte. Auf meine Frage, warum er so gerannt und nicht auf seinem Posten geblieben wäre, antwortete er mit seinem Negerenglisch: „Herr, wohin Du gehst, gehen wir auch, wir wollen Dich nicht allein lassen.“ Inzwischen war auch Oberleutnant von Döring an die Spitze gekommen und im Marsch-Marsch ging es nach Fume, wo uns die Leute schon mit einer großen schwarz-weiß-roten Fahne entgegenwinkten und ebenfalls um Frieden baten. Auch hier wurde der Häuptling verwarnt und, nachdem die Fahne, welche die Leute sich noch in der letzten Stunde von der Mission geborgt hatten, unter Ehrenbezeugung und Trommelwirbel an einem großen Fahnenstock gehißt war, ging es weiter nach Biakpa und Whame, dem eigentlichen Herd des Aufstandes.

Mit dem Eintritt in das Gebirge begannen erst die Schwierigkeiten des Marsches. Wir hatten einige Bäche zu überschreiten. Zwischen ihnen lagen die Kämme des Avatimegebirges. Auf einem schmalen, mit Geröll und Steinen bedeckten Pfade stiegen wir bergan; häufig mußten große Blöcke überklettert werden, so daß wir von den Pferden steigen und zu Fuß unseren Marsch fortsetzen mußten. Besonders für unsere unbeschuhten Mannschaften war der Marsch auf den mit spitzen Steinen besäten Pfaden, über die Felsen und Klippen des Gebirges sehr beschwerlich. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als wir mit Mühe endlich den Höhepunkt des Kammes erreicht hatten; aber die vorgelagerten Züge und einzelnen Ketten, sowie der Busch ließen keine weite Fernsicht zu.

Aus: Klose, H., „Togo unter deutscher Flagge“.

---

13. Der deutsche Beamte in Togo.

Je länger ich im Sokodebezirke weile, um so mehr staune ich darüber, was hier geleistet worden ist. Die kolonisatorische Arbeit in dem Bezirke, der bisher nur dem Namen nach deutscher Besitz war, ist vor kaum 7 Jahren in Angriff genommen worden. In dieser kurzen Zeit ist im großen wie bis ins kleinste Erstaunliches geschaffen worden.

Sokode ist der größte Bezirk des Landes mit einer halben Million Einwohner, fast soviel wie das ganze übrige Togo zusammengenommen; seine Bevölkerung wollte sich in den ersten Jahren die deutsche Herrschaft keineswegs gefallen lassen, bedeutete sie doch für viele der alten Häuptlinge, die hier im Norden mit ihren Reiterscharen eine wirkliche Macht darstellen und auf einer ungleich höheren Stufe stehen als die Dorfschulzen der Küstenorte,

den Untergang ihrer alten Glanzzeit, das Aufhören ihrer Sklaven- und Beutezüge, das Versiegen ihrer Einnahmequellen aus den Tributen der unterworfenen Völker. Wohl ist der deutsche Bezirkshauptmann bei seinem ersten Erscheinen nicht überall mit Jubel, sondern mit Pfeilen, Speeren und Flintenschüssen empfangen worden, aber er hat es vermieden, Aufsehen zu erregen. Mit einer Handvoll Polizeisoldaten, von 2—3 weißen Hilfskräften unterstützt, hält er die Häuptlinge in musterhafter Ordnung und hat schon eine so vorzügliche Verwaltung seines Landes geschaffen, daß kein anderer Bezirk mit ihm darin wetteifern kann. Ehe er Herr im Lande wurde, hat er sich oft an den alten Satz „Teile und herrsche!" gehalten. Wenn ein Ort oder eine ganze Landschaft ihm nicht gehorchen wollten, so nahm er seine schwarzen Soldaten und außerdem eine überlegene Schar von „Hilfsvölkern", die Einwohner eines ihm treu ergebenen Ortes. Das bloße Erscheinen an der Spitze eines solchen Aufgebotes hat oft genügt, die Widerspenstigen von der Aussichtslosigkeit eines Widerstandes zu überzeugen. Genügte es nicht, so fielen wohl ein paar scharfe Schüsse oder das Dorf brannte nieder, und die Äcker wurden anstatt von denen, die sie bestellt hatten, von den Hilfsvölkern abgeerntet, das heißt, der Neger an seiner empfindlichsten Stelle, am Magen, gestraft, und die Sache war erledigt. Fast muß es betrüben, daß dieses Gebiet der Küste so fern liegt, und daß es noch Jahre dauern wird, ehe es durch eine Bahn oder für Kraftwagen fahrbare Straßen Anschluß dorthin erhalten wird. Erst dann werden die vollen Früchte alles dessen geerntet werden, was jetzt hier ausgesät wird. Um so bewundernswerter ist es, wie der leitende deutsche Beamte ganz unbekümmert darum, daß er selbst vielleicht gar nicht mehr die vollen Erfolge seiner Arbeit in Afrika erleben wird oder auch nur gewürdigt sieht, doch mit unermüdlichem Eifer weiter arbeitet. Dabei ist seine Tätigkeit frei von jeder persönlichen Liebhaberei. Er läßt nur den Gesichtspunkt der allgemeinen Erschließung und Förderung des Landes ausschlaggebend sein. Alles, was dieses Endziel fördern kann, beginnt er mit gleichem Nachdruck. Die Anlage und den Ausbau von Straßen, Überbrücken von Flüssen, kartographische Aufnahmen und Vermessungen, Zählung der Einwohner seines Landes, Viehzucht, Bekämpfung von Seuchen, Handelsstatistik, Schlichten von Streitigkeiten unter den Eingeborenen, Anpflanzung von Baumwollfeldern, Teakholzaufforstungen, die zoologische, botanische und ethnographische Erforschung seines Bezirkes, alles behält er mit gleicher Sorgfalt, Ruhe und Zähigkeit im Auge. Nicht das letzte Verdienst scheint mir zu sein, daß er die riesigen Arbeitskräfte, die Sokode in seiner dichten Einwohnerzahl besitzt, überall flüssig gemacht hat und diese Quelle in dauerndem Flusse erhält. Wenn er morgen tausend Mann oder mehr braucht, sei es zum Bau einer Straße, sei es zu einem Transporte oder zu irgend einem anderen Zwecke, so treten sie unweigerlich an. Dabei wird nicht willkürlich bald dieser, bald jener Ort zur Arbeitsleistung herangezogen, sondern die Hütten- und Einwohnerzahl aller Dörfer ist festgelegt, und durch genaue Aufzeichnungen wird die jährlich von jedem Dorfe verrichtete Arbeitsleistung überwacht. Würde in einem Jahre eine bessere Verbindung nach der Küste für irgend ein Landeserzeugnis, z. B. die Erdnüsse oder Baumwolle eine lohnende Ausfuhr gewährleisten, er würde sofort imstande sein, seine Schwarzen zu einem gewaltigen Massenanbau zu bringen. Einen großen Vorteil hat freilich die Entfernung von der Küste auch für den Bezirkshauptmann von Sokode und seinen Bezirk. Sie gibt ihm eine

weitgehende Selbständigkeit, die bei jeder tüchtigen Kraft nur von Vorteil sein kann. Die Schreibtischsorgen der Küstenbeamten bleiben ihm zum größten Teil erspart, so daß er seine Zeit ausgiebig dem Bezirke widmen kann. Den weit größeren Teil des Jahres bringt er mit Reisen durch das Land zu und wohnt bald hier, bald dort, um den einzelnen Stämmen nachdrücklich ihre Zugehörigkeit zum Weißen in Erinnerung zu bringen. In jedem größeren Orte hat er von den Eingeborenen eine regelrechte, kleine Station aufbauen lassen, die ihm bei seinem gelegentlichen Aufenthalte dort als Wohnung, und andern durchreisenden Europäern als Unterkunft dient.

Aus: Ludwig Külz, Blätter und Briefe eines Arztes.

Schutzgebiet Kamerun.

1. Das Dorf Bonaberi.

Das Dorf Bonaberi erstreckt sich vom Strand fast eine halbe Stunde weit landein. Durch das Tor der Missionsstation kommen wir nach wenigen Schritten in eine der neuangelegten Hauptdorfstraßen. In langer, gerader Linie ziehen sich rechts und links die niederen, aber hübsch gefertigten Mattenhütten der Neger bis an den Wald oder „Busch“ im Hintergrunde hin. Die meisten Hütten sind noch ganz neu. Die alten, die ohne Plan und Ordnung da, wo es einem jedem gerade paßte, gebaut waren, mußten abgebrochen und neue an den Hauptstraßen in gleicher Fluchtlinie errichtet werden. So kommt nach und nach Ordnung und Sauberkeit durch die dankenswerten Bemühungen des kaiserlichen Bezirksamtmanns von Duala in unsere Negerdörfer herein. Freilich danken es ihm unsere Neger zunächst noch wenig. Machen wir nach Feierabend einen Gang durch die Straßen, so sitzen sie in Gruppen bei einander zum gemütlichen Plauderstündchen.

Wir grüßen die Leute: „Wie geht es Euch?“

„O, Herr“, sagen sie, „uns geht es schlecht; die Arbeit tötet uns nächstens.“

Aber es ist nicht so schlimm. Sie sind nur die fleißige Arbeit mit den Armen nicht gewöhnt und möchten lieber Handel treiben oder Prozesse führen, anstatt mit Hacke und Schaufel neue Straßen bauen und Gräben ziehen und dergleichen.

Ein großer Teil des täglichen Lebens und Treibens spielt sich auf der offenen Straße ab. Da sitzen ein paar Frauen vor der Kochhütte und bereiten das Essen; dort sind andere beschäftigt, einander das Haar in kunstvolle Figuren zu flechten. Eine Gruppe von Männern hat eine Streitsache zu hören und zu entscheiden, andere sitzen einzeln vor der Hütte auf niedrigem Schemel und flechten Matten aus Palmblättern, flicken ihre Netze, drehen Seile aus Bast oder pflegen der Ruhe und Beschaulichkeit. Die Kinder unterhalten sich mit Spielen aller Art. Nicht ungeschickt ahmen sie allerhand Spielzeuge der Europäer nach; sie haben aber auch nicht wenige eigene.

Der Ort Bonaberi ist ein großes und unter den Duala angesehenes Dorf von etwa 1000—2000 Einwohnern. Es liegt an der Stelle, wo der Wurifluß, von Nordost kommend, in das Kamerunbecken einmündet. Üppiger Pflanzenwuchs hüllt die Hütten in immer frisches Grün. Die gewaltigen Baumwollbäume erheben ihre Kronen zu majestätischer Höhe. Überall zwischen den Hütten und Straßen stehen die breitblätterigen Bananen und geben willig ohne menschliche Arbeit reichliche Nahrung. Ein ganzer Wald von prächtigen, schlanken Kokos- und Ölpalmen bildet den Hintergrund des Bildes. Mitten durch das Dorf vom Meer an bis in den „Busch“ zieht ein lebendiger Zaun von Sträuchern und Pandanus-Bäumen in gerader Linie. Zwei kleine natürliche Kanäle, die zur Zeit der Ebbe fast ganz ohne Wasser sind, bilden die Zufahrt vom Meere. Zahlreiche Boote (Kanus), zum Teil 15 bis 20 Meter lang, aus einem Riesenbaumstamm ausgehauen, die größten als Wettruderboote mit allerlei Verzierungen bemalt, beleben den Strand und weisen darauf hin, daß die Dualaleute mit dem Meere wohl vertraut sind.

Hinter dem eigentlichen Dorfe betreten wir den „Busch“. Zunächst im Palmenwald treffen wir zahlreiche, meistens einzeln stehende Lehmhütten. Sie sind niedrig und von ärmlichem Aussehen. Die Leute, die darin hausen, sind ein anderer Schlag, als die Duala des Dorfes. Sie sind scheu und verstehen nicht einmal recht die Sprache der Duala. Es sind ihre Sklaven, die zum Teil sehr weit aus dem Innern Kameruns an die Küste verkauft wurden.

Aus E. Dinkelacker, Bonaberi.

2. Wanderung in Kamerun.

Im Gänsemarsch gehts zur Station hinaus, etliche schwarze Begleiter mit ihren Buschmessern voran, einige Träger mit den nötigsten Reisebedürfnissen hinter uns, und nun: Gott mit uns! Die, die auf der Station zurückbleiben, winken uns noch lange nach. Sie wissen ja so gut wie wir, daß das Reisen in Kamerun immer eine ernste und oft gefährliche Sache ist.

An prächtigen Kakaopflanzungen gehts vorüber, die von europäischen Handelshäusern angelegt worden sind und durch tausende schwarze Arbeiter in Stand gehalten werden. Auch etliche Kaffee- und Tabakplantagen begegnen uns und zeigen, auf welche Weise die Kolonie dem Heimatlande nutzbar gemacht werden soll. Ragende Ölpalmen erzählen uns davon, was neben der Kautschukpflanze den eigentlichen Reichtum des Landes ausmacht. Lang zieht sich der Weg hin, bald durch freie Striche, die mit hohem Grase bestanden sind, bald durch dichten Wald, den noch keine Menschenhand gelichtet hat. Je und dann treffen wir auf kleinere und größere Gruppen Negerhütten, deren trauriger, anscheinend dem Verfall naher Zustand uns die ganze Kulturarmut der Bewohner kund tut, während der schmuckbehangene Holzklotz in der Hütte des Häuptlings uns nur zu deutlich sagt, daß wir im Lande der Götzendiener sind.

Im ganzen haben wir uns bei unserem heutigen Marsch gewiß nicht über Langeweile beklagen können; der Weg war nicht einförmig. Aber freilich, die Sandflöhe haben uns gepeinigt, die Hitze hat uns gedrückt, und

wir sind reichlich müde geworden. So wollen wir Rast machen. Ein gutes Abendessen, von der Hand unserer Schwarzen bereitet, aus Pfefferbrühe, Fleisch und Makabo (einer Knollenfrucht) bestehend, wird uns kräftigen, und dann, nach einem dankbaren Nachtgebet, solls rasch in die Hängematte gehen. Dann wollen wir schlafen! — Gehts nicht? O, diese Moskitos mit ihrem ruhelosen Summen und Stechen, und diese Ratten, die einen trotz der Hängematte beinahe fressen wollen! Laß es gut sein, du wirst es schon gewöhnt werden; morgen nacht schläfst du, aber heute? Ruhe in Gottes Namen, so gut du kannst, und wir wollen desto früher aufstehen und unsern Tagesmarsch beginnen.

Heute haben wir es gut getroffen. Der Weg ist eben. Der afrikanische Buschwald zeigt sich uns von seiner schönsten Seite. Man könnte meinen, einen Parkweg in der Heimat vor sich zu haben, so rein ist dieser Waldweg. Saftige Farnkräuter mit ihren hellgrünen Wedeln fassen den Weg ein. Höhere, anscheinend undurchdringliche Gebüsche überragen sie, und wieder hinter ihnen und über sie hinweg treiben die Schlingpflanzen ihr lustiges, für die umschlungenen Bäume freilich todbringendes Spiel. Von Ast zu Ast und von Baum zu Baum sind sie geklettert bis in schwindelnde Höhe, und hoch über uns schließen sich die Bäume wieder zusammen, so daß wir in einem immergrünen Dome wandeln. Die Strahlen der Sonne finden ihren Weg immer noch herein ins Halbdunkel und tanzen und spielen auf den Blättern und Blüten in leuchtendem Glanz. Farbenprächtige Schmetterlinge, im ganzen eine Seltenheit für Afrika, wiegen sich in der reinen Luft und freuen sich, von Blume zu Blume zu gaukeln. Nie gesehene Käfer oder große Ameisenzüge kreuzen eilig den Weg. Nicht weit von dir zeigt sich der graue, rotgeschwänzte Papagei, dessen Zunge die menschliche Stimme so täuschend nachahmen lernt, und hoch oben macht eine zierliche Meerkatze oder sonst ein lustiger Affe wahre Seiltänzersprünge. Gern wandert man hier und beobachtet und sinnt. Ist der Urwald großartig wie der Ozean, so ist er eben auch einförmig wie dieser, und nur der viel jüngere Buschwald kennt Farbe und Leben. Freilich sagen uns die Leute im nächsten Dorfe, daß erst gestern ein Leopard das Dorf überfallen und mit seiner gewaltigen Tatze das schönste Rind niedergeschlagen habe, und so mögen im Laubdach der Bäume auch Schlangen gelegen haben, während wir unten vorübergingen. Darum befehlen wir uns gern in die treue Hut dessen, der bei Tag und Nacht nicht schläft noch schlummert, und heute nacht — können wir schlafen.

Neugestärkt findet uns der nächste Tag. Die Sonne ist prächtig heraufgestiegen. Wir haben heute einen steilen Weg. Wir nähern uns dem Gebirge. Durch den Fluß trägt uns einer unserer Begleiter, dem wir uns auf die starken Schultern gesetzt haben. Vorsichtig auf den glatten bemoosten Steinen auftretend, hat er uns ohne Unfall hinübergebracht. Noch einmal müssen wir einen Fluß kreuzen. Diesmal liegt an rechter Stelle als natürliche Brücke ein Urwaldriese, den der Sturm gebrochen hat, und während unter uns die Wasser rauschen und ein donnerndes Geräusch und aufwirbelnder Wasserstaub den nahen Fall verkündigen, arbeiten wir uns, wachsam und etwas ängstlich zwischen den Ästen hindurchschlüpfend, den Stamm des Baumes entlang, bis wir glücklich am andern Ufer abspringen.

Aber nun heißts klettern. Ihr müßt die Hände zu Hilfe nehmen, wenn ihr mitkommen wollt. Wenn uns die Luft hier oben nicht viel kühler und kräftiger als in der heißen und dumpfen Niederung umfächelte, wären wir

bald erlegen. So aber gelingts. Wir steigen höher und höher. Wo keine Möglichkeit mehr ist, vorwärts zu kommen, da muß das Buschmesser einen Weg bahnen. Schließlich ists doch gewonnen. Ob auch zerzaust und ermattet, wir sind doch oben! Durch eine Lichtung im Gebüsch können wir hinuntersehen ins Tal, und eine großartige Gebirgsgegend liegt vor unseren Augen. Da, wo kristallhelles Wasser von der Höhe herabrieselt, machen wir Halt. Die Bäume spenden noch Schatten, die Schlingpflanzen haben den Wald mit vielen Kranzgewinden geschmückt. Ein fröhliches Lied zu Gottes Preis schallt hinaus in die Weite.

Es ist der letzte Reisetag. Wir steigen heute in die Tiefe. Ein schlechter Weg, voller Steine und losen Gerölls, zieht sich am Abhang hin; endlos, wie es scheint und sehr ermüdend. Nun wirds gar sumpfig. Weite Moräste sind zu umgehen. Schilf und Rohr und Papyruspflanzen wachsen in üppiger Fülle. Hier ists, wo die Elefanten hausen, und von wo aus sie durch den Urwald brechen und ihre Streifzüge unternehmen. Wehe dem Maisfeld oder der Pisangpflanzung, die von ihnen heimgesucht werden, sie sind in einer Nacht völlig verdorben. Und wehe dem Menschen, der im Walde den Zorn der klugen und argwöhnischen Tiere erregt! Wir sind froh, daß wir ihnen nicht begegnen, und erzählen uns lieber ernste und heitere Elefantengeschichtchen, wie wir sie von anderen gehört haben.

Auf schwankender, aus Schlingpflanzen zusammengewundener Hängebrücke überschreiten wir klopfenden Herzens den Fluß. Aber jenseits sperren mächtige Bäume, die, vom Orkan niedergerissen, von niemand beseitigt werden können, den Weg. So bleibt nichts übrig, als sich mühsam durch das Gewirr von Zweigen und Ästen hindurchzuarbeiten. Endlich aber dürfen wir doch im nächsten Dorfe ein Boot besteigen, und mit kräftigem Ruderschlag eilt das schmale Boot flußabwärts. Die Erlebnisse der Wanderung werden von unseren Schwarzen im Wechselgesang besungen. Wir aber gedenken daran, wie vor kurzem auf solch einer Bootfahrt im Mondschein der Kahn umschlug und einer unserer Freunde in den Fluten verschwand.

Schweigend steht der Urwald am Ufer, träge fließt der Strom dahin. Endlich schimmern, freudig begrüßt, die weißen Gebäude der Station durch den Wald. Noch eine Krümmung des Flusses, und die hübsche Kapelle steht vor uns. Man hat uns bemerkt, und als das Boot auf den Strand schießt, grüßen uns auch schon weiße und schwarze Hände mit kräftigem Druck.

Wie ists euch gegangen? Habt ihr kein Fieber gehabt? Kommt herein, und erholt euch, und erzählet, was ihr erlebt habt!

---

3. Eine Reise nach Bamum.

Unser Weg führt über luftige Höhen, durch heiße, mit hohem Gras bewachsene Täler, in denen Elefanten und Büffel hausen, und über einen breiten Fluß, den Nun, der von Krokodilen und Flußpferden wimmelt.

Wir waren schon einige Tage unterwegs und sehnten uns nach dem Ziel unserer Reise. Da schallte der Ruf: Bamum! Neues Leben kam in unsere Kolonne. Rastlos ging es vorwärts über das wellige Hügelland, und

schon in zweieinhalb Stunden standen wir vor dem ersten Festungsgraben. Bamum ist wohl das Großartigste, was ich in Afrika gesehen habe. Der von der Küste kommende Europäer ist überwältigt beim Anblick der Wälle und Gräben, die sich stundenweit um die Stadt herumziehen, und hinter denen in der trockenen Jahreszeit die Stadt mit ihren Bananen, Palmen, ihrem frischgrünen Boden und ihrem wogenden Mais wie eine Oase hervorglänzt. Voll Staunen fragt er sich vor dem ersten, wohl vier Meter tiefen und 10 bis 12 Stunden langen Graben: „Ist es möglich, daß Schwarze mit ihrem unvollkommenen Handwerkszeug diese Riesenarbeit ausführen konnten?" Hinter dem Graben erhebt sich ein hoher Erdwall. Bis zum zweiten Graben hat man gut eine halbe Stunde zu gehen. Dieses ganze große Zwischenstück ist voller Wolfsgruben, so daß ein Angreifer nur mit Lebensgefahr vorwärts könnte. Hinter dem zweiten Graben erhebt sich der hohe Stadtwall mit einer etwa zwei Meter dicken Lehmmauer mit Schießscharten. Er ist mit Schattenbäumen bepflanzt, die weithin sichtbar sind. Über den Graben führt eine schmale Brücke zum Eingangstor, an dem fünf Mann Wache halten. Auf einer schönen, breiten Straße, die zum Teil mit Bäumen bepflanzt ist, kommt man zum Königsplatze.

Gehöft reiht sich an Gehöft, Garten an Garten. Vor dem Gehöfte des Königs dehnt sich ein großer Marktplatz aus, mit weißlichem Sand bestreut und von mächtigen Schattenbäumen umrahmt. Der Königspalast ist schön und hoch; er hat glatte Wände und gegen den Marktplatz hin einen Säulengang. In 2—300 Häusern wohnen die Frauen, die zur Königsfamilie gehören. Gar armselig nimmt sich gegen diese Bauten die Moschee aus, die auf dem Marktplatz steht, aber die Zahl ihrer Besucher, die mohammedanischen Handelsleute aus dem Norden, ist in stetem Wachsen begriffen.

Joja, der König, war gerade auf der Jagd. Um so tatkräftiger regierte die Königin-Mutter Na. Sie saß unter einem Tor des Palastes und überwachte der Stadt Bestes. Etwa 20 ältere Männer kauerten im Sand vor ihr, auf ihre Befehle wartend.

Wir waren nicht die einzigen weißen Gäste in Bamum. Drei Kaufleute haben sich schon dort niedergelassen, ein Oberleutnant mit einem Unteroffizier und vielen schwarzen Trägern war auf der Durchreise da, und ein anderer Offizier war eben angekommen. Nachdem die Königin allen ihr Quartier angewiesen hatte, schickte sie sich an, ihre Gegenbesuche zu machen. Obgleich es in Bamum Pferde gibt, die sich vorzüglich zum Reiten eignen, schwang sie sich doch nicht auf ein solches, sondern setzte sich rittlings auf eine Tragbahre, die von acht Mann behutsam aufgenommen wurde. Mit aufgespanntem Schirm, von ihrem Hofstaat umgeben, zog sie nun durch die Stadt. In drei Abteilungen folgte ihr eine Menge Träger mit Lebensmitteln, die sie ihren Gästen bringen wollte. Den Schluß des Zuges bildete ein Mann mit einem Topf voll glühender Kohlen auf der Schulter, für den Fall, daß sie ihre Pfeife anzustecken wünschte. Die Königin brachte uns zwei kleine Ziegen, sieben Hühner, Eier, Bananen, Süßkartoffeln usw. und zwei Kalabassen Palmwein, zog aber nach kurzer Unterhaltung weiter. Bei unseren Besuchen war sie stets sehr freundlich.

Auch der König, den wir nicht getroffen hatten, hat seine Teilnahme an unserer Sache bekundet. Er schickte Boten nach Bali und ließ uns sagen, es sei sein Wunsch, daß wir in seiner Stadt eine Schule anfangen möchten.

Den Platz dafür habe er ausgesucht, nur könne er in der nächsten Woche noch kein Haus bauen, da er gerade von den durchziehenden Offizieren sehr in Anspruch genommen sei. Aber wenn wir Träger, Lebensmittel u. dergl. brauchten, wolle er das sofort besorgen. Aus dem „Heidenfreund."

4. Audienzen beim König von Bamum.

Drei Missionare machten im November und Dezember 1905 eine Reise nach Bali und Bamum, um die Verhältnisse im Grasland durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

In Bali wurden sie von den Missionaren aufs herzlichste empfangen und waren froh, nach den Strapazen der Reise wieder in einem Hause mit geordneten Verhältnissen wohnen zu können.

Einer der Missionare schreibt über die Eindrücke im Grasland u. a.:

In der Schule zu Bali, in der sich auch der König einstellte, durften wir uns überzeugen, daß die Schüler in der biblischen Geschichte, besonders im Alten Testament, schon recht zu Hause sind. Auch im Lesen, Schreiben und Rechnen sind schon Fortschritte zu verzeichnen. Vor allem wird der Gesang gepflegt. Man hat schon eine ganze Anzahl Lieder in die Balisprache übertragen, und die Schüler singen einige dreistimmige Lieder ganz ordentlich. Gegenwärtig ist man daran, eine Fibel und die biblische Geschichte zu drucken.

Wenn auch der König keine so großen Erfolge im Lernen mehr erzielen wird, wie seine jugendlichen Untertanen in der Schule, so bekommt er doch allmählich einen weiteren Blick, wird auch auf die heidnischen Schäden aufmerksam und lernt sie anders beurteilen. Im Gegensatz zu vielen seiner Untertanen ist der Balikönig sehr fleißig, er geht selbst auf seine Felder und beaufsichtigt seine Arbeiter und Weiber. Auch beim Bauen der Schulhäuser oder der Kapelle stellt er sich ein und schaut, daß alles recht gemacht wird.

Nachdem wir uns vier Tage in Bali umgesehen hatten, brachen wir nach Bamum auf. Zwei Freunde begleiteten uns. Da die Schüler Ferien bekommen hatten, schlossen sich ihrer viele uns an angeblich als Träger, hauptsächlich aber in der Hoffnung, beim Fluß Nun würden Flußpferde erlegt werden und es werde dann viel Fleisch zu essen geben. Auf der Rückreise wurde ihr Wunsch erfüllt, und jeder trug triumphierend sein Stück rohes Fleisch nach Hause, das bald einen pestilenzialischen Geruch verbreitete, so daß wir es kaum in der Nähe unserer Träger aushalten konnten.

Am fünften Tage sollten wir Bamum sehen. Der Tag war sehr heiß, Wasser spärlich, der Weg staubig. Bamum ist eine große befestigte Stadt. Früher sollen Reiter vom Norden gekommen sein und die Stadt zweimal niedergebrannt haben, weshalb der Großvater des jetzigen Königs die Stadt befestigt hatte.

Der König begrüßte uns, entschuldigte sich auch, daß er uns nicht entgegengekommen sei, er habe aber gar nichts von unserem Kommen gewußt. Darauf ließ er uns in unsere Herberge bringen, die luftig und geräumig war.

Kaum waren wir in unserm Quartier, als auch schon zwanzig Abgesandte des Königs kamen und Begrüßungsgeschenke brachten. Auch an den

folgenden Tagen wurde uns alles gebracht, was wir zum Unterhalt bedurften. Zwischen uns und dem Könige wurden natürlich Besuche gewechselt.

Er interessierte sich sehr für unsere heimatlichen Verhältnisse und war erstaunt zu hören, daß man ihn in Deutschland kaum „König" nennen würde, und daß Bamum trotz seiner 10000 Einwohner in Deutschland nur eine kleine Stadt wäre. Nun erzählten wir ihm auch von Bali und den dortigen Schulen und hätten gern gewußt, was er zu der Gründung einer Missionsstation in Bamum sagen würde. Er äußerte zuerst einige Bedenken, worauf wir ihn baten, sich die Sache ruhig zu überlegen. Am andern Tag teilte er uns mit, er wünsche uns bei sich zu behalten, und wir sollten uns bei ihm niederlassen.

Wir besprachen auch ernste Fragen mit ihm. Er fragte uns über Gott, Auferstehung und nach dem Zustande der Verstorbenen. Auch das begehrte er zu wissen, ob jemand, der hier König sei, wie er, in jener Welt auch wieder herrschen werde. Wie wünschten wir doch, daß nicht nur dieser junge König, sondern bald auch sein ganzes Volk und Land die Botschaft von der Gnade Gottes in Christo hören dürfte, und daß das helle Licht des Evangeliums bald hineinscheinen möge in jene dunkle Heidennacht! Man muß dies um so mehr wünschen, als der Islam unaufhaltsam vordringt. Auch in Bamum wohnen jetzt schon über 500 Mohammedaner mit ihren Familien. Sie halten öffentlich auf dem Markte ihre Gebete und bezeugen daneben dem König ihre Ergebenheit und Unterwürfigkeit.

Die Häuser in Bamum sind für afrikanische Verhältnisse schön gebaut. Sie stehen in gerader Linie, oft drei Reihen auf einer Seite der Straße. Sie sind meist neun Meter im Geviert, haben etwa sechs Meter hohe Wände, die aus Flechtwerk von Palmrippen hergestellt und mit Lehm beworfen sind. Dann kommt ein etwa 70 Zentimeter hohes Gesims aus geflochtenem Gras, das allerlei Tierfiguren aufweist, wie Eidechsen, Leoparden, Schildkröten. Auf diesem Gesimse erhebt sich nun das Grasdach, das in eine Spitze ausläuft und sehr steil ist. Das Innere der Hütten ist sauber und schön ausgestattet. Am Eingang der Hütte, neben der Türe, hängt das Eßgeschirr, alles fein geputzt und geschmackvoll geordnet. An den Wänden hängen noch allerlei Töpfe und Krüge aus Ton, während die Decken mit geflochtenen Körben und Stühlen aus Palmrippen behangen sind.

Großartig ist der Hüttenpalast des Königs, der ungeheuer weit und fast ganz aus Palmrippen erbaut ist. Zum Königshof gehören die etwa vierzig kleineren Häuser, in denen die Diener des Königs wohnen. Es tut einem wohl, überall sehen zu können, wie dieses Volk etwas Bildung hat und auf äußere Ordnung sieht.

Aus der Zeitschrift „Der evangelische Heidenbote."

---

5. Erster Schulanfang in Bamum.

Aller Anfang ist schwer. Auch unser erster Schulanfang in Bamum war keine leichte Arbeit. Vor allem mußte ein geeignetes Schulhaus gebaut werden. Der Herrscher stellte dazu etwa zwanzig starke Arbeiter zur Verfügung; außerdem mußten zwei berittene Soldaten für Herschaffung des

nötigen Baumaterials Sorge tragen. Ab und zu kam er selber, um den Fortgang des Baues zu besichtigen. Ich mußte den Leuten den Bauplatz ausmessen und die nötigen Bauvorschriften erteilen, da sie noch kein derartiges Haus gebaut hatten. Das Schulhaus sollte genügend Raum bieten für eine Schulklasse von 60 Schülern. Es mußte zu diesem Zweck zehn Meter lang und fünf Meter breit werden, um zwei Reihen zu zehn Schulbänken aufnehmen zu können. Eine Schulbank sollte für drei Schüler Platz haben.

Zuerst wurden die Hartholzbalken für die richtige Länge zugeschnitten und dann fest in den Boden eingerammt, dann die Wände und Giebel aus Palmrippen hergestellt, so dicht, daß Palmrippe auf Palmrippe zu liegen kam. Diese einzelnen Wandteile wurden an die Balken befestigt und die beiden Längswände oben durch drei Querbalken miteinander fest verbunden. Darauf belegte man das ebenfalls aus Palmrippen hergestellte Dach dicht mit dürrem Gras. Damit war der Rohbau des Hauses beendigt. Es mußten jetzt vor allem die Öffnungen für Fenster — auf jede Längsseite drei — und für eine Türe in der Giebelwand ausgeschnitten werden. Diese Ausschnitte versahen wir dann mit hübschen Verkleidungen aus Palmrippen und setzten die Tür und Fensterläden ebenfalls aus Palmrippen so ein, daß sie durch Schieben von rechts nach links auf- und zugemacht werden können.

Auf der Außenseite des ganzen Hauses wurden hübsch geflochtene Matten angebunden zum besseren Schutz gegen Wind und Regen. Das Einsetzen der Schulbänke für die Schüler mußte ich zum größten Teil selber besorgen, weil die Leute von solcher Arbeit noch keine Ahnung hatten. Diese Bänke sind ebenfalls ganz aus Palmrippen hergestellt. Eine Wandtafel machte ich aus Kistenbrettern, die ich glatt hobelte und in Ermangelung von Wandtafellack mit Schablonenschwärze färbte. Sie erfüllt ihren Zweck vollständig.

Wir hatten nun ein hübsches Schulhaus, aber noch keine Schüler. Ich bat den Herrscher, mir sechzig Schüler zu besorgen. Ich wolle aber keine Sklaven, sondern lauter freigeborene Bamumer haben. Die Sklaven kämen später an die Reihe. Er war etwas erstaunt, daß ich bloß sechzig Schüler wünschte. Nach seiner Meinung sollten es mindestens 2—300 sein. Ich machte ihm klar, daß das nicht möglich sei. Für *eine* Schule seien sechzig Schüler vollständig genügend. Später würden wir noch mehrere Schulen errichten, um dann mit der Zeit womöglich alle jungen Leute in Bamum unterrichten zu können. Mit diesem Bescheid gab sich der König zufrieden.

Bald darauf erschien ein Soldat und meldete mir: „Herr, der König ruft dich." Ich sattelte mein Pferd und ritt nach der Wohnung des Gebieters von Bamum. In deren Hof waren fast sämtliche Soldaten angetreten. Die zukünftigen Schüler waren in einer Reihe, der Größe nach gemustert, aufgestellt. Der Herrscher grüßte mich militärisch; ich stieg vom Pferd und sah mir die zukünftigen Jünger der Wissenschaft näher an. Es waren lauter nette Bürschlein mit vielversprechendem Äußeren. Ich sprach dem Landesherrn meine Anerkennung aus, daß er eine so gute Auswahl getroffen habe; meinen künftigen Schülern aber hielt ich eine Rede über regelmäßigen Schulbesuch. Jener verschärfte das Gesagte noch kraft seiner „königlichen" Würde. Auf seine Frage an die Knaben, ob sie es gehört hätten, antworteten alle einstimmig: *Ja!* Etwas abseits sah ich noch eine Reihe anderer Bürschlein stehen. Auf meine Frage, was denn mit jenen

sei, erhielt ich zur Antwort, sie möchten auch in die Schule aufgenommen werden, er habe ihnen aber bereits erklärt, sie kämen erst später an die Reihe. Den Auserwählten sagte ich, die Schule beginne erst am übernächsten Tage, da am morgenden Tage der Ruhetag des weißen Mannes sei, wo man keine Schule halte. Übermorgen dagegen sollten sie kommen, und zwar morgens frühe, sobald sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hätten. Der Montag Morgen kam, aber Schüler kamen nicht. Das fängt schön an, dachte ich. Ich wartete und wartete. Es wurde zehn Uhr. Endlich erschienen sie feierlich alle miteinander in Begleitung eines Soldaten, alle frisch gewaschen und zum größten Teil mit glatt rasiertem Kopfe. Ich führte sie in das neue Schulhaus, wies jedem seinen Platz an und schrieb ihre Namen auf. Dann gab ich ihnen noch einige Ermahnungen über den Schulbesuch und entließ sie.

Das war der erste Schultag in Bamum, Montag, der 25. Juli 1906.

Seither wird nun regelmäßig jeden Tag fleißig Schule gehalten. Die erste halbe Stunde von 8—8 ½ Uhr wird geturnt, damit die kleinen Schlingel sich an stramme Haltung und Zucht gewöhnen. Dann werden Leseübungen an der Wandtafel gemacht. Die Schüler haben ihre Schiefertafeln, die zwar schon bestellt, aber noch nicht angekommen sind, bereits bezahlt, jeder mit 300 Kaurimuscheln, dem in Bamum üblichen Geld. Im Singen haben wir bereits die Tonleiter erstiegen, ohne zu stolpern, und von der Melodie: „Großer Gott, wir loben Dich" die erste Zeile eingeübt. Es hat furchtbar schwer gehalten, bis die Stimmen und Ohren sich etwas an Musik gewöhnt hatten. Ich glaubte beinah mit meiner Kunst unterliegen zu müssen. Das Schlimmste war, daß sie beim Singen zuerst gar keinen Ernst an den Tag legten. Sie hielten diese Übungen für eine willkommene Gelegenheit, nach Herzenslust zu schreien und einen richtigen Heidenlärm zu vollführen. Jetzt haben sie allmählich erfaßt, daß zwischen Schreien und Singen ein Unterschied besteht. Auch einige biblische Geschichten habe ich ihnen schon erzählt.

Meine Ermahnungen zu regelmäßigem Schulbesuch nahmen sie sich so zu Herzen, daß eines Tages einer seinen älteren Bruder als Stellvertreter schickte, weil er krankheitshalber selber nicht kommen konnte. Der liebenswürdige Vertreter hatte sich stillschweigend an seines Bruders Platz gesetzt und beim Ablesen, als er dessen Namen hörte, aus Leibeskräften „hier" gerufen.

Im ganzen bin ich mit meinen ersten Bamum-Schülern zufrieden. Es gibt zum Teil aufgeweckte Bürschlein unter ihnen. Nur einem mußte ich wegen übermäßiger Dummheit wieder die goldene Freiheit schenken, was er mir gewiß nicht übel genommen hat.

Von Missionar Göring, Bamum. Aus der Zeitschrift: „Der evangelische Heidenbote."

6. Schwierige Flußübergänge in Kamerun.

Das Wanderleben war meine Frau bald gewohnt, obwohl es ihr manchen Seufzer auspreßte: Täglich in einem andern Dorf, jede Nacht in einer andern Hütte, die von Ratten, Eidechsen und dergleichen Getier bewohnt war, zwischen Ballen und Koffern! Das Reiten und Marschieren stellten nicht geringe Anforderungen an ihre Kräfte. Aber die Gewißheit, täglich näher zum Ziel zu kommen, gab immer neuen Mut. Zu meinem Erstaunen kletterte meine Frau auch mutig die Leiter zur ersten Hängebrücke hinauf und lief ganz behende über den schwankenden Steg. Recht unangenehm war es allerdings für sie, als ein Stamm, der die Brücke über einen Bach bildete, voll schwarzer Ameisen war, die über sie herfielen und sie jämmerlich zerbissen. Sehr zu statten kam es, daß sich die Regierung in letzter Zeit sehr des Wegebaues angenommen hatte; wir fanden daher meist gute Wege und manche überbrückte Bäche und Flüsse. Not und Sorge bereitete uns der Übergang über den Mbu. Die alte gute Hängebrücke war zerbrochen und lag im Wasser. Eine neue, aber noch unvollendete Brücke befand sich an ihrer Stelle. Sie war zehn bis zwölf Meter hoch über dem Wasser. Etwa sechs fingerdicke Schlingpflanzen bildeten den Fußsteig und zwei Stränge von ähnlicher Dicke das Geländer. Fußsteig und Geländer waren durch weite Maschen von dürren Baumfasern miteinander verbunden. Das Ganze schaukelte und schwankte beim Betreten ganz bedenklich. Einige Lastenträger kletterten die leiterartige Treppe hinauf, betraten den zitternden Pfad und gelangten glücklich hinüber. Drei weitere Träger jedoch getrauten sich in der Mitte der Brücke mit ihren Lasten nicht mehr weiter. Die Brücke bewegte sich wie ein Pendel hin und her. Nur noch an dem einen Geländer hängend, schrie der eine der Träger vor Angst und sank in die Knie. Schon glaubten wir, er werde samt seinem Gepäck ins Wasser stürzen. Unser Zurufen flößte ihm jedoch Mut ein, und er beruhigte sich. Die Schwankungen wurden nun geringer, und als endlich vom jenseitigen Ufer ein anderer ihm zu Hilfe kam, waren er und die Last gerettet.

Zitternd standen wir mit unserem Kinde am Ufer. Was fangen wir an? Wie wird's gehen? Es ging nicht an, das Kind in einem Korbe hinüberzutragen, obschon ein solcher für diesen Zweck vorhanden war, denn der Träger mußte beide Arme frei haben. Da kam unser guter Maultiertreiber Salami, der bereits mit seinem Tier den Fluß durchschwommen hatte, auf der Hängebrücke zurück und wußte Rat. Die vier Zipfel eines Teppichs ließ er sich unter dem Kinn zusammenbinden, so daß ein Sack auf seinem Rücken entstand. Wir legten unseren Friedrich hinein, Salami kletterte mit dem Kleinen hinauf. Seufzend und weinend sah die Mutter ihrem Kinde nach. Mein Freund schritt auf der Brücke voraus, um die Geländerstränge etwas auseinander zu halten, dann kam Salami mit dem Kind, und mit einigen Schritten Abstand folgte ich nach. Auf der Brücke blieb Salami einmal stehen und schaute sich nach dem Kinde um. Mit den Worten: „Auch wenn du über die Hängebrücke gehst, lachst du noch", wandte er sich wieder um und ging weiter. Wie jubelte mein Herz, als wir am andern Ufer wohlbehalten die Leiter hinunterstiegen und ich den vergnügten Jungen aus dem Sacke nahm. Voll Freude über diese glückliche Bergung des Kindes erkletterte nun auch meine Frau die hohe Brücke und überschritt langsam aber sicher den gefahrvollen Steg. Die Lastenträger hatten inzwischen weiter unten eine Furt gefunden

und, obwohl bis an die Hüften im Wasser watend, brachten sie unsere Sachen doch gut hinüber. Durch diesen Flußübergang waren wir wieder um eine Gotteshilfe reicher.

Nun bangte mir noch vor dem Übergang über den Bawo, dessen unheimliche Wasser mir noch von der ersten Reise in Erinnerung waren. Doch siehe da! — Die Leute hatten einen andern Weg ausfindig gemacht, und hier konnten wir durch das Wasser waten oder reiten. Beim Verlassen des Flusses hätten allerdings die Träger bei der steilen Böschung den Kleinen in seinem Wagen beinahe auf den Kopf gestellt, wenn nicht meine Frau noch rechtzeitig hätte warnen können. So ging es täglich, einen Rasttag ausgenommen, über Stock und Stein, durch dick und dünn, durch Bäche und Flüsse, über Berge und Hügel. Aus der Zeitschrift: „Der evangelische Heidenbote."

7. Bali, ein Hochland Innerafrikas.

Zwölf Tage lang hat der Reisende, der von der Küste ins nördliche Kamerun will, im heißen, fieberischen Tiefland zu wandern, durch endlosen Urwald, über schwankende Schlingpflanzenbrücken und durch brückenlose Bäche. Selten trifft er eine größere Ortschaft, häufig dagegen verlassene Dörfer, deren Bewohner sich von der vielbegangenen Heerstraße an sichere Plätze zurückgezogen haben. Bei aller Üppigkeit tropischen Pflanzenwuchses ist das Land wie eine Wüste.

Plötzlich beginnt der Pfad zu steigen, und binnen weniger Stunden geht es mehr als tausend Meter bergan. Droben entfaltet sich eine ganz andere Welt. Das Hochland ist eine gewaltige Steppe, deren zwei Meter hohes Gras von frischem Winde bewegt wird, gleich einem Kornfeld vor der Ernte. Die grünen Wogen sind mit zahlreichen Blumen besät. Weithin schweift das Auge, rückwärts über das dunkle Grün des Tieflands, aus dem sich vereinzelte Höhen erheben, vorwärts zu den mächtigen Bergen, die das Hochland überragen. Die nähere Umgebung ist von zahlreichen Tälern durchschnitten, in denen klare Bäche rauschen; man kann ihren Lauf auf große Entfernung verfolgen, da die Wasserläufe von schmalen Streifen von Palmen- und Bananenwald eingefaßt sind, deren dunkles Grün sich kräftig vom Grasland abhebt.

Noch zwei Stunden, und die erste Stadt in Bali ist erreicht. Sie ist wie ausgestorben. Auch hier lieben es die Leute nicht, an der unruhigen Karawanenstraße zu wohnen. Sie leben draußen auf ihren Mais- und Hirsepflanzungen, haben aber in der Stadt einige schöne Hütten erbaut für die Durchreisenden, denen sie auch Lebensmittel liefern. Noch einmal zwei Stunden, und in der Ferne erscheint die Hauptstadt von Bali, breit über einen Bergrücken hingestreckt; auch sie ist erkennbar an dem saftigen Grün der Weinpalmen und Bananen, aus dem die spitzen Grasdächer der Hütten hervorragen. Durch endlose Kornfelder führt der Weg zur Stadt.

Man schätzt die Stadt Bali ohne die Vororte auf 8—10000 Einwohner. Die Häuser sind meist in kleinen Gruppen eng zusammengebaut, und jedes Gehöft ist durch eine lebende Hecke oder einen Mattenzaun abge-

schlossen. Nur schmale, winkelige Gäßchen trennen die einzelnen Höfe voneinander. Fast in jeder Gruppe überragt ein Haus die übrigen; es ist das des Hausherrn, rings umgeben von den kleineren Häuschen der Frauen und Kinder. Zwischen und hinter den Häusern finden sich Gärtchen mit Bananen, Weinpalmen und Tabak. Sie sind fast quadratisch angelegt und meist recht klein. Die Wände bestehen aus einem Geflecht von Palmblattrippen, das sauber mit rötlichem Lehm beworfen ist. Das spitze, steile Dach ist mit Gras bedeckt. Ins Innere der Wohnung führt nur eine einzige kleine Öffnung, die mit einer Schiebetür verschlossen wird. Es gehört Gewandtheit dazu, durch dieses Loch hinein zu schlüpfen. Eine sorgfältig aus Palmblattrippen gefertigte Decke schließt den inneren Raum nach oben ab; so verlangen es die kühlen Nächte. Von Möbeln findet sich meist nur eine niedere Pritsche. Dagegen herrscht anerkennenswerte Reinlichkeit.

Man sieht in Bali beinahe lauter große, kräftige Gestalten. Auch unter den Frauen gibt es wahre Hünengestalten.

Als Kleid tragen die Männer einen Lendenschurz und darüber eine Art Hemd ohne Ärmel. Nie fehlt der Ledergürtel mit einem oder mehreren messerähnlichen Dolchen, ebensowenig die Tasche aus Bast oder Fell, die an der Seite getragen wird.

Der Bali ist stolz. Die Stämme an der Küste nennt er nur die Buschleute. Furcht scheint er nicht zu kennen, auch nicht, wenn er allein nach der Küste wandert und in den Wäldern übernachtet. Seine Kunstfertigkeit ist nicht zu verachten. Sowohl die Schmiedekunst als auch die Korbflechterei sind in Bali daheim. Die Baumwolle, die im Lande wächst, wird mit der Spindel gesponnen und weiß oder gefärbt als Strickgarn verwendet. Im Sticken ihrer schönen Gewänder wird mitunter Erstaunliches geleistet. Der Feldbau bleibt meist den Frauen überlassen. Von der Wein-Palme gewinnt man einen erfrischenden Palmwein und gutes Bauholz. Für den sehr starken Hausgebrauch pflanzt jedermann seinen Rauchtabak. — Am tüchtigsten sind die Bewohner von Bali im Handel. Seit die deutsche Regierung für sichere Straßen gesorgt hat, ziehen sie einzeln und truppweise nach der Küste mit Elfenbein, Speeren, Dolchen, Pfeifen, Taschen, in neuester Zeit auch mit Ziegen und Schafen. Der Erlös wird in Perlen, Stoffe, Buschmesser usw. umgesetzt. Aber was ist das alles gegen den Sklavenhandel, wie er einst dort geblüht hat! Daß die deutsche Regierung den Sklavenhandel verboten hat, das haben die Bali noch nicht verwunden. Seit Jahren liefert nun ihr Land Hunderte von Arbeitern für die großen Pflanzungen am Kamerungebirge.

Aus dem „Kollektenblatt".

---

8. Am Wurlflusse.

Der junge Leser weiß wohl aus der Geschichte Josephs und den Erklärungen, die sein Lehrer dazu gegeben hat, daß Ägypten seit alters als ein sehr fruchtbares Land gilt, und daß es die Fruchtbarkeit einzig und allein dem Nil verdankt. Dieser Strom schwillt alljährlich mächtig an, überschwemmt das lange, schmale Tal, Ägypten genannt, befeuchtet es und macht es fruchtbar.

Eine ähnliche Erscheinung zeigen auch andere afrikanische Ströme. So auch der Wuri, der von Nordosten her ins Kamerunbecken einmündet. In der Regenzeit steigt der Wuri ungefähr soviel wie der Nil, nämlich 5 bis 6 Meter. Er tritt über die hohen Ufer und bedeckt weithin Felder und Fluren; aus den Pflanzungen und Grasflächen wird ein großer See. Alle Feldfrüchte, die etwa draußen geblieben sind, wie Yams, Taro und süße Kartoffeln liegen bis zu einem Meter tief unter Wasser, so daß nur noch die üppigsten Blätter mit ihren Spitzen herausschauen. Wer in der Trockenzeit seine Äcker nicht früh genug bestellt hat, so daß deren Früchte vor dem Eintreten der Überschwemmung reif waren, der muß beim Hochwasser unerbittlich Hunger leiden. Die Knollenfrüchte gehen nämlich nach wenigen Tagen in dem Wasser zugrunde, so daß sich auch ein mühevolles Einernten aus dem nassen Elemente heraus nicht mehr lohnen würde. Da lernt sogar der träge Neger mit der Zeit die Wahrheit des Hebelschen Gedichtes erkennen:

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
Zum vollen Faß? Im Morgenrot
Mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld,
Bis Stern an Stern am Himmel steht.

Wie nun das Hochwasser die faulen Leute für eine Zeitlang recht mager werden läßt, so macht es das Land fett und ertragreich. Der dicke Schlamm, den das trübe Wasser schon nach wenigen Tagen absetzt, ist ein ausgezeichnetes Düngemittel. Die Leute wissen das sehr wohl und fürchten darum die Jahre, in denen das Wasser nicht hoch steigt. Da gibt es wenig zu essen. Sie haben darum durch den Damm Gräben gezogen, damit auch in regenärmeren Jahren noch etwas Wasser den Weg in die Felder nehme. Oft verirren sich auch Fische in die Felder hinein, und da diese beim Fallen des Wassers nicht immer schnell genug den Ausweg finden, ernten die beglückten Frauen auf ihren ersten Feldgängen zum Kraut gleich das erwünschte Fleisch.

Nicht nur Düngerfuhrmann ist die Flut, sondern auch der Holzlieferant. Das rasch steigende Wasser dringt weiter oben am Flußlauf in die Wälder hinein, lädt die während der Trockenzeit gefallenen Stämme und Äste auf seinen Rücken und führt sie talabwärts, wo die Leute zu beiden Seiten mit ihren Booten drauf warten. Da wird geschrieen, um die Wette gerudert und im Fluß herumgetummelt; denn jeder will die schönsten Stücke auffischen. Die Bewohner dieses Gebietes sind so froh über diesen Fang, weil ihre Gegenden an Feuerholz sehr arm sind. Weil sie ihnen manches Notwendige und Gute mitbringt, darum scheuen die Leute am Wuri die drohende Überschwemmung nicht. Indessen so gemütlich und lustig, wie es scheinen könnte, ist diese nasse Zeit freilich nicht für alle Leute. Wie muß es da und dort mit den Wohnungen stehen? Die Hütten sind im Hinblick auf die Überschwemmung allerdings auf einem etwas erhöhten Sockel oder Erdhaufen aufgestellt. Wenn das Wasser dann wohl rings herum einen halben Meter hoch steht, ragen sie wie kleine Inseln hervor. Die Schwarzen machen sich hieraus nicht viel; ihre Schuhe laufen nicht voll und ihre Strümpfe werden nicht naß. Barfuß, wie sie immer sind, waten sie mit Behagen wie Störche von einem Haus zum andern. Schlimmer sind die bekleideten Weißen und die Hühner daran. Diese wagen sich nicht hinaus, aus Angst, sie möchten ertrinken, und jene müssen ängstlich auf Trockenhaltung ihrer Fuß- und Beinbekleidung bedacht sein. Darum sucht sich jeder zu helfen, so gut es gehen mag, wenn ihm die Zeit im Hause drinnen zu lange wird. Die Hühner flattern von einem

Haus zum andern, und der weiße Besucher des Wasserlandes behilft sich mit dem Kahn. Wenn er Besuche zu machen oder sonst außer dem Hause zu tun hat, fährt er darin bis an die Tür und bindet sein Schifflein an einen Hauspfosten an, so daß er gleich wieder einsteigen und davonrudern kann.

Sonst aber ist man den ganzen Tag an die Scholle gebunden, so daß man sich in seiner Hütte schier vorkommt wie ein Noah in der Arche. Nur wird der biblische Archenbewohner den Vorteil gehabt haben, daß er seine Füße auf trockenen Boden setzen konnte, was hier keineswegs der Fall ist. Die umspülten Lehmhügel saugen nämlich das Wasser auf, so daß auch ihre Oberfläche, die zugleich Fußboden der Wohnung ist — denn Bretterböden gibt es da nicht — ganz naß und weich wird. Das ist höchst ungesund und unangenehm. Der ganze Boden ist schlüpfrig und erschwert das Gehen, und kaum ist ein Plätzchen zu finden, wo man Reisebett und Stuhl richtig stellen kann, ohne daß deren Beine unter der Last tief in die weiche Erde sinken. Durch das Belegen des Bodens mit Bananen- oder Pisangblättern sucht man das Unangenehme etwas zu mildern. Auf diesem grünen Teppich schlägt man sich abends sein Bett auf, froh, daß es früher als zu andern Zeiten still im Dorfe wird, weil sich jedermann an sein Herdfeuer zurückzieht. Der ruhige, geräuschlose Gang des Stromes läßt uns nicht vermuten, welche Wassermassen uns umgeben. Nur das Aufspringen der Fische, das man in der Stille der Nacht hört, erinnert daran, daß man auf einem kleinen Eiland wohnt. Morgens aber beginnen die Dorfbewohner im Wasser herumzupatschen; man könnte sich in eine heimatliche Mühle, deren Rad immerzu plätschernd das Wasser schlägt, versetzt glauben.

War das ein Jubel, wenn im Frühling auf den Matten hinter unserm Hause in Deutschland durch das Rinnen des Schneewassers kleine Weiher und Teiche entstanden! Flugs wurden Bretter zusammengenagelt, und ein Floß wurde flott gemacht. Holte man sich auch einmal nasse Schuhe und Strümpfe, so machte das uns viel weniger Sorge als etwa der fürsorglichen Mutter. Nur mußten wir leider mit dieser Flottenübung immer bis zum Abend nach der Schule warten. Und wie kurz war die Freude!

Da haben es nun die schwarzen Schulbuben am Wurjfluß viel besser. Gewöhnlich werden zwar die Ferien in den Missionsschulen auf die Überschwemmungszeit angesetzt. Wenn aber doch etwa einmal die Schulglocke ertönt, dann wimmelt es bald von allen Seiten gegen die Kapelle heran. Jeder Knabe fährt auf einem Floß, das er sich aus vier oder fünf Bananenstämmen zurechtgezimmert hat und mit einem langen Stecken vorwärts schiebt. Rings um die Kapelle herum werden die Fahrzeuge angebunden. Das gewährt einen großartigen Anblick; die ganze deutsche Flotte ist nichts dagegen! Hie und da kommt es natürlich auch vor, daß einer mit seinem schwanken Schifflein umschlägt und nur mit Mühe wieder emporkommt.

Aber auch schon die Kleinsten haben ihr besonderes Vergnügen zur Wasserzeit. Sie reißen ihren Müttern immer wieder aus, um vor dem Hause im Wasser patschen zu können. Ganz wie bei uns, nicht wahr? Die etwas größeren Buben schnitzen sich aus den weichen Stengeln der Pisangstauden kleine Kähne und ziehen sie an einem Faden im Wasser herum, oder sie verfertigen sich aus dem Mark der Palmrippen kleine Raddampfer nach dem Muster der Regierungs-Flußdampfer, deren Räder laufen, wenn das kleine Fahrzeug durchs Wasser gezogen wird.

So bleibt auch diese Überschwemmungszeit am Wurifluß nicht ohne Freuden für klein und groß.

Aus der Zeitschrift: „Der Heidenfreund" (nach Miss. Gantenbein).

9. Ein Zusammentreffen mit Zwergen.

Auf einer Kundschafterreise hatte ein amerikanischer Missionar in Südkamerun ein interessantes Zusammentreffen mit dem Völklein der Zwerge.

Es war am zweiten Tage seiner Wanderung durch den Urwald, als er ganz unerwartet auf ein Zwergdorf stieß. Man bekommt dies kleine Volk nur äußerst selten zu Gesicht. Sie finden sich in ganz Mittelafrika, aber sie leben wie die Zigeuner unter verschiedenen Stämmen zerstreut, ohne jedoch zu ihnen zu gehören. Während die anderen Völkerschaften hauptsächlich vom Ackerbau leben und nur nebenher jagen und fischen, beschränken sich die Zwerge fast ausschließlich auf die Jagd und nähren sich außerdem noch etwa von den wilden Früchten und genießbaren Blättern des Waldes, in dem sie hausen. Doch verschmähen sie keineswegs Feldfrüchte, wenn sie solche haben können, legen aber selbst keine Pflanzung an. Dabei sind die Zwerge so ehrlich, daß sie die Pflanzungen ihrer ackerbautreibenden Nachbarn nicht bestehlen. Um aber doch zu den erwünschten Feldfrüchten zu gelangen, gesellen sie sich gewöhnlich zu einem Dorfe irgend eines Volksstammes, in dessen Nähe sie kommen. Mit diesem treten die kleinen Leute in Tauschverkehr, indem sie ihr erlegtes Wild gegen den begehrten Landertrag anbieten. Dies Verhältnis ist beiden Teilen so angenehm, daß nicht selten eine Zwergfamilie mehrere Menschenalter hindurch im Verband mit einem Dorfe ihrer stärkeren Nachbarn verbleibt. Ihrem Charakter nach sind die Zwerge, wenigstens in diesem Teile Afrikas, ein scheues, harmloses Völkchen. Sie kämpfen niemals um ihr Recht. Fügt ihnen der Stamm, dem sie sich angeschlossen haben, irgend ein Unrecht zu, so gehen sie einfach davon und schließen sich einem andern Dorfe an. Überall hat man die friedliebenden Leute gern als Nachbarn. Ihre Niederlassungen sind die denkbar einfachsten Hütten, in denen sie sich nur so lange aufhalten, wie sie Wild in der Nähe finden. Beständig sind die Zwergstämme auf der Wanderschaft in den endlosen Waldungen, und selbst ihre Freunde wissen oft kaum, wo sie sich aufhalten.

Obschon die stärkeren Stämme ihnen alle Freundschaft angedeihen lassen, so nützen sie doch ihren Mangel an Weltkenntnis nach Kräften aus. Sie versehen sie mit Pulver, Flinten, Speeren und Baumwollzeugen, aber zu Preisen, wie es ihnen beliebt, und nehmen sich dabei sorgfältig in Acht, daß „ihre Zwerge" mit niemand in Berührung kommen, der sie etwa darüber aufklären könnte, wie sie ausgebeutet werden. Darum ist es auch für einen Fremden so schwer, sie zu Gesicht zu bekommen. Bittet man etwa unterwegs, in ein in der Nähe befindliches Zwergdorf geführt zu werden, so stellen sich die Leute scheinbar ganz willig dazu, geben aber dabei zu verstehen, daß man die scheuen Zwerge erst auf die Ankunft des Weißen vorbereiten müsse, denn sie wären den Anblick eines solchen nicht gewohnt und würden sich fürchten. Die eigentliche Absicht aber ist, sie zum Davonlaufen zu veranlassen. Kommt man etwa zufällig zu einem Dorf Zwerge, so haben seine Bewohner so schreck-

liche Dinge über die Fremden gehört, daß sie entsetzt nach allen Richtungen hin fliehen. Und doch, erzählt der Missionar, gelang es mir auf der einen Wanderung, eine Niederlassung der Zwerge zu betreten. Aber wie? Hätte ich die mich begleitenden Neger gebeten, mir „ihre Zwerge" zu zeigen, so wäre das vergeblich gewesen. Sie hätten mich einfach in Unkenntnis gelassen und mich fernzuhalten gewußt. Aber ich hatte zufällig einen etwas vorlauten Burschen als Führer bei mir, der nicht die nötige Vorsicht beobachtete. Als wir durch den stillen, düstern Urwald dahinschritten, bemerkte ich plötzlich einen neu angelegten Pfad, der vom Hauptwege abbog. Im selben Augenblicke hörte ich in einiger Entfernung Stimmen. Überrascht fragte ich: „Wohin führt dieser Nebenweg?" „In ein Zwergdorf", entfuhr es meinem Führer ganz wider seinen Willen. Ich bog dahin ein und fand etwa 50 bis 60 Zwerge in ihrem Heimwesen. Sie waren nicht sonderlich erschrocken, vermutlich, weil sie vorher nicht ängstlich gemacht worden waren.

Das Dorf war augenscheinlich erst vor kurzem angelegt, das Gras, womit die Hütten gedeckt waren, noch ziemlich frisch. Die Lage der Niederlassung schien mir gut gewählt, der Boden hoch und gut entwässert; nicht weit davon floß ein starker Bach mit schönem, klarem Wasser. Soweit bot das Heim der Zwerge ein ganz freundliches Bild, und ich hätte mich allenfalls entschließen können, einige Tage an dieser Lagerstätte zu weilen, aber das ganze Leben in solch elenden Hütten, ohne Zutritt von Luft und Sonnenlicht, ohne Ausblick aus dem düstern Waldesschatten, zuzubringen — der Gedanke wäre mir schrecklich gewesen! Wie können nur diese Leute leben ohne das belebende Licht der Sonne, beständig umgeben von den Schatten des Urwaldes! Wohl können sie etwa gelegentlich mitten in einem Wasserlauf waten, der breit genug ist, um nicht von den Bäumen und dem Waldgehege überschattet zu werden; sie können auch wohl einen Platz finden, wo ein Baumriese gestürzt ist und alles ringsum mit niedergerissen hat und so das Sonnenlicht zur Erde durchläßt, aber gewöhnlich sehen sie die Sonne nur in matten und gebrochenen Strahlen durch das dichte Blätterdach schimmern.

Die Hütten der kleinen Leute sind sehr einfach. Sie bestehen nur aus leichtem Stangenwerk, wie es der Wald liefert. Die Stecken werden unten in die Erde gesteckt und ihre oberen Enden aneinander befestigt. Über diese schräglaufenden Sparren werden dann querüber Ruten gebunden und diese mit großen Blättern gedeckt, so daß das Ganze wie eine kleine Obsthütte aussieht. Man sollte meinen, ein solches Blätterdach wäre nicht wasserdicht, aber wenn es sorgfältig gemacht ist, fließt das Wasser ganz gut ab. Diese Hütten sind 3 bis 4 Meter breit und 5 bis 6 Meter lang. Die hintere Seite ist bisweilen durch Baumzweige abgeschlossen, die Vorderseite ist dagegen stets offen.

Bei meiner Ankunft fand ich eine Anzahl Neger im Lager, die Wildbret gegen Früchte einhandelten. Ihnen schien es unangenehmer zu sein als den Zwergen, daß ich plötzlich in ihrer Mitte stand. Diese scharten sich um mich und starrten die fremde Erscheinung mit sprachlosem Staunen an. Es fragte sich, wer neugieriger war: ich oder sie. Natürlich wollte ich auch mit ihnen reden. Da sie eine Sprache redeten, die einer mir bekannten Negersprache ähnlich ist, fühlte ich mich bald heimisch unter ihnen, und sie beantworteten meine Fragen ohne Anstand. Ein kleiner, alter Mann schien besonders verständig und furchtlos. Ich fragte ihn: „Warum lebt Ihr hier so

im Busch und seht Euch nie nach den Weißen um?" Mit einem bezeichnenden Blick auf die umstehenden Schwarzen antwortete er: „Diese da würden es uns nicht erlauben, mit den Weißen zu verkehren."

Übrigens stimmten die Beschreibungen, die ich sonst von den afrikanischen Zwergen gelesen habe, nicht ganz mit dem, was ich hier vorfand. Sie waren nicht die winzigen Gestalten, wie sie geschildert werden. Dennoch waren sie in ihrem Wuchs entschieden zwergartig. Sie haben eine hellere Farbe und auch einen anderen Körperbau als die umwohnenden Stämme. Sicher waren diese Zwerge so niedrig stehende Menschen, wie sie mir bis jetzt noch nicht vorgekommen sind. Der Eindruck, den ich von diesem armen Völkchen erhielt, war ein trauriger. Ich suchte etwas von ihrer Religion zu erfahren, konnte aber nichts herausbekommen, was sich von der der benachbarten Neger unterschieden hätte. Dagegen erzählte man mir, daß weiter im Innern ein Land liege, das nur von Zwergen bewohnt sei. Sicher ist, daß es in Afrika eine große Anzahl dieser scheuen, schwächlichen Leute gibt, und der Christ kann nur fragen: „Wie lange wird es noch dauern, bis das Morgenrot auch diese Kinder der Wildnis erreicht, die mit den wilden Tieren im Dunkel der Urwälder hausen?"

Aus „Pionierarbeit im südlichen Kamerun".

10. Der Segen der deutschen Herrschaft.

Früher herrschte in Kamerun allenthalben Unordnung und Unsicherheit. Jetzt können auf den breit und bequem angelegten Regierungsstraßen die Karawanen überall passieren, ohne belästigt zu werden, und der Europäer bedient sich des Fahrrades oder eines Reittieres. Daß ein solcher Wandel vor sich gegangen ist, verdankt man dem Zusammenwirken der Regierung, deren Beamte scharf aufpassen und streng sind, und der Mission, die auf eine Umwandlung der Gesinnung bei den Eingeborenen hinarbeitet. Die einen rauben nicht mehr, weil sie gelernt haben, den besseren Weg zu lieben, andere tun es nicht mehr aus Furcht vor Strafe. Infolgedessen ist jetzt an vielen Stellen, wo früher jedermann stahl, was ihm in die Hände fiel, der Straßenraub unbekannt; auch kleinere Diebstähle kommen nur selten vor. Mutige Frauen können jetzt von einer Station zur anderen drei Tage lang allein reisen. Diese Ruhe und Sicherheit der Karawanenreisen ersparen der Mission viele Mühe und Sorge; sie verschaffen ihr eine Postbeförderung alle zwei Wochen, während man früher zwei Monate warten mußte.

Die groben Auswüchse heidnischer Barbarei sind zwar noch nicht verschwunden, aber man sieht sie deutlich zurückgehen. Vor zehn Jahren waren Kriege mit den Nachbarstämmen und das Wiederauflodern alter Fehden an der Tagesordnung. Einen Nachbar zu beschuldigen, war in der Regel nicht die letzte Ausflucht, sondern die erste. Der Starke lebte auf Kosten des Schwachen. Jeder trug Gewehr, Speer und Messer bei sich; niemand wagte, sein Dorf zu verlassen und an die Küste oder weiter ins Innere zu gehen. Ein Stamm war gegen den anderen, Streit und Kampf hörten nicht auf. Heute ist es ganz anders. Messer, Speer und Gewehr, wenn sie nicht buchstäblich in Pflugschar oder Sichel verwandelt sind, rosten in den Hütten

oder werden doch nur noch zur Jagd gebraucht. Alte Feinde leben, äußerlich wenigstens, als Freunde. Sie kaufen und verkaufen, sie heiraten untereinander, während sie doch früher wie Jude und Samariter zueinander standen.

Es soll nicht behauptet werden, daß diese Verwandlung vollen Bestand hätte, wenn der Druck der Regierung aufhörte, und die Beamten sich nicht mehr um die Beschwerden kümmerten und auf ihre Abstellung bedacht wären. Die Stämme sind ohne Zweifel nicht fähig, sich selbst zu regieren; sie würden wahrscheinlich wieder zu den Waffen zurückkehren. Aber Dutzende, ja Hunderte sind jetzt gegen dieses Verfahren und ziehen es vor, mit Abraham zu sprechen: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir!“ Ein brüderlicher Sinn ist in viele Herzen eingezogen und übt einen bedeutenden Einfluß auf das Zusammenleben der Leute aus.

Das Gewerbe der Zauberdoktoren und Quacksalber geht sichtlich zurück. Ihr schädliches Treiben ist noch nicht abgetan, aber es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann das der Fall sein wird. Hunderte benutzen den Ngi (Medizinmann) nicht mehr. Sie verabscheuen jene Behandlung, bei der ein Mensch krank werden mußte, wenn er es nicht vorher schon war. Die Leute sind sehr für die auf den Missionsstationen geübte ärztliche Behandlung eingenommen; sie kommen von weit her und füllen das Krankenhaus. Die Bereitung und Anwendung der alten Zaubermittel wird nicht nur als nutzlos erkannt, sondern geradezu als Sünde angesehen. Die Künste des Zauberdoktors, einst abergläubisch verehrt und gefürchtet, werden allmählich zum Gespött.

Auch die Sitte der Vielweiberei kommt in Abnahme. Früher wurden die Frauen und Mädchen allgemein gekauft und verkauft; sie standen in einem menschenunwürdigen Sklavenverhältnis zum Manne. Von einem Familienleben war keine Rede, ihre soziale Lage ein unbeschreibliches Elend. Die Grundlagen dieser verkehrten Einrichtung werden jetzt erschüttert. Es wird Tag auch auf diesem dunklen Gebiet. Die Vielweiberei wird von Obrigkeitswegen erschwert. In Unterricht und Predigt wird den Leuten der Segen der Einzelehe vorgehalten, und das häusliche Leben der Missionare wirkt wie ein Anschauungsunterricht. Wenn ein Mann kommt und Christ werden will, so wird ihm von Anfang an zu verstehen gegeben, daß ihm das nur als Mann einer einzigen Frau gelingt.

Auch die auf Erziehung der eingeborenen Jugend hinzielenden Bemühungen der Mission haben Fortschritte gemacht. In Elat, wo vor zehn Jahren die benachbarten Dörfer nur 30 Jungen zur Schule schickten, die auch noch Bezahlung für ihr Kommen verlangten, stellen sich jetzt täglich über 400 ein, und diese bezahlen bereitwillig etwas; manche von ihnen kommen mehrere Stunden weit. Hatten wir erst nur 20 Kostschüler, so jetzt 150; und wir könnten viel mehr haben, wenn wir nicht im Platz beschränkt wären. Die günstige Lage erklärt sich daraus, daß die Angehörigen verschiedener Stämme ohne Gefahr miteinander verkehren; auch empfiehlt sich die Schule von selbst durch die Fortschritte, welche ihre Zöglinge machen, namentlich auch im deutschen Sprachunterricht. Es gilt schon als Schande für einen Knaben, nicht lesen und schreiben zu können.

Das Bedürfnis nach Handwerkerschulen ist je länger je stärker hervorgetreten. Wir haben uns bemüht, es zu befriedigen. Zu jeder Station ge-

hören wenigstens 200 Acker Land. Um nun die Schüler in den Stand zu setzen, sich später ihren Lebensunterhalt ehrlich zu verdienen, werden sie hier zu einem Gewerbe angehalten, zu Gärtnerei, Zimmerei usw. Wenn sie dann in ihr Dorf zurückkehren, können sie Häuser bauen, Tische und Stühle herstellen, ihre Kleider fertigen und was sonst zu einem kulturell gehobenen Leben nötig ist.

Die Missionare haben sich lange danach gesehnt, eingeborene Hilfskräfte bei ihrer Tätigkeit zu bekommen. Sie haben es erreicht, wenn es auch langer Zeit und vieler Geduld bedurfte. Nun haben sie welche, die ihnen nützlich, ja unentbehrlich geworden sind. Vom Garten bis zum Lehrpult findet man jetzt junge Leute, welche die ihnen anvertraute Stelle gut ausfüllen. Sie besorgen den Einkauf und die Verteilung der Eßvorräte, sie unterrichten in den Klassen, sie halten die Sonntagsschule. Knaben und junge Burschen, die selbst noch nicht lange die Schulbank verlassen haben, können mit solchen Aufgaben betraut werden oder sich um einen Regierungsposten bewerben und nehmen unter ihresgleichen in den Dörfern eine geachtete Stellung ein. Aus Frazer, Ein Jahrzehnt im Innern von Kamerun.

---

11. Schulvisitation.

So, das gibt's in der Mission auch? rufen gewiß manche unserer Leser erstaunt aus. Sie wissen genau, wie einem dabei zumute ist, wenn es plötzlich heißt: Morgen kommt der Herr Pastor oder gar der Herr Kreisschulinspektor zur Prüfung. Da kann's ja geschehen, daß ein Kind, das sonst seine Sachen ganz gut weiß, aus lauter Befangenheit eine extra dumme Antwort gibt, daß der Herr Lehrer nachher sagt: „So etwas hätte ich aber von dir nicht erwartet!" Manchmal geht's aber über Erwarten gut.

Wie ist's nun in Kamerun? Da freut sich oft der Missionar herzlich, wenn er nach beschwerlicher Reise in ein Dorf kommt, wo einige Christen sind, und wo auch eine Schule ist. Gewöhnlich springen ihm da schon von weitem ein paar Schüler entgegen und rufen: „Guten Tag, Lehrer, guten Tag!" Einige andere wollen ihn auch auf deutsch begrüßen, weil aber ihre Sprachkenntnis noch sehr gering ist, so rufen sie: „Gute Nack, Lehrer, gute Nacht!" obwohl es erst Vormittags ist. Es ist aber herzlich gut gemeint und erfreut drum auch den Begrüßten. Ein wichtiger Augenblick ist's, wenn der Missionar die Schule betritt. Da hat vorher der eingeborene Lehrer genaue Anweisung gegeben, wie man sich zu verhalten habe. Die Schüler sitzen auf Bänken aus Baumstämmen, die über zwei in den Boden eingerammte Äste gelegt sind. Beim Erscheinen des Missionars fährt man mit einem Ruck von den Bänken auf, und jeder schreit mit Aufbietung aller Lungenkraft: „Guten Tag!" Es ist ein ohrenzerreißender, markerschütternder Gruß, und wer es nicht vorher weiß und von dieser Ehrenbezeugung überrascht wird, der muß gute Nerven haben, daß ihm nicht für einen Augenblick ein Schreck durch alle Glieder fährt.

Nun kommt die Prüfung. Zuerst biblische Geschichte, denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Da wissen die Schüler beider Dörfer, die zusammen geprüft werden, ganz gut Bescheid. Manche können sogar

einige biblische Geschichtchen fließend in der Duala-Sprache erzählen, obgleich diese von ihrer Muttersprache ganz verschieden ist. In langsamem Takte werden Lesestücke der Fibel ohne Anstoß vorgelesen, und auch im Schreiben ist schon ein Anfang gemacht. Die auswendig gelernten Bibelsprüche werden gut hergesagt, und der Schulinspektor kann nur wünschen, daß das auswendig Gelernte nun auch recht inwendig ins Herz dringen und dort Früchte bringen möge. Der Missionar ist mit den Leistungen zufrieden und verheißt deshalb jedem Schüler ein kleines Geschenk.

Unter atemloser Spannung greift er in sein Köfferchen und teilt seine Gaben aus, — eine Fibel, ein Heft, Griffelhalter und ähnliches. Das Glück, der Besitzer eines solchen Schatzes zu sein, ist natürlich groß, und nachdem die Prüfung mit Gebet beschlossen ist, eilt jedes Kind heim, sein Geschenk zu zeigen.

Weil die Jugend sich so gern freut, will der Missionar zeigen, daß auch Christen fröhlich sein dürfen. Von Freunden in Europa hat er etwas Feuerwerk bekommen; da will er nun ein paar Schwärmer und Frösche abbrennen, sobald es dunkel geworden ist. So etwas war noch nie dagewesen, und alles war auf den Beinen, um diese Merkwürdigkeit zu sehen. Die Jungen waren vor Freude ganz außer sich, wenn wieder so ein Frosch krachte, und auch die Alten kamen vorsichtig herbei. Es ist ein gelungener Schluß der Schulprüfung und eine Ermunterung zu fernerem, treuem Lernen.

---

12. Das Losangowesen.

Ein bezeichnender heidnischer Brauch sind in Kamerun die sogenannten Losango. Das sind Geheimbünde, die im Namen irgend eines heidnischen Gottes oder Teufels geschlossen werden und sich anmaßen, eine Art geheimes Gericht auszuüben. Dies geschieht mit viel Ungerechtigkeit und roher Gewalt, und darum üben diese Gesellschaften eine furchtbare Schreckensherrschaft aus. Die deutsche Regierung — denn Kamerun ist ja seit 1884 deutsche Kolonie — hat denn auch das Losangowesen verboten. Dessenungeachtet blüht es heute noch fast überall.

Ein Missionar erzählt uns etwas von dem Losangowesen, das er auf einer Predigtreise in der Gegend des Soden-Sees gesehen hat.

Wie nötig es ist, daß die Leute mit dem Evangelium bekannt werden, das zeigen uns besonders einige Blicke in den Losangodienst, wie wir sie in der nördlich vom Soden-See gelegenen Stadt Lokumba getan haben. Nahe unserer Lagerstätte, in der Hütte des Häuptlings, steht ein Holzklotz, der einen Menschen vorstellen soll. Er ist mit allerlei schmutzigem Kram behangen. Davor pflegt der zu Gott und den Geistern Betende zu stehen. Die in die Geheimnisse Eingeweihten wissen freilich ganz gut, daß es eben nur ein Holz ist, und daß nichts weiter dahinter steckt. Sie benützen diesen Götzen nur als Schreckmittel, um furchtsame Seelen zu ängstigen. Wird etwa eine Frau beschuldigt, etwas Böses getan zu haben, so soll das Götzenbild die Schuld oder Unschuld erweisen. Zu dem Zwecke stellt man die Frau vor die Figur und fragt sie angesichts derselben: Hast du das

getan oder nicht? Ist sie schuldig, so wird sie aus Furcht vor den Geistern gestehen. (In ihrem Schrecken bekennen natürlich auch Unschuldige irgend eine böse Tat begangen zu haben.) Zur Strafe wird ihr nun von den Losangomännern eine entsprechende Buße auferlegt, und sie wird glauben gemacht, das komme von den Geistern. Das ganze Losangowesen ist eben darauf angelegt, die nicht in den Bund Aufgenommenen in beständiger Furcht zu erhalten, um von ihnen Geld und Lebensmittel zu erpressen.

Welch ein Schrecken fährt Frauen und Kindern in die Glieder, wenn sich nachts der Götze auf den Straßen hören läßt! Sie flüchten in die Häuser und verhüllen das Angesicht; denn wehe der Frau, die den Fürchterlichen erblickt — sie muß sterben! Betrachten wir aber das Gespenst näher, so finden wir einen in abenteuerliche Gewänder gehüllten Mann, der auf Stelzen umherhüpft und dabei seltsame Töne ausstößt. Das Dunkel der Nacht läßt seine vorher schon hohe Gestalt als vollendeten Riesen erscheinen. Er versteht auch ein besonderes Kunststück auszuführen. Plötzlich hüpft er nämlich auf den in keiner Ortschaft fehlenden Sprunghügel in der Mitte der Straße zu. Er nimmt einen Anlauf, und im Handumdrehen hat er auf seinen Stelzen an der steilen Seite des Hügels den Tiefsprung ausgeführt und schreitet gravitätisch weiter. Es ist leicht erklärlich, daß durch solche geheimnisvollen Künste abergläubische Leute, wie die Neger sind, in Angst und Furcht gehalten werden.

Bemerkenswert ist der Eifer, den die Losangoleute entfalten, um ihre Kunst, besonders auch den Tiefsprung auf Stelzen, zu erlernen. In Lokumba sehen wir einen regelrecht angelegten Übungsplatz dafür. Ein verschlungen durch den Busch gehauener Weg führt zu dem Platze. Geheimnisvoll liegt er inmitten des dichtesten Waldes. Keines Uneingeweihten Frau verirrt sich hierher. Und was ist zu sehen? Neben einigen menschlichen Figuren befinden sich hier Sprunghügel von verschiedener Höhe. Auch verschieden hohe Stelzen sind in einem hohlen Baume aufbewahrt. Hier üben sich also die Losangomänner und -Knaben im Stelzenlaufen und im Springen in die Tiefe. Haben sie das gründlich erlernt, so machen sie des Nachts einen Ausflug ins Dorf, um die Unkundigen zu erschrecken.

---

13. Eine heidnische Gerichtsverhandlung.

Am 6. August 1899 starb ganz unerwartet der Oberhäuptling von Ebolova in Kamerun. Nach dem heidnischen Glauben der Neger konnte der plötzliche Tod keine natürliche Ursache gehabt haben. Man nahm allgemein an, der Mann sei vergiftet worden. Dies lag um so näher, als der Giftmord unter den afrikanischen Volksstämmen sehr häufig vorkommt.

Alles war in höchster Erregung, und man war aufs eifrigste darauf aus, den vermeintlichen Mörder, der das Gift gereicht oder durch Zauberkunst den Tod des Häuptlings herbeigeführt hatte, ausfindig zu machen. Denn nur durch Blut konnte die Tat gesühnt und der Geist des Dahingeschiedenen beruhigt werden. Der Häuptling hatte 80 Witwen hinterlassen, und von diesen wurden 17 ergriffen und samt vier jungen Burschen als Pfand festgehalten, bis der Schuldige gefunden wäre und mit dem Tode

gebüßt hätte. Inzwischen wurde eines der Weiber mit Knütteln totgeschlagen und ein Bruder des Häuptlings festgenommen und gefesselt. Zwölf Tage schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben, und die Missionare fürchteten für die unschuldigen Opfer.

Das Volk strömte von allen Seiten herbei. Ein jeder wollte durch seine Teilnahme seine Schuldlosigkeit am Tode des Häuptlings beweisen. Tausende füllten die Straßen der Stadt. Die Missionare wandten sich an die Volkshäupter und legten Fürsprache für die Gefangenen ein. Aber es war alles umsonst; wenigstens drei, hieß es, müßten ihr Leben lassen. Doch sollte die Sache in einer großen Gerichtsverhandlung durch Rechtsspruch der Ältesten zum Austrag kommen. Das geschah. An einem der folgenden Tage versammelte sich alles auf offener Straße; das übliche Versammlungshaus hätte die Menschenmenge nicht zu fassen vermocht. In buntem Aufputz erschienen die Leute, viele von ihnen bewaffnet. Der zweite Häuptling nahm seinen Sitz auf dem offenen Platz ein, rechts und links scharten sich seine Räte, und in langer Zeile hockte das Volk. Die Trommeln dröhnten, Gewehrsalven krachten, Kriegstänze wurden aufgeführt und Nationalgesänge angestimmt. Man hatte gar nicht den Eindruck, als ob es sich um einen Rechtsspruch über Tod und Leben handelte; es war vielmehr, als ob es gälte, ein Freudenfest zu begehen.

Endlich schwiegen die Trommelwirbel, das Flintengeknatter und Stimmengewirr verstummte. In die Mitte der Straße trat der Redner, ein alter Mann. Sonst von den Jahren gebeugt und unsicher im Auftreten, schien er heute in seiner Würde als öffentlicher Herold ein anderer Mann zu sein. Wildes Feuer brannte in seiner Seele, und unheimlich funkelten seine Augen. Mit wilden Gebärden stürmte er an den Reihen der Versammelten entlang und stieß einen gellenden Schrei aus, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dann nahm er eine gebietende Miene an und hielt eine anderthalbstündige Rede an das Volk. Alles lauschte seinem Redefluß, der nur ab und zu von gellenden Zurufen unterbrochen wurde, um einzelne Sätze des Redners zu bekräftigen. Der langen Rede kurzer Sinn war: Sechs Personen, drei Brüder und drei Witwen des Verstorbenen, seien des Mordes beschuldigt und hätten sich deshalb vor der Volksversammlung zu rechtfertigen. Darauf folgte wieder ein halbstündiges Schießen, die Menge lärmte und johlte. Die Räte des Volkes senkten die grauen Häupter. Die ganze Stadt war in Pulverdampf eingehüllt, und erst die hereinbrechende Nacht löste die Versammlung auf.

Am nächsten Tage kam das Volk von neuem zusammen, und abermals trat ein Redner auf, der Verteidiger der sechs Angeklagten. Er tat sein Bestes, um sie zu entlasten und den Verdacht auf andere zu lenken, aber sie waren im geheimen schon gezeichnet und geächtet. Bedächtig gingen die Alten, die des Richteramts walteten, zur Seite und berieten im schattigen Bananenhain über die Schuldfrage und das Maß der Strafe. Durch ihren Sprecher wurde das Urteil verkündigt. Es lautete: Zwei der Beschuldigten seien freigesprochen worden; die übrigen vier hätten sich je um den Preis eines Weibes loszukaufen. An keinem sollte die Todesstrafe vollzogen werden.

Dieser Entscheid, wonach kein Menschenopfer dargebracht werden sollte, war unstreitig dem Einfluß der Mission zuzuschreiben. Zwar übte sie noch keine bestimmende Macht auf das Volksleben aus, dazu war sie noch zu jung,

aber eine leise Einwirkung zur Anbahnung einer neuen Zeit war doch zu bemerken. Die Greuel des Heidentums können sich nur halten, solange das Dunkel der heidnischen Macht über dem Volke lagert. Vor den hereinfallenden Strahlen des Evangeliums weicht eine blutige Volkssitte nach der anderen.

Doch was der Rat der Alten in diesem Falle im Gegensatz zur bisher üblichen Volkssitte beschlossen hatte, das fand doch nicht allgemeine Billigung. Die Söhne des verstorbenen Oberhäuptlings gaben sich damit nicht zufrieden. Gebieterisch verlangten sie ein blutiges Opfer. Andererseits erklärten sich die Freunde der Verurteilten bereit, die geforderte Sühne zu zahlen. Tagelang schwankte das Endergebnis zwischen den beiden Parteien. Aber es neigte sich schließlich doch auf die Seite der rachedürstigen Häuptlingspartei. Wieder legten die Missionare ernstliche Fürsprache für das Leben der Verurteilten ein; aber man äußerte es ohne Scheu, daß wohl vier Weiber würden mit dem Tode büßen müssen. Schließlich erschienen ein Sohn des Verstorbenen und ein Häuptling auf dem Missionshügel und stellten den Missionaren vor, man sollte sie wenigstens eine Frau töten lassen. Es war dies offenbar nur eine Art von Entschuldigung, denn das Urteil war trotz des Einspruchs der Missionare schon gefällt. In aller Stille wurde eine Frau ertränkt und einem Manne der Hals abgeschnitten. Beide unschuldigen Opfer des heidnischen Wahns wurden nebeneinander beerdigt. Ohne die Fürsprache der Missionare wären, wie die Heiden selbst bezeugten, mindestens zehn Personen hingemordet worden.

Aus „Pionierarbeit im südlichen Kamerun".

---

14. Frei und doch nicht froh!

„Freiheit, die ich meine," so kann in Kamerun jeder Negerknabe fröhlich singen; denn er ist so ziemlich sein eigener Herr und kann tun, was er will. Den Eltern braucht er nicht untertan zu sein, wenn er nicht will; zu arbeiten braucht er auch nicht, wenn er nicht will; er kann hingehen, wohin er will; er kann treiben, was er will; und wenn er nicht schlimme Streiche anstellt, etwa jemandem die Hütte anzündet, oder des Nachbars Hühner unbekümmert totschlägt, oder übermäßig stiehlt, so kann er das ganze Jahr ohne einen Streich Schläge davonkommen. Das wäre schön, wenn wir es auch so hätten, denkt vielleicht mancher der jungen Leser; wie herrlich könnte man dann in Feld und Wald herumstreichen und nach bestem Vergnügen „Ritter und Räuber, Indianer und Robinson" spielen! Doch wünscht euch nur das nicht; denn sonst wäret ihr auch bald so unglücklich, unwissend und unbrauchbar wie die Kameruner. Dankt dem lieben Gott, daß ihr nicht auch Heiden seid; denn ich kann euch versichern, daß diese Kamerunknaben trotz ihrer Freiheit ein trauriges und trostloses Leben haben. Sie sind Sklaven der Sünde, und ich habe hier noch nie so fröhliche und muntere Heidenknaben gesehen, wie ich in Europa Christenknaben sah.

Wenn ihr aus der Schule heimkommt, so habt ihr Eltern zu Hause, die für euch sorgen, und ohne weiteres dürft ihr euch an den Tisch setzen und essen; aber in Kamerun kümmern sich viele Eltern nicht um ihre Kinder,

und oft habe ich hier hungernde Knaben herumlaufen sehen, die ein trübseliges Gesicht machten und mit den Händen auf den eingesunkenen Magen klopften, zum Zeichen, daß der Hunger groß sei. Der Vater ist vielleicht auf den Handel weit in das Innere gereist, oder er ist auf der Jagd und denkt nicht einmal an seine Kinder. Der Knabe muß sehen, wie er etwas zu essen bekommt. Mit einem Gesicht, dem man den Hunger schon auf hundert Schritte ansieht, wandert er im Dorf herum, bis er jemand findet, der beim Essen sitzt. Ungefragt setzt er sich auch auf den Boden zur Holzschüssel, er greift mit der Hand wacker zu und schiebt ganze Hände voll auf einen Schub in den weitaufgesperrten Mund, daß die Backen hinausstehen wie bei einem Trompeter. Zum Glück sind hier die Leute so gastfreundlich, daß sie so einen hungernden Kameraden nicht fortjagen, sondern ihn mitessen lassen, bis die Schüssel leer ist. Doch allzu schwer nimmt's ein Kamerunknabe auch nicht, wenn er einmal einen Tag lang gar nichts zu essen bekommt.

Aber siehe da! Während er so müßig und planlos herumwandelt, oder vielleicht auch an einem Bach oder Sumpfe sitzt und da gemütlich Fische, Schildkröten und Frösche fängt, wird er auf einmal gepackt und davongeschleppt. Zum Lachen ist ihm natürlich nicht, vielleicht heult er jämmerlich, oder er läßt sich in stumpfer, stiller Trostlosigkeit von seinen Häschern davonschleppen. Unterwegs erfährt er, daß sein Vater oder ein Verwandter von ihm schon viele Jahre lang einen Elefantenzahn schuldig sei, oder daß sein Vater eine Frau gestohlen oder sonst etwas angestellt habe. Dafür muß nun er, der Sohn, so lange in der Gefangenschaft, meist an einer schweren Kette, büßen, bis der Vater seine Schuld bezahlt hat. Armer Knabe! Wie übel bist du daran mit deiner Freiheit! In der Gefangenschaft wird er vielleicht nicht schlecht behandelt, aber die Gefangenschaft und die schwere Kette machen ihn krank. Wie übel ist er jetzt daran! Ärzte gibt es nicht, sondern nur Zauberkünstler oder Quacksalber. Vielleicht holt man so einen Zauberer, aber alle seine Künste helfen nichts, es wird nur noch schlimmer mit der Krankheit, und ein Wunder ist es, wenn der Knabe nicht stirbt. Fast könnte man sagen, es wäre ihm zu gönnen, wenn er stürbe; denn wenn er auch wieder frei wird, so hat er doch sein Lebenlang nichts Gutes auf der Welt.

---

15. Die Nutzpflanzen des Negers.

Die Pflanzungen und Felder der Eingeborenen sind bei den Bakundu und Batom in mehr oder weniger großer Entfernung von den Hauptdörfern der Freien gelegen. In ihnen finden sich zumeist die Sklavendörfer, da ja die hauptsächlichste Arbeit der Leibeigenen eben in der Bewirtschaftung der Pflanzungen besteht. Sie liegen, wie die Dörfer, in gerodeten Urwaldlichtungen, auch bei großer Nähe am Dorf stets durch Streifen Waldes von ihm geschieden. Dem Auge des Europäers machen sie einen gänzlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort Pflanzungen, Felder u. dergl. die Anschauung, daß die Menschenhand da gewissermaßen in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt, Ordnung geschaffen hat. Hier ists gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, die vielfach am Wurzel-

ende ganz bedeutend breiter sind als weiter oben, werden von den Eingeborenen in einer Höhe von 3 bis 5 Meter über dem Erdboden geschlagen. In den Pflanzungen fällt es ihnen dann gar nicht ein, die gefällten Stämme, Wurzelstöcke usw. zu entfernen, wie bei den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Äste und Zweige nur zum Teil abgehauen und weggeschafft, und die Pflanzung ist zum Anbau fertig. Wo dann der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Der größere Teil der afrikanischen Kulturgewächse ist jetzt bereits ziemlich allgemein bekannt. Ich greife nur ein Paar zu näherer Beschreibung heraus, die für den Neger oder auch für den Weißen von besonderer Bedeutung sind.

Da stehen an erster Stelle die Banane und die Ölpalme. Dem Waldlandneger ist die Ölpalme unentbehrlich. Im eigentlichen Grasland oben fehlt sie; die Hauptnahrungsmittel für den Hochländer sind der Mais und die Hirse, für den Waldlandbewohner die Banane. Der Graslandsohn zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Wäldler schlürft ihn aus dem Naturfaß der Ölpalme.

Die Negerbanane, wie ich sie nennen will, unterscheidet sich von der edlen durch den Geschmack und durch die Gestaltung und Gruppierung der Früchte. Die 50—100 Früchte der Negerbanane sitzen kranzförmig an dem mächtigen Traubenstiel, so daß zwischen den einzelnen Kränzen immer wieder der grüne Schaft sichtbar ist, während bei der edlen Banane der ganze Traubenbüschel einen großen, sich nach der Spitze zu verjüngenden Klumpen bildet. Roh ist die Frucht der Negerbanane nicht genießbar. In Palmöl gekocht oder am offenen Feuer geröstet, sowie zu Mehl gerieben, ist sie das Hauptnahrungsmittel der Waldlandneger. Die Banane besitzt überraschende Lebenskraft und außerordentlich schnelles Wachstum. Vom Wurzelstock aus schießen neben dem Hauptschaft vier, sechs oder acht neue Schößlinge seitlich heraus und strecken sich bald in die sturmzerfetzten Blätter der Mutterpflanze hinein; aus dem abgehauenen Stumpf selber bricht ein neuer Trieb heraus.

Die Ölpalme ist dem Waldländer als Nahrungsmittel, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich.

Mit ihrer breiten, vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen, meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist sie eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15, 20 Meter und darüber. Die 5 bis 6 Meter langen Wedel strahlen, 20 bis 25 an der Zahl, gleichmäßig nach allen Seiten aus. In den Blattachsen der Krone setzen die massigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge eng aneinander gedrückter Einzelfrüchte von Pflaumengröße bestehen. Jene erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 Kilogramm. Die Einzelfrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter Schale umgebenen haselnußgroßen eigentlichen Palmkern.

Die Ölpalme liefert das Öl und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel, aus den abgeschnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. Die Blattrippen finden beim Hausbau Verwendung. Die Fiederblätter werden einerseits bei Herstellung der Palm-

blattmatten und der Tragegestelle für Lasten, andererseits als Flechtmaterial für Körbe verwertet. So ist die Ölpalme das Wahrzeichen menschlicher Wohnsitze. Wie die Ruinen in Kulturländern kennzeichnet sie noch verlassene Stätten, an denen einst das rasch wechselnde Geschlecht gehaust hat.

Das Palmöl wird in der Weise gewonnen, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Einzelfrüchte in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen mit Stößeln oder auch mit den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt dann das aus dem Fruchtfleisch herausgepreßte Öl oben, wird abgeschöpft und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgesiebt. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Öl wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr rasch dickt es ein, wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig. Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weißen Kaufleuten erst nochmals in großen Kesseln ausgekocht, in Fässer gefüllt und auf die Schiffe verfrachtet.

Die Palmkerne, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mit Steinen aufgeklopft, und der bläulich-weiße, stark ölige Innenkern wird in Körben zum Verkauf angesammelt. Das sind die sogenannten Palmkerne des Handels. Aus ihnen wird das Palmkernöl gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa.

Noch eines der einheimischen Kulturgewächse berühre ich mit wenig Worten: die Erdnuß. Die niedere, wickenartige Pflanze trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich zwei längliche Kerne, mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äußerst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Sehr stark ölhaltig, liefern sie schon unter leichtem Druck klares, reines Öl.

Das sind aus dem Pflanzenreich die Nahrungsmittel der Waldlandstämme.

Nach Franz Hutter.

---

16. Erstürmung von Tibati.

Wunderbar scharf ausgeprägt sind in unserem Kamerun-Gebiete, die großen Terrassen, in denen das Land von der Küste ansteigt. Tief unten erstreckt sich der dunkle Urwaldstreifen von der Küste bis an die Manenguba-Berge, dann die erste Terrasse etwa 700 m über dem Meere, auf der Jaunde- und die Wute-Ebene liegen; hier sind bereits bedeutende Erhebungen aufgesetzt. Die zweite Terasse Joko-Tibati ist ungefähr 1000 m hoch; ein Gebirge, das sie wieder abschließt, führt auf die letzte Terrasse, auf der Ngaumdere liegt. Von hier geht es dann tief herab ins Benuetal. Ist im Küstengebiet ausschließlich Urwald, der auch die erste Terrasse noch zum Teil bedeckt, so ist von Joko ab die Bewachsung eine gänzlich andere: Niedere Grassteppe und Wald sind nur an den Wasserläufen zu finden. Uns wurde der Blick nicht müde, wieder und wieder das sonnige Rundbild zu betrachten. Wie die Wolken am Himmel dahinzogen, so eilten gespenstisch die Schatten über die Ebene; wie weit, wie unendlich weit ist hier die Natur, wie klein der Mensch in ihr!

Der 1. März 1899 brachte uns einen der anstrengendsten Märsche, die wir während der ganzen Expedition gemacht haben. Zunächst ging es von den Höhen hinab noch einmal in die Ebene, dann durch wogende Grasfelder bis an den Fuß des Gebirges. Nachdem wir ungefähr 100 m gestiegen waren, überschritten wir einen wichtigen Kreuzweg, eine gewaltige Talwelle lag vor uns. Wieder stiegen wir eine Stunde. Die Sonne brannte, kein schattenspendender Baum war in der Nähe, vielfach trat das bloße Gestein zu Tage, so daß die Träger mit aller Vorsicht die Füße auf den Boden setzten. An einem Wasserlauf waren die ermatteten Leute kaum noch vorwärts zu bekommen. Mehrere kleine Siedlungen wurden sichtbar; die Bewohner entwichen scheu in die Felsen. Als wir auf der Sohle der zweiten Talwelle angelangt waren, fanden wir große Durha- und Maisfelder, die abgeerntet waren, nur große grüne Kürbisse warteten noch der Reife. Endlich ging es den letzten Berghang in die Höhe, eine weite Ebene breitete sich aus; spitze Dächer wurden sichtbar; es war Joko. Der Kommandeur ließ die Kompagnien aufrücken. In breiter Front ging es auf die Stadt los, die von Wall und Graben umgeben war. Wohl irrten noch einige Schafe in den Straßen umher, und rauchende Feuer, frischer Pferdemist und zahlreiche Hühner und Lebensmittel zeigten an, daß hier noch kürzlich Menschen waren, aber jetzt war die Stadt leer. Während allmählich die Träger kamen und erschöpft ihre Lasten niedersetzten, sah man die Soldaten truppweise zum Wasser ziehen oder die Häuser nach Vorräten durchsuchen.

Joko ist ganz nach Fullah-Art gebaut, viele runde Hütten mit verschiedenen Eingängen, oft untereinander durch Mattenzäune verbunden, sind von einer hohen Strohwand umgeben und bilden ein geschlossenes Ganzes. Durch alle diese übermannshohen geflochtenen Wände werden breite Straßen und Plätze gebildet, so daß Joko einen viel geschlosseneren Eindruck macht, als die Wute-Siedelungen, in denen die Häuser regellos nebeneinander liegen. Diese Fullah-Dörfer mit ihren vielen kleinen Gelassen, Ecken und Winkeln sind sehr unübersichtlich, und es ist schwer, sich zwischen den Zäunen und Hängen zurechtzufinden.

Da die Träger und Soldaten sehr erschöpft waren und der Kommandeur hier auch einen Angriffsplan aufstellen mußte, wurden vier Ruhetage gemacht.

Schon an dem Bau der Stadt und den wenigen zurückgelassenen Hausgeräten konnte man erkennen, daß man in ein anderes Land gekommen war. Zwar besteht die Bevölkerung auch hier noch aus Wutes, aber diese sind dem Fullah-Sultan von Tibati untertan. Die Fullahs sind ein Hirtenvolk, das sich in westöstlicher Richtung über den mittleren Sudan verbreitet hat. Nachdem sie Herren des Landes geworden, wurden sie zum großen Teile seßhaft. Sie unterscheiden sich von den Negern durch ihren schlanken, feinknochigen, sehnigen Körper. Oft sind sie ganz hell, oft tief schwarz gefärbt. Ihr Haar ist wellig und nicht in Büschel oder Gruppen gestellt. Die Fullahs sind Mohammedaner; ihre Kultur ist arabischer Art. Adamaua, ihr Land, ist kein geographischer Begriff, sondern umfaßt das Emirat Jola, dessen Hauptstadt im englischen Nigerien unweit des Benue liegt, mit allen seinen Vasallenstaaten; zu diesen gehört Tibati. Die Fullahs, die sich vielfach mit Haussas und auch mit Angehörigen der unterworfenen Negerstämme vermischt haben, hatten in Joko ihren südlichsten Posten.

Am zweiten Ruhetag erhielten wir eine wichtige Meldung. Der Lamido, so nennt sich der Sultan von Tibati, habe von seinem Kriegslager vor der Stadt Ngambe eine starke Abteilung an den Kimfluß geschickt, um uns am Übergange zu verhindern; sämtliche Fullah-Besatzungen des Landes seien in das Kriegslager abgezogen. Der Lamido war also über unser Kommen unterrichtet.

Von Joko aus standen uns zum Vormarsche zwei Wege offen. Entweder konnte sich der Kommandeur gegen das Kriegslager wenden, wo der Lamido war, oder auf die Hauptstadt Tibati marschieren. Da nun der Übergang über den Kim unter Umständen große Schwierigkeiten machen und der Lamido hier alle seine Streitkräfte vereinigen konnte, erschien es dem Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann von Kamptz angezeigt, sich zunächst gegen die Hauptstadt zu wenden. Auch war dort bei der geringen Entschlußkraft, die dem Schwarzen im allgemeinen eigen ist, eine Überraschung des Feindes nicht ausgeschlossen. Der Lamido mußte, wenn er Tibati halten wollte, sein festes Lager verlassen.

Am 5. setzte sich die Expedition nach Norden auf dem Tibatiwege in Marsch; zwei Haussaleute übernahmen die Führung. Ein beschwerlicher Weg führte durch gebirgiges Land, gewaltige Bodenwellen gab es zu überschreiten. Das Gras war niedrig und spärlich, nur in den Tälern fanden sich Wasserläufe, an denen hin und wieder ein kleines Dorf lag.

Nach zwei Tagemärschen trafen wir auf mehrere große Wute-Dörfer, die von einer Fullah-Siedlung, die über ihnen auf einem Berge lag, beherrscht wurden; erst jenseits des tiefeingeschnittenen Me-Flusses kamen wir in eigentliches Fullah-Land. Nur wenige Späher zeigten sich bei unserem Übergange. Sie trugen weite Beinkleider, lange Toben, — so heißt das faltige Gewand — und den Turban oder die Fullah-Mütze auf dem Kopfe. Sie waren mit Stoßspeeren bewaffnet, trugen den Bogen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken und über den Schultern am Gehänge das breite Schwert. Längs des Flusses war lichter Wald und schönes grünes Weideland, das wie unsere Heide im Sommer aussah. Blumen blühten, Bienen schwirrten umher, und überall lagen, von hohen Mattenzäunen umgeben, große Höfe, in deren Nähe der Boden von Rindern zertreten war. So befanden wir uns denn in dem viehreichen Adamaua.

Am 10. bezogen wir, nur noch wenige Stunden von Tibati entfernt, das Lager. Am 11. wollte der Kommandeur angreifen.

Im Morgennebel ging es auf die Stadt los. Vor mir schritt spähend, die Büchse in der Hand, der Unteroffizier Massadu mit den Leuten an der Spitze. Rechts und links zeigten sich Späher. Es wurde auf sie geschossen, hin und wieder fiel einer; aber immer wieder waren sie da, begleiteten uns und sandten Pfeile herüber. Das Land war leicht gewellt; der weite Gesichtskreis, den man im Wald- und Gebirgsland nicht kennt, erhöhte den Eindruck des Ungewohnten. Gegen 9 Uhr zeigten die Soldaten auf einen fernen, sich vor uns ausbreitenden Buschstreifen — Tibati.

Ein langes Tal lag zwischen uns und der Stadt; durch das Glas erkannte ich Zäune und Dächer. Deutlich zeichnete sich die Umwallung vom Horizont ab. Der Kommandeur setzte den Angriff an. Gellendes Kriegsgeschrei schallte uns entgegen; weiße Gestalten sammelten sich auf den Wällen. Wir meinten, es solle ein heißer Tag werden. Die Kompagnien rückten in

den Grund, wo sie der Sicht des Feindes entzogen waren. Die Kompagnie Nolte entwickelte sich rechts, die meinige links von der Straße. Hinter der Mitte folgten die Artillerie und die Kompagnie Arnim in Kompagniekolonne. Die Kompagnie Buddeberg blieb zur Reserve und zur Deckung des Gepäcks liegen. Noch einige ermunternte Worte, dann hieß es „auf der Grundlinie schwärmen". Wie auf dem Exerzierplatz zogen sich die Reihen auseinander. Der Kommandeur gab den Befehl zum Antreten. Ruhigen Schrittes ging es durch das weite Tal; jetzt stiegen wir die sanfte Erhebung hinan und kaum 30 Schritte waren wir von Wall und Stadtgraben entfernt.

Weiße Gestalten erschienen. Schüsse krachten uns entgegen, Pfeile flogen; aber es waren nur Augenblicke. Schon standen wir am Rande des Grabens; er war tief und breit, aber die Böschung nicht steil; im Nu waren wir unten und am jenseitigen Hang wieder hinauf. Auf dem Wall wuchs eine niedrige lebende Hecke. Wo sich kein Durchlaß fand, schafften ihn die Soldatenmesser; wir waren in Tibati. In wilder Flucht stürzten die Fullahs durch die Stadt. Scharf feuernd setzten wir ihnen nach bis an die ersten Gehöfte. Diese wurden abgesucht und nun zerstreute sich alles in dem Gewirre von Zäunen und Hütten.

Rechts und links knallte es. Schritt um Schritt kämpfend drangen wir bis zur Sultansburg durch. Diese bildete einen Stadtteil für sich. Zahlreiche große Häuser waren von einem 4 m hohen Mattenzaun umgeben. Ein großes Torhaus aus Lehm hatte einen turmartigen Aufbau. Die mächtigen eichenbeschlagenen Flügeltüren waren geschlossen. Sie wurden eingeschlagen, und von Hof zu Hof ergossen sich die Soldaten. Leute beider Kompagnien drangen durch die Sultansgehöfte bis an die andere Seite der Umzäunung, dann weiter durch die Stadt bis an den jenseitigen Grabenrand.

Weithin erstreckten sich dort die Ebene und das Tal des Mengflusses. Über diesen führt eine Furt, an der die Menschen sich drängten, da die Kompagnie Arnim, die geschlossen durch die Stadt gerückt war, dorthin vorging. Überall fielen Schüsse, überall lagen Tote und Verwundete, und in wilder Flucht, meist zu Pferde, suchten die Fullahs nach Norden und Nordosten das Weite.

Es war spät am Nachmittag, als der Kommandeur vor der Sultansburg die Truppe sammelte. Bei der großen Ausdehnung von Tibati war eine Bewachung der Befestigung nicht möglich, nur die gemauerten Torhäuser im Westen und Osten der Stadt erhielten starke Wachen, die sich auch im Falle eines Angriffs dort verteidigen sollten. Die Truppe und die Träger wurden in die den Sultanskraal umgebenden Gehöfte gelegt. Die mit festen Mauern geschützte Moschee und der Sultanskraal wurden als Stützpunkte eingerichtet. Überhaupt gab es nicht wenig zu tun. Die Leichen aus der nächsten Umgebung mußten fortgeschafft und begraben werden. Die Kompagnien besserten die großen Zäune um ihr Quartier, wo sie schadhaft waren, aus, versahen sie mit Schießscharten und legten ringsum Häuser und Zäune nieder, um freies Gesichts- und Schußfeld zu gewinnen.

Es war eine große afrikanische Stadt, die wir heute eingenommen hatten: 6,75 km maßen Wall und Graben, die 187 ha einschlossen. Sie hätten, gut verteidigt, ein furchtbares Hindernis gebildet; aber man hatte wohl nie mit einem Angriff auf die starke Stadt gerechnet. Vielfach war der Wall niedergetreten, und man konnte genau den Wechsel der Kühe ver

folgen, die abends auf bequemem Wege zur Tränke gegangen waren. Man sah, wo sie in den Graben hinuntergerutscht und auf der anderen Seite wieder hinaufgeklettert waren. Vier große und feste Tore mit 5 m hohen Lehmwänden boten im Innern Raum für starke Wachen. Gewaltige Balken trugen ein hohes und spitzes Grasdach; über eine Zugbrücke führte der Weg ins Freie. Vom Südtor aus führte eine breite Straße über den Markt hinweg an der Moschee zum Sultanskraal. Dieser hatte 4 große Höfe, jeder war durch ein besonderes Tor und eine Halle abgeschlossen, in der die Wachen zu sitzen pflegten. Der Boden war mit feinem weißen Sand bestreut und der Aufenthalt in den hohen luftigen Räumen kühl und angenehm. Die Lehmwände waren mit wunderbaren Figuren bemalt. Im innersten Hofe des Königskraals lag die Schatzkammer. Dies Haus hatte besonders starke Wände, seine Decke war aus gestampftem Lehm hergestellt, um die Feuerfestigkeit zu erhöhen. Hier lagen auf großen Holzregalen 38 riesenhafte Elefantenzähne, die die Fullahs auf der Flucht nicht mehr hatten fortschaffen können. Kein Zahn wog unter 100 Pfund, der stärkste hatte 149 Pfund deutschen Gewichtes. Die Vorratshäuser waren mit Mehl und Korn gefüllt, hochbeinige, fette Schafe liefen in der Stadt umher, Hühner und Kapaunen flogen kreischend über die Höfe; einige Esel standen auf den Höfen; aber die großen Rinderherden waren bis auf wenige Tiere fortgetrieben. Diese zeigten jedem, der sich ihnen näherte, sofort mit gesenktem Kopfe die langen spitzen Hörner.

Das Mengtal war belebt von unzähligen Wasservögeln. Große kahlhalsige Geier saßen überall auf den Firsten der Häuser und stürzten sich gierig auf alles, was fortgeworfen wurde. Dann schwebten sie mit trägem Flügelschlag hinüber zum Fluß. Sie ließen sich im weißen Sande nieder, sonnten sich mit ausgebreiteten Flügeln oder gingen schwankenden Schrittes einher, um sich kreischend zu schnäbeln oder grimmig hackend zu beißen, daß die Federn weithin flogen. Heute ging es ihnen besonders gut. Überall lagen die Gefallenen, starr den Blick zum Himmel gerichtet, in der weiten Ebene. Bei den Gefechten im Wald oder im hohen Gras bekommt man selten Gefallene zu Gesicht. Meist schaffen die Stammesgenossen sie fort, oder die Verwundeten schleppen sich in einen versteckten Winkel, um still zu sterben. Hier lagen sie Mann bei Mann mit der Kugel in der Brust oder dem Bajonettstich im Rücken.

Die Soldaten trugen Betten, Haus- und Küchengeräte in ihre Quartiere. Auf dem inneren Hofe des Sultanskraals lag die Beute aufgehäuft; neben den Elefantenzähnen Zeuge, Pulver, Gewehre, Revolverpatronen, fertige Gewänder, Leopardenfelle, geflochtene Körbe und Matten, Messer und Wurfeisen, Sättel, Zaumzeuge, Panzer — kurz alles, was die Schatz- und Waffenkammer eines Sudan-Herrschers birgt.

Es wurde dunkel. Die Soldaten schleppten trockenes Holz herbei und zündeten große Feuer an. In Mörsern stampften sie Korn; bei Durrhabier und Schaffleisch sangen sie ihre heimischen Weisen. Wir saßen im Königskraale des Lamido, der sich alle Übergriffe und Sklavenjagden hatte zuschulden kommen lassen und der deutschen Flagge stets mit Hohn begegnet war.

Wenige Wochen später nahmen wir auch sein Kriegslager ein, aus dem er bei unserem Herannahen eiligst nach Norden entwichen war.

Aus Dominik, Kamerun.

Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika.

1. Deutsch-Südwestafrika.

In Deutsch-Südwestafrika dehnen sich wohl weite, unfruchtbare Wüstengebiete aus, die einen trostlosen Eindruck machen, sie bilden aber doch nur die unansehnliche Schale eines goldenen Kerns. Vor allem aber muß man, um die Schönheit und den Wert des Schutzgebiets erkennen zu können, die großen, vielbegangenen Heerstraßen meiden, an denen der auf- und abflutende Verkehr die Weiden vernichtet und dem Lande ein Aussehen verleiht, das dem der Seitenlandschaften des Innern nicht entspricht. Und so kann denn nur derjenige — der wandernde Händler, der Farmer, der Jäger und Soldat — der weitab von den Straßen und Wohnungen der Menschen das weite Feld durchschweift, der über Berg und Fluß, durch Tal und Wald vordringt, die Eigenart und den Wert eines Landes wie Südwestafrika voll erkennen; nicht aber der, welcher, und wenn auch hundertmal, die großen Straßen hinaufzieht, die der Verkehr geschaffen hat.

Wenn wir, von der Küste herkommend, die großen Wüstenflächen mit ihren tief in das Urgestein eingeschnittenen Flußläufen und den flugsandbewehten Gebirgen durchquert haben, erreichen wir in den Wüstensteppen die Gebiete beginnenden Pflanzenwuchses. Noch liegen die wildzerrissenen Bergzüge kahl unter dem Glast der Sonne da, aber an ihren Abstürzen, in den Regenschluchten, an den Betten der Rinnsale, der Bäche und Flüsse sprießen schon dürftige Gräser und Büsche; niedrige kriechende Bäume zeigen sich hier und dort in den bereits wildreichen Ebenen.

Wir dringen weiter vor, und immer lieblicher wird das Land, bis wir es, wenn wir dem Lauf des Swakop folgen, bald in seiner ganzen Schönheit erschauen dürfen. Weite Hochebenen öffnen sich vor uns, unendliche Flächen, ein wogendes Meer gelben Grases, Haine riesiger, dichtbelaubter Dornbäume spenden an den Flußläufen dem Wanderer Schatten, und voll Entzücken ruht sein Auge auf den Felsgebirgen, auf diesem Gewirr von Kuppen und Gipfeln,

von massigen Rücken und Graten, hinter denen sich in duftiger Ferne neue Hochlandschaften auftürmen. Schon bedecken sich auch hier die schroffen Hänge der Gebirge mit saftigen, kräuterreichen Bergweiden; die Ebenen zeigen das Gepräge der Parklandschaft; wie grüne Inseln tauchen Baum- und Buschgruppen aus ihrem Grase empor.

Wer die sanften Hügelwellen des Damaralandes, das Schluchtengewirr der wildromantischen Bergländer der Hochebene von Rehoboth, wer die weiten baumlosen Grassteppen des Namalandes sehenden Auges durchschritten hat, der wird mit mir einer Meinung sein, daß diese Länder es verdienen, deutsch zu sein.

Und doch ist Deutsch-Südwestafrika in seinem Hauptteil ein trockenes Land. Mit Ausnahme der Grenzströme, des Kunene, Okavango, Sambesi und Oranje finden sich nur periodische Flüsse, die in der Zeit der großen Regen, vom Januar bis April, oft gewaltige Wassermassen führen, die jedoch ebenso schnell abfließen, wie sie gekommen sind. Es liegt dies in dem Aufbau des Landes begründet, das von seinen ziemlich die Mitte des langgestreckten Gebietes haltenden höchsten Erhebungen und Wasserscheiden in gewaltigen Terrassen nach Osten und Westen abfällt. Die Flüsse haben daher meist starken Fall. Hierzu kommt, daß ein Feuchtigkeitsersatz durch Niederschläge in den meist völlig regenlosen Monaten Mai bis Dezember nicht eintritt, dagegen die Verdunstung infolge der innerhalb dieser Zeit immer mehr steigenden Trockenheit der Luft außerordentlich groß wird. Lediglich in den in der Ebene liegenden Teilen des Flußbetts oder dort, wo Felsenriffe das Bett schneiden und die Wasser aufstauen, oder endlich in Löchern und Becken, die sich häufig in den Flußbetten finden, hält sich offenes Wasser noch längere Zeit nach dem letzten Regen. Da jedoch die Mehrzahl der größeren Flüsse auch in der Trockenzeit unterirdisch, d. h. unter der oberen Sandschicht, schwach strömendes Wasser führt, so sind die Bewohner Südwestafrikas von jeher daran gewöhnt, sich durch mehr oder weniger tief gegrabene Brunnen die Schätze des Grundwasserstroms zu erschließen. So ist, wenn auch Quellen (Fontänen) und größere oder kleinere Teiche, meist Sammelstellen im Lehmboden, sogenannte „Vleys“, sich über das ganze Land verstreut finden, doch die Mehrzahl der Siedlungen an den Lauf der Flüsse gebunden. Durch diese für ganz Südwestafrika gleichen Verhältnisse erklärt sich das Nomadenhafte seiner eingeborenen Völker und zum Teil auch der eingewanderten Weißen; der zum größten Teil durch die Missionare erzeugte Drang nach festen Wohnsitzen nötigte in der Zeit der beginnenden Seßhaftigkeit die Ansiedler, nach ganz besonders günstigen Stellen des Landes zu suchen. Nur dort wurde die Anlage fester Siedlungen möglich, wo zu jeder Zeit genug Wasser zur Erhaltung der Herden vorhanden war. So entstanden, zunächst unter dem Einflusse der Missionare, denen nach der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen die Regierung, die Schutztruppe, die Ansiedler folgten, Gemeinden an den Örtlichkeiten, die offenes Wasser besitzen. Bald jedoch ging man, nach dem Beispiel der nahen Kapkolonie dazu über, den Wasserreichtum künstlich zu heben. Der Brunnenbohrer und der Techniker erscheinen auf dem Plan, und unter ihrer Hilfe bricht vom offenen Wasser aus der Farmer auf, um durch die künstliche Schaffung von Wasser, durch Bohrungen und Dammbauten sich und seinen Herden Gebiete voll herrlichen Weidegrases zu erschließen, die bis dahin infolge des Fehlens von Wasserstellen tot und unbenutzt dalagen.

Und so sehen wir in Südwestafrika ein Land der Kulturoasen entstehen, die räumlich oft weit getrennt sind durch Landschaften, die noch heute nur in der Regenzeit dem Nomadenleben Unterhalt bieten, mit deren schrittweiser Eroberung man jedoch jetzt bereits beschäftigt ist. Kurd Schwabe.

2. Eine Mondnacht in Deutsch-Südwestafrika.

Wer immer über Afrika geschrieben hat, der kommt in seinen Schilderungen auf die großartige Lichtfülle zu sprechen, welche die Sonne des dunklen Erdteils über seine unermeßlichen Landschaften ausgießt und mit der sie die ausgedörrten und lebensarmen Fluren belebt und verschönert. Wenige aber haben über die prachtvollen Mond- und Sternennächte berichtet; dennoch sind diese in ihrer Art herrlicher und anziehender als die allzu blendende Lichtfülle des Tages. Diese verklärt zwar die großartige afrikanische Natur, aber auf die Dauer wird sie dem schwachen Auge unzuträglich. Hingegen erhellt der Mond mit seinem hier in Afrika geradezu zauberhaften Glanze die Fluren genug, um auch dem schwächeren Blick alle Einzelheiten der Umgegend erkennen zu lassen, ohne aber dabei die Wildheit der Berge und Klüfte aufzudecken.

Ich bin in stiller afrikanischer Waldeinsamkeit, weit von jeder menschlichen Wohnung. Über Felsen und Sanddünen, durch Walddickicht und Flußbetten läuft unser Ochsengespann rüstig dem Klosterheim von Windhuk zu, das wir mit dem ersten Morgengrauen zu erreichen gedenken. Ich verlasse die Karre und schreite ruhig hinterher. Ich verlasse auch und vergesse meine Reisegefährten, um Ohr, Auge und Herz den Schönheiten der Natur zu öffnen. Der Abend senkt sich still auf Berg und Tal hernieder. Die Sonne ist untergegangen. Nur noch der westliche Himmel ist von ihrem Purpur gerötet. Auch die Bergriesen tauchen ihre Häupter noch in den letzten Sonnenstrahl, der bald zu verglühen droht. Im Osten, am wolkenlosen, nebelfreien Horizont, steigt der stille Mond über die Gebirgskämme herauf und gießt sein weißes Licht in reicher Fülle auf den roten Mantel nieder, mit dem die Abenddämmerung Himmel und Erde zudeckt. Welch eine Licht- und Farbenpracht! Da gibts keine end- und leblose Einöde vor dem erstaunten Blicke. Alles lebt, alles ist Licht, alles regt sich, von feenhaftem Zauberglanze umflossen. Die kahlen Felsgesteine der großen Berge der Umgegend zucken und blitzen, wie Nachtgeister schweben sie über der verklärten Natur. Tragen die Bergspitzen auch keine zerfallenen Burgruinen, deren morsche Mauern sich im Mondlichte verjüngen und beleben, hier in Afrika hat die Natur selbst Riesendenkmäler geschaffen. Hier ein Berg, der gleich einer Pyramide seine feurige Spitze zum Himmel erhebt, dort Felsenvorsprünge, durch die Kraft der Natur fester und kühner gebaut als Ritterburgen von Menschenhänden.

Die Nacht ist weiter vorgerückt. Wüstenstille ringsum, kein Raubtier läßt seine Stimme erschallen, obgleich sie jetzt alle auf Beute ausgehen. Im Tale plätschert keine Quelle, keine Stimme erschallt in den Bäumen, kein Rauschen regt sich in ihren Blättern. Nur das eintönige Rasseln des Ochsenwagens höre ich, und das vermag die Feierstille nicht zu trüben. Die

letzten Strahlen der Sonne sind entschwunden, am tiefblauen Himmelsgewölbe zeigt sich kein Wölkchen, kein Nebelschleier. Der Mond behauptet dort seine milde Herrschaft über das Heer der Sterne. „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin“, singt man wohl im nebelreichen Deutschland, wo oft der Mond mit seinem ohnehin schon viel blasseren Gesichte durch die Wolken und den grauen Dunstschleier nicht blicken kann. Hier in Afrika ist sein Gesicht voller, und ohne Nebelkranz leuchtet er immer hernieder. Hell und weiß fällt sein magisches Licht durch die reine, durchsichtige Luft. Die Nacht ist zum vollen Tage geworden. Ich versuche zu schreiben. Keine Anstrengung ist vonnöten. Ich lese und lasse selbst den direkten Schein nicht auf das Blatt fallen. Ich vermag es. Unser Wagen wird von 14 Ochsen gezogen. Aber dieses Gespann verfehlt auch keinen Augenblick den am Tage kaum sichtbaren Weg, der sich durch dichte Dornbüsche hindurchwindet und mitunter an schroffen Felsabhängen vorbeiführt. Kein Tier tut einen Fehltritt. Jetzt verstehe ich auch, obgleich noch ein Neuling, daß man hier sehr oft die Nachtzeit zum Reisen benutzt, sei es, daß man auf Pferde oder Maulesel reiten oder einsam in dem mit vielen Ochsen bespannten Wagen hocken muß.

Immer und immer schaue ich wieder auf den klaren Himmel, auf die lichtüberströmte Landschaft, bis ich in später Mitternacht vor Windhuk an unserem Klosterheim stehe. Vom Missionshügel herab werfe ich noch einen Blick auf die vor mir liegende Stadt mit ihren niederen Häusern und auf die Umgebung. Wie lauter Silber glänzen die Wellblechdächer der einzelnen Häuser, die genau kenntlich sind. Über die Stadt hinaus erblicke ich die Eros- und Auasberge, deren lichte Kämme einem Glorienschein gleichen, von dem Windhuk umflossen ist. Ich schaue zurück nach Westen, von wo ich gekommen und sehe die langgestreckte Hochebene einem klaren, unermeßlichen Meeresspiegel gleich. Nur ganz in der Ferne tauchen die Höhenzüge auf, die ich überschritten, und sie allein wehren dem über die weite Silberfläche schwebenden Auge den Ausblick. P. Joseph Krein.

3. Eine Fahrt nach Rehoboth.

Das Tal des Kuiseb selbst ist mit großen Anabäumen bestanden, in deren Schatten wir einen Ruhetag machten. Unseren Ochsen tat dieser Ruhetag sehr gut; sie konnten sich an den reichlich am Boden liegenden, abgefallenen Schoten dieser Akazienart einmal wieder nach der entbehrungsreichen Reise über die Namib, den wüsten Küstenstrich, gründlich den Magen füllen und zu der bevorstehenden schlechtesten Strecke des Weges neue Kräfte sammeln.

Wo der Weg den Fluß überschreitet und auf seiner linken Seite über das wildeste und zerrissenste Gebirge zur Hochfläche aufsteigt, von wo er dann auf ebenem Gelände bis nach Rehoboth weiterführt, ist die schrecklichste Strecke, die ich im ganzen Lande kenne. Selbst die Auasberge bei Windhuk sind ein Kinderspiel dagegen. Auf einer Stelle macht der Weg einen kurzen Bogen. An seiner einen Seite steigt der Berg schroff in die Höhe, auf der andern fällt er steil einige hundert Fuß ab; auf einem

schmalen Rande, ungefähr in halber Höhe des Berges, führt der Weg an diesem entlang. Um ein Abgleiten des Wagens von dem schiefen Wege und ein Hinunterstürzen in die Tiefe zu verhindern, wurde eine Anzahl von Ochsenriemen zusammengebunden, am Wagen befestigt, über das Zelt geführt und von einem halben Dutzend an dem Berge über dem Wagen befindlicher Leute gehalten. So wurde mit größter Vorsicht ein Wagen nach dem andern an der gefährlichen Stelle vorbei bugsiert.

Wenn man oben auf der Hochfläche angekommen, einen Blick in das Höllental zurückwirft, sieht es aus wie eine vom wildesten Sturm zerrissene Meeresoberfläche, auf der die Wellen kreuz und quer sich wild gegeneinander türmen und plötzlich erstarrt sind. Zwischen diesen Klippen hindurch windet sich der Weg nach oben, auf- und absteigend und die Rücken überkletternd, bis er endlich aus dem wilden Gewirr heraus auf die sich unendlich ausdehnende Hochebene kommt. Auf der steilsten Stelle blieb ich hinter dem Wagen und legte schnell, sobald die Ochsen ihn mit großer Mühe ein paar Meter aufwärts gebracht hatten und ausschnaufend stillstanden, ein paar Steine hinter die Räder, um sie am Zurückrollen zu hindern. Zweimal mußten wir die halben Frachten abladen, mit der Hälfte hinauffahren und die andere Hälfte hinterhertragen. Bei der letzten Höhe konnten die Ochsen nicht mehr; wir mußten zwei Gespanne vor jeden Wagen nehmen und am andern Morgen die beiden andern Wagen mit je zwei Gespannen nachholen.

Es war am 12. April 1889. Während der ganzen Regenzeit war es trocken gewesen, kein Tropfen war in dieser Gegend gefallen, und das Feld war vollständig ausgedörrt. Unterwegs schon hatten die Bastards gejammert: „Was sollen unsere Rinder fressen, wenn in diesem Jahre kein neues Gras wächst!" Aber der Himmel hatte ein Einsehen; es stellte sich ein fünftägiger, ununterbrochener Landregen ein, der am Weiterfahren hinderte. Wenn auch die Tage Ende April schon kurz und die Nächte kühl sind, hatte dieser Regen, dem später noch mehrere folgten, den Segen, daß das Gras noch genügend wuchs und in diesem Jahre sich kein Weidemangel einstellte.

Während die Regenzeit in der Regel mit starken Gewittern einsetzt, die nachmittags gegen 4 Uhr anfangen und selten länger als bis 8 Uhr anhalten, gibt es gegen Ende der Regenzeit häufig Landregen, die ohne Unterbrechung tagelang gleichmäßig andauern. Im Süden stellen sich im Juni und Juli auch noch Winterregen ein, die gleichfalls Landregen sind. Auf Aub fiel sogar einmal während meiner dortigen Anwesenheit 2 Zoll hoher Schnee, der mehrere Tage liegen blieb.

Nach Aufhören des Regens konnten wir dann ohne Beschwerden weiterfahren; unsere Ochsen hatten sich erholt, und in flottem Schritt ging es jetzt dem nahen Ziele zu. Zuletzt ging es Tag und Nacht durch; die Reise war zu Ende; die Bastards hatten Sehnsucht nach ihren Frauen und Kindern, und da es nicht mehr nötig war, die Kraft der Ochsen für bevorstehende Leistungen zu sparen, ging es ohne Rücksicht darauf los, so daß, als wir in Rehoboth morgens um 4 Uhr vor dem Hause unseres Fuhrmannes anlangten, mehrere Ochsen kraftlos zusammenbrachen. Nach Ludwig Conradt.

4. Das Ovamboland.

Das Ovamboland ist der nördlichste Teil unseres Schutzgebietes. Es ist in mehrere voneinander unabhängige Stämme geteilt. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der noch Selbstherrscher im wahrsten Sinne des Wortes ist. An Bevölkerung wird das Ovamboland nach Ansicht der Missionare mehr als 100 000 Menschen zählen, und man kann annehmen, daß die Ovambo mindestens 10 bis 15 000 Krieger aufbringen könnten. Sie waren aber ihren Nachbarn nicht gewachsen, und die Handvoll Hottentotten des Kaokofeldes, die jahrelang mit ihnen Krieg geführt und Tausende von Rindern geraubt hatten, hatten wenig Furcht vor ihnen. Noch ist ihre militärische Kraft nicht einheitlich zusammengeschlossen, sondern in viele kleine Stämme zersplittert, die aufeinander eifersüchtig und fortwährend in gegenseitiger Fehde begriffen sind.

Was den Zustand in Ovamboland für den Europäer so unsicher und unzuverlässig macht, ist der Umstand, das Recht und Gerechtigkeit in unserem Sinne nicht besteht, sondern alles von der Willkür des Häuptlings abhängt. In diesem Sinne kann man europäerfreundliche und europäerfeindliche Stämme unterscheiden; aber auch in den Gebieten jener Stämme ist der Europäer seines Lebens nicht mehr sicher, sobald ein Häuptling stirbt. Dann herrscht wochenlang die vollste Rechtlosigkeit; Mord und Totschlag sind an der Tagesordnung, der ganze Stamm befindet sich in Aufruhr, und wehe den Weißen, die sich gerade in dieser Zeit in dem Gebiet aufhalten. Das wissen die Missionare ganz genau, mit denen ich mich gerade über diese Unsicherheit auf das ausführlichste unterhalten habe. Sie wissen, daß ihnen der Tod droht, wenn einer der Häuptlinge stirbt. Überhaupt spielt das Leben eines Menschen dort eine geringe Rolle. Der gegenseitige Mord ist sogar in der Familie nichts Ungewöhnliches und geschieht stets in hinterlistiger Weise, ohne daß die Außenwelt viel davon erfährt.

Unsere ganze Reise durch das Ovamboland ist glatt verlaufen ohne irgendwelche Störung oder Schwierigkeit mit den Bewohnern. Der Grund hierfür mag wohl der gewesen sein, daß mein Name bei den Ovambo in freundlicher Weise bekannt war. Wir hatten schon seit dem Jahre 1892 Hunderte von Ovambo in den Otavi-Minen beschäftigt, die sich als Arbeiter sehr bewährt hatten; und die Ovambohäuptlinge hatten schon seit Jahren den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. In der Tat wurden wir auch überall auf das freundlichste aufgenommen, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß wir in allen Dörfern auf das reichlichste mit Kaffernbier bewirtet wurden.

Interessant war unser Besuch bei einem der gefürchtetsten Häuptlinge. Die Ovambohäuptlinge haben die Gewohnheit, die Besucher, auch wenn es Weiße sind, gewöhnlich recht lange warten zu lassen. Ich hatte ihm mitteilen lassen, daß ich nicht warten, sondern sofort wieder meiner Wege gehen würde. In der Tat wurden wir auch sofort empfangen. Mein Begleiter hatte für alle Fälle einen geladenen Revolver in der Tasche. Der Häuptling saß auf einem Stuhl, er hatte europäische Kleidung an. Neben ihm kniete sein Ratgeber, ein dicker, großer Ovambo mit einem schlauen Bauerngesichte. Für uns standen zwei Stühle dem Häuptling gegenüber bereit.

Ich habe selten ein so häßliches Gesicht gesehen wie das dieses Häuptlings. Er blickte unausgesetzt vor sich hin, nur selten streifte uns ein scheuer

Blick. Nach dem Austausch einiger Begrüßungsworte entstand eine Pause, die ich absichtlich etwas lang werden ließ, weil ich merkte, daß er etwas verlegen wurde. Endlich sagte ich, daß wir sehr durstig seien, und daß wir gern etwas Bier trinken möchten. Fast unmerklich glitt ein Lächeln über seine Züge. Ganz leise sprach er einige Worte. Plötzlich erschien eine Ovambofrau, ließ sich auf die Knie vor ihm nieder, erhielt mit gesenktem Blick ihren Auftrag, wobei wir nur hörten: „Ja Herr und Löwe." Dann erhob sie sich, ging, den Blick auf den Boden, rückwärts bis zur Tür und verschwand eiligst. Sie brachte zwei Becher Bier, wir leerten sie und verabschiedeten uns auf das freundlichste.

Der Marsch durch die herrlichen Parklandschaften des Ovambolandes mit ihren Palmenhainen, den Eingeborenendörfern und ihren bestellten Feldern wird uns unvergeßlich bleiben. Ohne Schwierigkeit erreichten wir den Kunene. Der Übergang über diesen nördlichen Grenzfluß unserer Kolonie war wegen der vielen Krokodile nicht ganz ungefährlich, ging aber ohne Unfall von statten. In der ersten portugiesischen Militärstation teilte ich meine Expedition. Ich selber ging, mit der allernotwendigsten Begleitung, gerade nach Westen zu dem ersten Kunene-Fall. Dieses Gebiet unterhalb der Wasserfälle war fast unbekannt, und wir hörten die tollsten Gerüchte über seine Wildheit und Unwegsamkeit. In der Tat übertraf die Wirklichkeit noch diese Gerüchte. Während das Land oberhalb des ersten Wasserfalles das Aussehen des Ovambolandes hat und zur Hochebene gehört, treten wir unterhalb in ein wildes Gebirgsgebiet ein, das von einer fast undurchdringlichen Dornbuschsteppe überdeckt ist. An die Ritte durch dieses Gebiet, an unsere Fußmärsche zum Besteigen der Hügel und Berge behufs Aufnahme einer Landkarte werden wir zeitlebens zurückdenken. Hier ist noch das wildeste Afrika. Hier war damals auch noch das afrikanische Großwild in großer Zahl vertreten: Elefantenherden zu mehreren hundert Stück, Rhinozerosse, Flußpferde, Giraffen und alle Antilopenarten. Auch der Löwe tritt hier zahlreich auf. Eines Nachts besuchte uns ein großer männlicher Löwe sogar im Lager und richtete eine tolle Verwirrung unter unseren Pferden an, die sich alle losgerissen hatten und schnaubend und stampfend umherliefen. Mit Feuerbränden konnten wir ihn noch vertreiben. Natürlich schossen wir auch, trafen ihn aber leider nicht.

Das landschaftlich interessanteste und großartigste Schauspiel bot der dritte Kunene-Fall, den wohl noch kein Weißer gesehen hatte. Hundert Meter tief stürzt hier der Kunene in ein enges Felsental. In der Regenzeit, wenn der Strom seinen höchsten Wasserstand hat, wird dieser Wasserfall kaum dem Niagarafall in Nordamerika oder den Viktoria-Fällen des Zambesi nachstehen.

Von Dr. Georg Hartmann.

---

5. Eine Kriegsfahrt auf der Eisenbahn nach Windhuk.

Der Zug bestand aus einer endlosen Reihe von kleinen rohen Sandwagen; davor waren fünf oder sieben ganz kleine Maschinen gespannt. Wir wurden auf die Wagen verteilt und stiegen ein. Dann ging es langsam mit Fauchen und Stoßen und Klappern hinein ins Land.

Es ging immer bergan, Stunde auf Stunde. Soweit wir zu beiden Seiten und nach vorne sahen, war nichts da als weißgelbe Sanddünen, die zuweilen machtvoll emporstiegen. Wir standen und hockten und saßen dicht gedrückt in den kleinen offenen Wagen. Von der drückenden Hitze immer durstig, waren wir eifrig und sorglos bei unseren Wassersäcken. Wir waren noch so sorglos, daß wir den Kaffee, den wir uns in Swakopmund auf dem Bahnhof gebraut hatten, weggossen, als wir schmeckten, daß er sauer wurde. Ein- oder zweimal wurde gehalten, damit wir die lahm gestandenen oder gesessenen Beine ein wenig vertraten. Am Spätnachmittag wurde an einer Stelle die Steigung so stark, daß der Zug in drei Teile geteilt wurde, damit er so stückweise auf die mächtige Höhe käme. Da wir alle Mann nachschoben, kam er glücklich hinauf. Dann ging es wieder etwas rascher weiter, immer durch gelbe Sanddünen, immer weiter bergan. Abends erreichten wir die Höhe. Hinter uns lief der abfallende Sandweg bis zum Meer, das fünfzig Kilometer zurück, unten in der Ferne lag. Dicht vor uns stand ein ungeheures, schrecklich wildes Gebirge.

Ich hatte niemals ein Gebirge gesehen. Aber nicht allein ich und die anderen Norddeutschen, sondern auch die Bayern staunten. Ganz nah vor uns, und fern und ferner ragten ungeheure nackte Felsen zum blauen Himmel empor. Einige waren von der Abendsonne beschienen und leuchteten hell und hart; andere, der Sonne abgewandt, drohten finster und fürchterlich, oft dicht über uns. Hier und da hatten alte, ungeheure Mächte gewaltet, Stücke vom Felsen abgeschlagen und in die Tiefe gestürzt, andere Stücke, schon angerillt, hingen in ungeheurer Höhe, als ob sie jeden Augenblick abstürzen wollten. Kleine Mächte konnten auch hier nicht existieren. Wir sahen keinen Strauch, nicht einmal einen Grashalm, und kein Tier. Nur wir Menschen rollten auf unseren knarrenden Wägelein, drollig anzusehen, durch das ungeheure tote Wunderwerk.

Wir hielten an einer kleinen Station, einem kahlen Wellblechhaus, und kochten uns Kaffee und Reis. Als wir wieder aufstiegen, wurde uns befohlen, den Mündungsdeckel von unseren Gewehren abzunehmen und zu laden. Ich tat es mit einem wunderlich unbehaglichen Gefühl. Dann ging es mit lautem Getöse, das häßlich und hart widerhallte, in die helle graue Nacht hinein. Es ging immer in einem tiefen, schmalen Tal entlang; zu beiden Seiten stiegen hohe Felsen empor. Viele von uns kauerten schlaftrunken, andere standen, andere saßen auf dem Wagenrand; jeder hatte seine weiße Wolldecke um sich gelegt. Wir sagten nicht viel. Viele waren wohl mit ihren Gedanken zu Hause, oder sahen sich heimkommen und von allen geschauten Wundern fröhlich erzählen. Viele dachten wohl, wie der Feind von jedem Felsen herab auf unser Knäuel von Menschen schießen könnte, während wir, fast wehrlos, langsam vorüberfuhren. So brüteten wir müde und hungrig und an den Gliedern zerschlagen. Am weiten klaren Himmel standen auf hellem blauen Grunde unzählige goldblickende Sterne. Das war wohl ein schönes, erhabenes Bild. Doch war es nicht so schön, weder so mächtig, noch so ruhevoll, wie in der Heimat. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Die Nacht war unfreundlich kalt.

Wir fuhren auch noch den größten Teil des anderen Tages, der wieder sehr heiß und sonnig war, in den Tälern des schrecklichen kahlen Gebirges. Da wir meinten, daß wir unsere Wassersäcke an einer der nächsten Stationen wieder füllen könnten, tranken wir, bis sie leer waren. Als wir aber dann

am Mittag wirklich an einer Station hielten und die Maschine Wasser bekam und wir uns auch nehmen durften, konnten wir es nicht trinken, weil es widerlich salzig war. Zu der Zeit war uns auch das Brot ausgegangen. Wir kochten von unserem Reis eine Handvoll halb gar und aßen es. Die Geschirre wischten wir ein wenig mit Sand aus. Dann ging es weiter. Mancher griff zu den eisernen Portionen, die er im Tornister hatte, obgleich verboten war, davon zu nehmen. Aber viel schlimmer als der Hunger war der Durst. Wir hatten keine Feuchtigkeit im Munde, die Lippen ein wenig naß zu machen. Dürr und heiß ging der Atemzug durch die trockene Mundhöhle. Dürre, brandige Trocknis stieg wie mit Sporen und Stacheln immer tiefer in den Hals hinab.

Am Nachmittag kamen wir endlich aus dem Gebirge heraus und kamen auf eine weite Ebene.

Wir machten lange Hälse, als wir herauskamen. Wir meinten, nun endlich, nun wir zuerst die aufsteigenden Dünen, dann das wilde Gebirge hinter uns hatten, mußten die wunderschönen Palmenhaine kommen. Aber was wir sahen, war eine weite, weite Hochebene von rötlichgelber Erde, dürftig bestanden mit grobem, gelblichem, trockenem Grase, das kniehoch wie dünner Roggen wehte. In dem Grase standen verstreut, bald lichter, bald dichter, feste dornige Büsche, anfangs nur mannshoch, dann drei und vier Meter hoch. Sie standen zuletzt so dicht, daß sie mit den Kronen aneinander stießen. In der Ferne sah man aus dieser weiten, weiten Ebene, hier und da, plötzlich einzelne hohe Bergkegel steil aufsteigen. Einmal, zweimal sahen wir vor uns, in weiter, weiter Ferne, ein wenig über der Ebene, in der heißen zitternden Luft flimmernd, das, was wir zu sehen begehrten; hohe, fruchtbare Bäume und blaue Flächen wie Wasserteiche. Aber sie verschwanden wieder und waren Nebelbilder.

Obgleich wir mit dem, was wir sahen, lange nicht zufrieden waren, wurde unsere Stimmung doch etwas besser. Es gab immer etwas zu sehen. Ein fremdes, rehartiges Tier jagte in Rudeln durch das lange, wogende, gelbliche Gras; ein unbekannter bunter Vogel, papageienartig, flog auf. Die runden, spitzen Bergkegel standen scharf in der Sonne; genau sah man an ihrem Abhang und zu ihren Füßen klippige Felsenhaufen, welche von ihren Höhen hinabgestürzt waren. Je weiter wir kamen, wurde Gras und Buschwerk ein weniger saftiger, und das Bild ein wenig freundlicher. Alles, was wir sahen, das Nahe und Ferne, stand scharf in der wunderbaren klaren Luft.

Wir waren ein wenig munterer geworden, trotz unseres Durstes; da kamen wir zu der ersten Haltestelle, welche die Schwarzen zerstört hatten. Sie hatten das bescheidene Haus ausgebrannt, das Wellblechdach heruntergerissen, den kleinen Hausrat zerschlagen, den Rest mitgenommen. In dem schmalen, dürftigen Garten, dem man noch ansah, mit welcher Mühe deutsche Hände ihn in dem dünnen Erdreich gepflegt hatten, lag ein Haufen weißer Steine. Darunter lag, einen Meter tief in dem dürren Sand verscharrt, der Streckenwärter mit seiner Frau, von den Schwarzen überfallen und erschlagen. Die fünf oder sechs Matrosen vom Habicht, welche die Haltestelle zurzeit besetzt hielten, hatten aus Kistenholz ein Kreuz zusammengenagelt und mit stumpfer Bleifeder die Namen der Erschlagenen aufgeschrieben, und darunter: „Fielen von Mörderhand“. Die Fensteröffnungen hatten sie mit blechernen Zementfässern und mit Säcken voll Sand verschanzt.

Die Matrosen waren sehr ernst und still. Ihre Uniform war schmutzig und ganz zerschlissen. Einer trat an den Wagen heran, in welchem ich saß, und sagte: „Ihr werdet noch viel Arbeit bekommen. Wir sind seit drei Wochen nicht aus den Kleidern gekommen." Ich sagte: „Wir wissen wenig. Wie steht es?" „Wie steht es?" sagte er. „Wir haben schwere Verluste gehabt." „Tote?" sagte einer von uns. „Tote?" sagte der Matrose verwundert, „wir haben in den letzten Wochen wieder über vierzig Tote. Sie schießen gut und mit guten Gewehren, nämlich mit denen, die wir ihnen verkauft haben, oder die sie unseren Magazinen oder unseren Toten abgenommen haben." „So! so!" sagten wir. „Ich will Euch wünschen", sagte er, „daß Ihr alle wieder zu Muttern kommt." Die Tagfahrt war wieder lang und durstig und die Glieder waren ganz zerschlagen. Gegen Abend kamen wir an einen größeren Bahnhof und schliefen in einer Baracke aus Wellblech an der Erde, in unsere Decken gewickelt, den Tornister unter dem Kopf. Als ich am frühen Morgen, bevor der Tag graute, erwachte, und mein Nebenmann, ein kleiner Thüringer, es merkte, sagte er leise zu mir: „Ich weiß nicht, was das werden soll, wenn ich nicht wieder nach Hause komme; ich bin der Älteste und habe fünf Geschwister, und mein Vater ist kränklich, wenn der Alte stirbt, muß ich zu Hause sein und für alle sorgen." Ich sagte: „Du wirst wohl wieder heimkommen." „Das muß ich," sagte er. Dann lag er still. Als ich den Kopf ein wenig zur Seite wandte, sah er mit scharfen Augen nach oben. Ich glaube, daß er das Wellblechhaus, gegen das er blickte, gar nicht sah, sondern er sah Stube und Stall seines Elternhauses.

Als ich an diesem Morgen von ungefähr um das Bahnhofsgebäude herumging, sah ich die ersten Feinde, einen Gefangenen und sein Weib. Er war ein langer Mann von starkem und stolzem Körper, halb nackt mit einem gedankenlosen gleichgültigen Ausdruck in dem ruhigen und finsteren Gesichte. Das Weib war ältlich und sehr häßlich.

Am anderen Mittag ging die Fahrt weiter, immer weiter durch das ebene Land, das nur etwas fruchtbarer und etwas dichter mit dem gelben, langen Gras und den Büschen, und nun auch einzelnen Bäumen besetzt war; aber es war doch alles graugrün und dürr. Die Haltestellen, an denen wir vorüberkamen, waren fast alle zerstört, neben mancher lag ein Haufe weißer Steine, welcher ein Grab bedeutete. Mitten in der nächsten Nacht kamen wir an ein großes Bahnhofsgebäude, dessen Fenster zu Schießscharten vermauert waren. In drei, vier Wellblechschuppen war viel Proviant aufgehäuft. Im viereckigen Hof einer Feste, die da war, bekamen wir endlich eine ordentliche Mahlzeit, nämlich Erbsensuppe mit Fleisch und Reis.

Am anderen, dem vierten und letzten Tag der Fahrt, wurde das Land noch fruchtbarer und freundlicher. In der Nähe und Ferne standen zuweilen in hohem Gras oder Buschwerk in Gruppen starke Bäume, die wie Eichen aussahen. Dazwischen lief ein breiter Streifen gelben Sandes, das ausgetrocknete Bett eines Flusses. Da waren im Dezember vorigen Jahres drei Tage lang Wellen entlang getanzt; man sah noch im Sande ihre Sprünge; aber nun war es und blieb auf ein Jahr, vielleicht auf drei, ganz und gar trocken. So waren alle Flüsse im Lande, die wir getroffen haben; Sandstreifen waren sie, einen oder einen halben Meter niedriger als die Ebene.

Mir gefiel diese Landschaft, durch die wir an diesem vierten Tage fuhren, ziemlich gut. Eine kleine und eine größere Art von Antilopen,

rehähnlich, liefen zuweilen allein oder in Rudeln behende über die Blößen im Busch. Fremdartige Vögel, etwas größer als Rebhühner, grau und weiß gesprenkelt, flogen über die Büsche hin und ließen sich nieder. Baumgruppen standen stattlich und schön in dem weichen Grün; von fern schauten grüne Bergabhänge nicht unfreundlich herüber. Aber meine Kameraden mochten das Land nicht leiden; ich glaube, es war ihnen nicht fremdartig, nicht wunderbar genug. Sie wollten, daß Afrika ganz, ganz anders aussähe als die Heimat.

Am Nachmittag kamen wir in der Hauptstadt an.

Aus dem Buche „Peter Moors Fahrt nach Südwest" von Gustav Frenssen.

---

6. Die Hottentotten.

Der Hottentotte ist im allgemeinen von mittlerem Wuchs und überschreitet selten die Höhe von 160—163 cm, wenn auch die schlanke, hagere, oft jeden Fettansatzes entbehrende Körpergestalt häufig den Eindruck auffallender Größe hervorruft. Die Hautfarbe schwankt zwischen aschgelb und gelbbraun; nicht selten trifft man auch ganz hellgefärbte Leute.

Die Form des Schädels läßt sich, von fern betrachtet, ungezwungen mit einem auf die Spitze gestellten Ei vergleichen; die Haargrenze oberhalb der schmalen, meist tief gefurchten Stirn entspricht der Grundlinie eines spitzwinkligen, gleichseitigen Dreiecks; das schmale scharf umrissene Kinn seiner Spitze. Der Mund ist breit, die Lippen sind hervortretend, dick und aufgeworfen, von matt roter Farbe. Die Nase verleiht dem Gesichte den Ausdruck der ausgeprägten Häßlichkeit; entweder flach oder sogar sattelförmig nach innen gebogen, verbreitert sie sich nach unten stark; die Nasenlöcher sind groß, rundlich und von vorn sichtbar. Die weit auseinander stehenden Backenknochen treten stark hervor.

Die zusammengekniffenen Augen und die faltige, niedrige Stirn geben dem Gesichte den Ausdruck des Unzufriedenen und Mürrischen, ohne daß dieser Ausdruck dem seelischen Zustande des Betreffenden entspräche. Bei uns erweckt er jedoch unwillkürlich ein Gefühl der Unbehaglichkeit und des Mißtrauens. Die Ohren sind durchschnittlich groß und meist mit einem entweder angewachsenen oder nur schwach ausgeprägten Ohrläppchen versehen. Die Zähne sind im allgemeinen sehr gut erhalten; namentlich ist durchschnittlich die Krone der Backenzähne, die bei den Ackerbau treibenden Ovambo häufig stark abgescheuert ist, unversehrt. Die Gliedmassen sind auffallend schwach entwickelt, die Arme und Oberschenkel dünn, die Unterschenkel ohne Waden. Das einzige, worauf der Hottentotte, sofern er Europäer wäre, stolz sein dürfte, sind die kleinen Hände und Füße, die, wären sie weniger knochig, sogar zierlich genannt werden dürften.

Wie man sich bei uns den Hottentotten gern als Ausbund aller Häßlichkeit vorstellt, so denkt man sich ihn auch als einen geistig auf niedrigster Stufe stehenden Menschen. So große Fehler auch der Hottentotte hat, so groß sind doch auch wieder seine Vorzüge, die ihn weit über seine dunkler gefärbten Nachbarn emporheben. Der Hottentotte ist in jeder Beziehung gefällig, und seine Bereitwilligkeit dem Bedrückten und Hülfsbedürftigen bei-

zustehen, beinahe unerschöpflich. Die Gastfreundschaft, die er dem Besucher anbietet, ist unbegrenzt, mag aber allerdings weniger dem Bedürfnisse, überhaupt Gutes zu tun, entspringen, als dem Gedanken, selbst einmal die Hilfe des nun bei ihm Anklopfenden in Anspruch nehmen zu müssen. Er teilt jeden Bissen und jede Pfeife Tabak mit dem Nächsten, verlangt aber auch von diesem wiederum dieselbe Behandlung; Geiz und Habsucht sind ihm im großen und ganzen fremd. Diesen Tugenden stehen aber große Fehler gegenüber: Wankelmut, ja sogar Treulosigkeit, die Sucht, stets den großen Herrn, den „Grootmann" zu spielen und ein verderblicher Hang zu geistigen Getränken, wie zu Unzucht. Die Folgen der beiden letzten Laster sind es, die den Hottentotten rasch dem unabwendbaren Untergange entgegengeführt haben; der Branntwein hat ihre Rinder und Kleinviehherden verschlungen. Bei dem weiblichen Geschlechte tritt die Eitelkeit und der damit verbundene Nachäffungstrieb stark hervor. Die Frauen lieben es, sich mit möglichst bunten Tüchern zu schmücken, wissen aber doch sehr wohl die haltbaren guten Stoffe von den schlechteren, wohlfeileren zu unterscheiden. In noch höherem Maße als die übrigen südafrikanischen Eingeborenenrassen besitzen sie eine große Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, ja die Eitelkeit veranlaßt sie sogar, eine solche der eigenen Muttersprache vorzuziehen, und nicht selten kann man Zeuge sein, wie sich Hottentotten untereinander ohne Grund holländisch unterhalten. Sie sind große Freunde der Musik, und dem Missionar gelingt es leicht, bei den Kindern der Hottentotten einen reizenden Chorgesang zu erzielen. Oft ist man über die scharfe Denkweise der Leute erstaunt, wie sie auch trotz der scheinbar unbehülflichen Sprache im allgemeinen gute und richtig denkende Redner sind, was bei Gelegenheit von Ratssitzungen besonders zu Tage tritt.

Das Alter wird in hohem Maße geehrt; Jugend hört stets und gern auf den Rat der ergrauten Männer, denen überhaupt bei jeder Gelegenheit der Vortritt gelassen wird. Im Hause ist die Frau unbeschränkte Herrin, sie sitzt zur Rechten des Hausherrn, und ohne ihre Erlaubnis darf dieser weder einen Schluck Milch noch einen Bissen Fleisch zu sich nehmen.

Entsprechend der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der der Hottentotte sich den ihm von den Weißen vor Augen geführten Verhältnissen anschmiegt, hat er längst seine Kleidung nach Möglichkeit dem europäischen Muster nachgebildet; ein Hottentotte ohne Hosen ist heutzutage geradezu ein Unding geworden, kaum daß die Weiber noch einzelne Stücke ihrer ehemaligen Kleidung erhalten haben, weil sie das Alte besser zu bewahren pflegen.

Bogen und Pfeil sind bei den Hottentotten ein Spielzeug der Jugend geworden; als Waffe haben beide seit der Einfuhr von Gewehren ihre Bedeutung verloren, und eher wird der Besitzlose der noch keine eigene Büchse zu erschwingen vermag, unbewaffnet einhergehen, als sich durch das Tragen des Bogens mit dem verachteten Buschmanne auf eine Stufe stellen. Das gleiche Schicksal hat aus demselben Grunde auch den Speer und den ledernen Schild betroffen.

Im Handgemenge und gelegentlich als Wurfgeschoß auf größere Vögel und kleinere Antilopen kommt auch jetzt noch der kurze Stock oder Knüppel aus hartem Holz zur Verwendung. Die Hauptwaffe des Hottentotten ist zurzeit das Gewehr. Ein Gewehr mit kurzem Lauf wird einem solchen mit langem stets vorgezogen und dieser daher stets durch Abfeilen eines Stückes auf das gewünschte Maß gebracht.

Nach Schinz.

7. Aus dem Leben einer Buschmannfamilie in Deutsch-Südwestafrika.

Die ersten starken Regen sind gefallen, die Trockenzeit hat ein Ende, der Dezember steht vor der Tür. Da rüsten sich die Buschmänner zur Reise ins Sandfeld: die Männer in vollem Waffenschmuck, die Frauen beladen mit Bündeln, die ihre Hausgeräte, Mörser, Stößel, Schalen und sonstigen Gebrauchsgegenstände, in Felle eingeschnürt, enthalten. Einzelne und mehrere Familien in einer Stärke von 100 Köpfen und darüber ziehen nun hinaus in die Steppe und streben ihren Bezirken zu. Der Weg ist weit, Tage, ja Wochen weit. Hier schwenkt diese, dort jene Familie ab. Endlich ist das Ziel erreicht, das Jagdgebiet, in dem man sich den größten Teil des Jahres aufhalten will.

Ein Lagerplatz wird bezogen und ein Feuer angezündet. Hat man kein brennendes Holzscheit mitgenommen, so macht eine Frau oder ein Mann Feuer mit den Feuerstöcken. Die Stöcke besitzen verschiedene Härte. Der weichere liegt auf der Erde, und man setzt einen Fuß auf ihn, der andere, harte, wird senkrecht auf das eine Ende des vorigen gesetzt und zwischen den flachen Händen gequirlt. Dabei entsteht ein feines Bohrmehl, das zu kohlen und zu schwelen beginnt. Durch Anblasen sucht ein zweiter Mann Glut zu entfachen und trockenes Gras in Brand zu setzen. In 1—3 Minuten hat man Feuer.

Während man auf der Reise ohne jede Hütte schläft oder höchstens einige Äste eines Busches zusammenbindet, Felle oder Grasbüschel darüber legt und so ein Schutzdach gegen Regen schafft, baut man in den ständigen Lagerplätzen Windschirme; ein Gerüst, das aus gebogenen, in die Erde gesteckten Stücken besteht, wird mit Gras gedeckt und Dorngestrüpp zum Schutze herumgelegt. Ein solches, aus einem Dutzend Schirme bestehendes Lager, liegt im Busch des Sandfeldes, abseits von jedem Wasser. Hier ist der Buschmann sicher vor seinen Unterdrückern, den Negern und Hottentotten. Er braucht nicht zu fürchten, daß er vom Wild bemerkt werde und keine Angst vor den Elefanten und Rhinozerossen, die die Wasserplätze nächtlich besuchen, zu haben.

Die aufgehende Sonne findet das Lager schon in voller Tätigkeit. Fröstelnd hocken die Männer um das Feuer, in die Ledermäntel gehüllt. Einer hält die auf den Stock gespießte Keule eines Tags vorher gejagten Tieres ins Feuer, schweigend sehen die übrigen zu. Außen schwarzverbrannt, im Innern noch halb roh und blutend, wird das Fleisch mit Fingern und Messern in Stücke zerrissen und gierig verschlungen. Der Knochen wird aufgeschlagen und das Mark verzehrt. Jetzt noch ein Schluck Wasser aus einem als Becher dienenden Straußenei, die Tasche mit Bogen und Köcher wird umgehängt, und man ist fertig zum Aufbruch. Jedem ist vom Häuptling eine Aufgabe für den Tag zuerteilt. Die Frauen holen Wasser oder Holz; andere sammeln Wurzeln, Früchte und alles, was ihnen sonst in den Weg kommt.

Wir wollen den Häuptling begleiten. Seine kleinen, dünnen, gelbbraunen, schmutzigen Kerlchen schwärmen aus. Schnellen Schritts, mit ihren einwärts gestellten Füßen watschelnd, gleiten sie dahin, Grasstauden und

Büsche umgehend. Rastlos schweift ihr Auge umher, unablässig suchend, beobachtend.

In dem Busch windet sich eine kleine, schmalblättrige Pflanze mit gelblichen Blüten. Schnell kniet ein Buschmann nieder, gräbt mit Hand und Spatenstock ein handtiefes Loch und holt eine der Kartoffel ähnliche Knolle hervor. Sie wandert in die Ledertasche, und weiter geht es. Hier bückt sich einer nach einem fußhohen Büschel. Grinsend lockert er den Boden auf, vorsichtig räumt er mit der Hand den Sand fort. Da kommt eine schwarze, kindskopfgroße Knolle zum Vorschein; mit den Händen wird sie ausgegraben, ein Ruf lockt die Gefährten herbei. Es ist die leckerste Knolle des Sandfeldes. Mit einem Spatenstock zerteilt man sie in Stücke; weißer, milchiger Saft quillt heraus. Mit Schmatzen und Schnalzen verzehrt jeder die saftige, kühle, erfrischende Kost. Sie erquickt mehr als ein Trunk.

Hier kriecht eine Schildkröte, zappelnd sucht sie zu entkommen. Ein Schlag auf den Kopf, und sie verschwindet im Sack. Hier bildet eine Windenpflanze mit weißen und roten Blüten einen dichten Rasen, darauf lebt eine Raupe, ein Leckerbissen besonderer Art.

Der Busch wird dichter. Dort steht ein hoher weißer Termitenbau aus Kalkerde, die die Tiere aus der Tiefe geholt haben. Ein hoher Baum mit undurchdringlichem, schwarzgrünem Laubdache beschattet ihn. An seinem Fuß, aber noch auf dem Haufen selbst, stehen große, weiße Hutpilze. Diese sind eßbar, selbst in rohem Zustand, und so sehen wir denn die Buschmänner, jeden mit einem großen Pilz in der Hand, eifrig beschäftigt, den bis einen Fuß hohen Hut am Rande entlang abzuknabbern — ein höchst komisches Bild.

Der dichte Busch wird durchquert; wir stehen an einer „Vley", einer runden, etwa 100 m Durchmesser besitzenden, kahlen, pfannenförmigen Vertiefung im Sande, die einen kleinen Teich enthält. Die Buschmänner eilen zum Wasser herab, Ledersack mit Köcher und Bogen werden abgelegt, man stillt den Durst. Es ist gerade die heißeste Zeit am Tage, und glühend brennt die Sonne. Der Buschmann trinkt stehend. Halb gebückt wirft er mit der rechten Hand in schnellen Schlägen das Wasser in den Mund hinein. Die Vley hier ist durch Regen frisch gefüllt, das Wasser süß und rein. Oft genug steht aber auch der Buschmann vor einer auftrocknenden Schlammpfütze, die von Kaulquappen, Wasserkäfern, Fliegen- und Mückenlarven wimmelt. Ein solcher Trunk ist selbst ihm zu ekelhaft. Aber er weiß sich zu helfen. Er macht sich ein Polster aus Grashalmen, legt es aufs Wasser drückt es etwas nieder und trinkt das durchquellende filtrierte Naß, das nun von Larven und Käfern frei ist.

Oft ist das Wasser schwierig zu erlangen. Sie finden es wohl in einer Felsspalte, aber unerreichbar für die Hand und für Schöpfgefäße. Hat man ein Rohr, so saugt man natürlich ohne Schwierigkeit das Wasser auf. Ist aber keins da, dann macht sich der Buschmann aus Grashalmen einen daumdicken Kegel und umwickelt ihn mit einem Baststreifen. Er steckt diesen Kegel mit der Spitze in die Spalte, läßt ihn sich mit Wasser vollsaugen, zieht ihn schnell heraus und fängt den aus der Spitze auslaufenden Wasserstrahl mit dem Munde auf.

Die Sonne sinkt, der Rückweg ist lang, und so eilen wir denn heimwärts. Allein bald hält die Schar von neuem. Der Busch besteht hier aus Sträuchern mit dunkelgrünen, dreilappigen Blättern. Auf dem Strauch lebt

eine Larve, deren Körpersaft als Pfeilgift benutzt wird, und so sammeln die Buschmänner einige Larven und bergen sie in einem Horn, das mit Gras verschlossen wird. Ohne zu halten, durchschreitet man kurz darauf eine gewaltige Schar hüpfender junger Heuschrecken. Aber man merkt sich die Stelle, denn am nächsten Tage sollen die Kinder ausziehen, sie zu fangen.

Nun eilen die Buschmänner direkt dem Lager zu, das sie erst in der Dunkelheit erreichen. Ungern nur wandert der Buschmann nachts. Auch ohne Gespensterglauben ist das jedem verständlich, der einmal in voller Dunkelheit durch die Steppe gelaufen ist. Die kleinen, niedrigen Dornbüsche sind im Dunkel unsichtbar, fortwährend reißt man sich daran die Beine blutig. Das Lager gerät bei der Ankunft unserer Freunde in Bewegung. Die Säcke werden abgelegt und entleert. Da kommt nun die Ernte des Tages zum Vorschein: Wurzeln, Knollen, Früchte, Raupen, erlegte Vögel, große Ochsenfrösche, Schildkröten, Heuschrecken, selbst Schlangen. Die Beute wird verteilt, man geht an die Zubereitung des Mahles. Kochen ist ungewöhnlich, da es meist an Töpfen fehlt; Kohlen und heiße Asche werden zum Braten benutzt.

Das Mahl ist fertig. Schmatzend, die Finger leckend wie Affen, sitzen sie um das Feuer herum, gierig schlingend. Und was für große Portionen! Nach dem Essen bleiben die Männer noch beisammen und unterhalten sich von den Erlebnissen des Tages, während das junge Volk singend und tanzend, lachend und mit den Händen klatschend, einen betäubenden Lärm verübt. Bis spät in die Nacht hinein dauert die Lustbarkeit. Unermüdlich ist der Buschmann, trotz der Strapazen des heutigen Tages, und über dem Gesang und Tanz vergißt er alle Leiden.

Aber der Himmel selbst bereitet dem Spiel ein jähes Ende. Er überzieht sich schwarz, und plötzlich setzt ein furchtbarer Sturm ein, und gleich darauf prasselt der Regen hernieder. Alles stiebt auseinander und sucht hinter den Windschirmen Schutz. Das Feuer facht man noch schnell durch aufgeworfenes Holz an, dann kriecht man unter den Ledermantel und läßt Sturm und Regen über sich ergehen. Der letzte Funke von Glut erlöscht, und zitternd vor Frost liegen alle zusammengedrängt auf nasser Erde unter nassem Mantel, Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge — sie, die eben noch in ausgelassenem Übermut herumsprangen, lachten und scherzten. Wohl ihnen, wenn am nächsten Morgen die Sonne wieder scheint und unter ihren wärmenden Strahlen neues Leben in die erstarrten Glieder strömt. Aber oft genug hält der Regen noch am nächsten Morgen an. Welche Mühe, welche Arbeit, neues Feuer anzuzünden, wo alles, alles durchnäßt ist! Ja, das Buschmannsleben ist furchtbar hart und entbehrungsreich. Und doch bezieht sich die hier gegebene Schilderung auf die beste Zeit im Jahr, die Zeit des Überflusses an Nahrung und Wasser. Prof. Dr. S. Passarge.

8. Hausbau.

Monatelang hatte uns das Wellblechhaus zur Unterkunft genügen müssen. Nur notdürftig hatte es uns Schutz vor Regen, Staub und Ungeziefer geboten, und wir sehnten uns alle nach einem festeren und behaglicheren Heime.

Den Platz hierzu hatten wir uns schon längst ausgesucht: Auf einem felsigen Gelände, vor meines Mannes altem Hause, mit der Front nach dem bewaldeten Flußufer zu gelegen, sollte der Bau errichtet werden.

Gemeinschaftlich arbeiteten wir einen Plan aus und steckten nach diesem mit Hilfe einiger Kaffern das Fundament ab. Nachdem wir uns so über die Größe des Grundstücks klar geworden, das wir zu erwerben gedachten, schickten wir den Plan nach dem Bezirksamte zu Omaruru und baten um Genehmigung des Kaufvertrages. Diese ließ nicht lange auf sich warten, und bald waren wir afrikanische Grundbesitzer.

Nun galt es zuerst, sich die nötigen Leute zu sichern, die mit Hand anlegen konnten. Bald fanden wir sie. Die eine Gruppe mußte Ziegelsteine streichen. Die Formen dazu machte uns der Unteroffizier Scholz, ein gelernter Tischler, lehmhaltigen Boden gabs überall. Mein Mann zeigte den Leuten, wie die Arbeit zu machen sei. Einer von ihnen mußte die lehmige Erde aushacken, der andere Wasser holen, der dritte vermischte Lehm und Wasser und knetete beides mit den Füßen gut durch. Wieder einer füllte die Masse in die Formen, und die übrigen trugen die vollen Formen weiter weg, um sie vorsichtig eine hinter der anderen aufzubauen. Sehr sorgfältig ward das die Form stützende Brett weggezogen, und die Steine lagen paarweise in Reih und Glied an der Erde. Sonne und Luft mußten sie trocknen. Dann wurden sie umgedreht, und wenn sie auch auf der Rückseite trocken waren, hochgestellt. Gebrannt wurden sie nicht. Für tausend Steine bekamen die Leute zwölf Mark.

Jeden Sonnabend hatte ich die Aufgabe, die in der Woche gestrichenen Ziegelsteine zu zählen und danach abzulohnen. Ich mußte sehr aufpassen, um nicht die Steine von der vorhergehenden Woche nochmals mitzuzählen. Jedes abgezählte Tausend ward zu einem Haufen aufgeschichtet und mit Wellblech zugedeckt, um es gegen das Naßregnen zu schützen.

Die andere Gruppe der Leute unter dem Kommando vom Unterkapitän Josua schaffte passende Felsblöcke herbei für das Fundament. Sie wurden von weit her aus dem Gebirge mit der Karre geholt. Ungefähr zwanzig Fuhren brauchten wir. Es war ganz unglaublich schwer, das Fundament kunstgerecht aufzuführen. Die Leute hatten keine Vorstellung von einer geraden Linie, da sie nur die kreisrunden ihrer Pontoks kennen, und ich mußte mehrere Wochen lang mit Wasserwage und Winkelmaß dabei stehen, bis wir gerade Linien heraus hatten. An einer Ecke des Fundaments mauerten wir eine versiegelte Flasche mit der Hausurkunde ein.

Als das Fundament vollendet war, wurde das Ganze noch mit einer starken Zementschicht bestrichen, um auf diese Weise das künftige Wohnhaus vor den lästigen Termiten zu bewahren.

Während des Fundamentbaues war mein Mann noch einmal mit zwei Wagen in Karibib gewesen, um einzukaufen, was noch alles für den Hausbau gebraucht wurde: viele Fässer Zement, Balken und Wellblech fürs Dach, verschiedene Farben, Terpentin, Öl, Nägel, Fensterrahmen, Fenster, Glas, Türen und Schlösser. Teilweise hatten wir die Sachen aus Deutschland kommen lassen, teilweise in Swakopmund und Karibib bestellt.

Als alles beieinander war, wurden die Mauern aufgeführt. Mein Mann verpflichtete etwa 20 bis 30 Weiber jeden Alters, die die Backsteine nach dem Neubau tragen mußten. Jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ver-

sammelten sie sich vor unserer Tür. Dann trat mein Mann heraus und gab einer jeden ein Pappkärtchen mit seinem Siegel. Am Abend mußten sie es wieder abgeben, und nur die wurden abgelohnt, die im Besitze eines solchen Kärtchens waren. Es war nämlich vorgekommen, daß sich etliche einfach des Abends zum Ablohnen einstellten, ohne den Tag gearbeitet zu haben. Beim Wiederanfang der Arbeit nach der Mittagspause wurden die Weiber abermals gezählt, ob sich auch keine gedrückt hätte. Jede trug fünf Backsteine auf dem Kopfe und im Gänsemarsch bewegte sich der Zug nach dem neuen Hause und wieder zurück an die Stelle, wo die aufgeschichteten Steine lagen. An der Spitze marschierte die Oberaufseherin, die alte Lene, nur mit einem alten Sack bekleidet, in den oben für die Halsöffnung ein Loch geschnitten war. Die anderen sahen ähnlich aus. Sie bewegten sich vollständig im Takt und sangen stundenlang dasselbe eintönige Lied in der Namasprache: „Eh, wir tragen Steine für Herrn Eckenbrecher, eh, Steine tragen ist schwer, eh, wir haben aber nun genug zu essen", und dann fing es wieder von vorn an.

Der Unterkapitän Josua und sein Schwiegersohn Manuel Timbo führten die Mauern auf, und die Ecken mauerte mein Mann. Als Bindemittel diente verdünnter Lehm, den einige Weiber in Eimern herbeischleppen mußten. Und ich ging ab und zu mit Wasserwage und Lotblei, reichte mit Steine an und beaufsichtigte den ganzen Betrieb. Beim Mauern der Fenster stießen wir auf unerwartet große Schwierigkeiten. Die Wand, die darüber war, konnten wir der Termiten wegen nicht durch Balken stützen und mußten deshalb Bogen mauern. Was haben wir uns da geplagt! Ich zeichnete einen Halbkreis auf zusammengenagelte Kistendeckel, der von meinem Manne ausgesägt wurde. Darauf legten wir dann die Backsteine, die wir mit Stemmeisen und Meißel zurichteten, bis sie einen Halbkreis bilden konnten. Nachdem wir alles an der Erde hübsch probiert hatten, versuchten wir es am Hause, und es gelang vortrefflich. Nach und nach bekamen wir ordentlich Übung. Erst mauerten wir alle Fensterbögen, und dann gingen wir an die schwierigeren Türwölbungen. Sie glückten über Erwarten gut, fielen nicht zusammen und sahen beinahe symmetrisch und schmuck aus.

Das Haus bestand aus vier großen Zimmern, der Küche, Speisekammer und dem geräumigen Vorratsraum. Um es recht hübsch kühl zu haben, bauten wir die Mauern sehr hoch. Dann legten wir dünne Querbalken als Decke und darauf in einigen Zimmern Ried; in anderen wieder nagelten wir Kattun von Balken zu Balken und bekamen dadurch eine sehr gute Zimmerdecke. Darüber wurden die Mauern noch einen Meter höher aufgeführt. Dann erst legten wir die dicken Balken, die das Wellblech tragen sollten. Auf diese Weise erhielten wir zwischen dem Wellblech und der Zimmerdecke eine Isolierschicht von Luft, die wesentlich dazu beitrug, das Wohnen angenehm und kühl zu machen. Hat man die Wellblechplatten unmittelbar über dem Kopf, so strömen sie eine unsagbare Hitze aus.

Wir hatten Wellblechplatten verschiedener Größen, die wir auf das Dach legten. Untereinander und auf die Balken wurden sie festgeschraubt. Unter jeder Schraube saß ein Blechplättchen, das verhindern sollte, daß die Feuchtigkeit in die Schraubenwindung drang und Rost verursachte.

Das ganze Dach war nach der Rückseite des Hauses zu um einen halben Meter abgeschrägt, so daß der Regen bequem herunterlaufen konnte. Die nach hinten liegenden Platten standen um ein beträchtliches über die Mauern

hinweg und ersetzten die Dachrinne. Auf diese Weise konnte der Regen hinuntertropfen, ohne mit der Wand in Berührung zu kommen. Am Rande des Daches wurde nochmals eine kleine Mauer auf drei Seiten gezogen und an die vierte, da, wo sich das Dach senkte, legten wir große Felssteine, damit der Wind nicht die Platten abrisse.

Nun mußte aber auch die Dichtigkeit des Daches geprüft werden. An Stricken schafften wir etliche Eimer Wasser hinauf. Ich ging hinunter in die Zimmer und paßte auf, ob sich durch das oben ausgegossene Wasser Feuchtigkeit an der Decke zeigte. In dem einen Zimmer war es der Fall; nach langem Suchen entdeckten wir den Riß im Wellblech und schraubten noch eine Platte darüber.

Inwendig im Hause waren bald die Türen und Fenster eingesetzt, die Wände verputzt und gestrichen. Nun kam der Fußboden an die Reihe. In einigen Zimmern entschlossen wir uns der Billigkeit wegen zu dem im Lande allgemein üblichen Lehmfußboden. In Eimern wurde von den Weibern der Lehmbrei hereingetragen. Er mußte vierzehn Tage lang unbetreten und unangerührt trocknen. Dann mußte er festgestampft oder festgetrampelt werden. Wieder mußten die Weiber heran. Mein Mann setzte sich in die Mitte des Zimmers und spielte ihnen auf der Ziehharmonika einen flotten Tanz. Sofort fingen sie an, in ihren Tanzbewegungen im Kreise herum auf und ab zu trampeln, und je wilder die Musik war, desto wilder wurde auch das Getrampel. An zwei Vormittagen wurden diese Übungen fortgesetzt, und dann hatten wir einen tadellos festen Fußboden. Nachdem der Lehm ganz trocken war, wurde tüchtig ungebleichtes Leinöl darüber gegossen, das einzog und trocknete; dann war der Fußboden fertig.

Auf die Veranda verwendeten wir besondere Sorgfalt, denn sie sollte doch sozusagen als Wohnzimmer dienen.

Sie ward sehr geräumig und hoch erbaut und erhielt einen aus Felssteinen gepflasterten Fußboden. Inwendig malte mein Mann sie hellblau aus und verzierte sie mit allerlei Blumenornamenten.

Wir verbrachten in ihr den größten Teil des Tages, dort nahmen wir alle Mahlzeiten ein und saßen oft beim Lampenschein bis zum frühen Morgen. Um das Haus äußerlich ein wenig zu verschönern, bauten wir das Verandadach in Giebelform, und mein Mann bemalte es. Auf die eine Ecke der Längsseite kam ein Pegasus, die geistige Kraft, auf die andere eine Zentaur, die physische Stärke. Mit beiden ausgerüstet, gedachten wir den Kampf mit dem unwirtlichen Lande aufzunehmen.

In der Küche hatten wir einen bescheidenen kleinen Kochherd, der mit Holz geheizt wurde und brav seine Pflicht tat. Manch schwere Stunde habe ich an ihm verbracht. Aber mit der Zeit lernt man sogar kochen.

Mit dem Backen stand ich sehr bald nicht mehr auf dem Kriegsfuße; es macht mir Spaß, und mein Mann hatte, um mich zu erfreuen, im Hofe einen allerliebsten Backofen gemauert. Er war natürlich höchst einfach, aber das Brot geriet. Der Herd wurde voll Holz gepackt und dieses dann angesteckt. War es zur Asche verglüht, dann kratzte sie einer der Diener heraus, wischte mit einem eigens zu dem Zwecke gehaltenen nassen Scheuerlappen den Ofen gut aus und schob die Brotpfannen, mit dem Teig gefüllt, hinein. Eine Tür gab es nicht. Vor die Öffnung stellten wir eine Wellblechplatte, und vor diese dicke Steine, damit sie nicht umfallen konnte. Auf den kleinen

Schornstein kam ein alter Topfdeckel, mit einem Backstein beschwert, um die Hitze darin zu halten.

Im Hause war es sehr gemütlich. Alles neu und behaglich, eigenhändig und mit Sorgfalt und Liebe eingerichtet. Das Eßzimmer war unser besonderer Stolz. In der einen Ecke hatte mein Mann einen Kamin gebaut, der richtigen Zug hatte. An kalten Abenden saßen wir in bequemen Stühlen davor, sahen in die knisternde Glut und dachten der fernen deutschen Heimat.

Aus dem Buch von Frau Margarete von Eckenbrecher, „Was Afrika mir gab und nahm".

---

9. Ein Besuch bei Farmern.

Am 13. Juli 1906 besuchte ich die Ansiedlung Osona bei Okahandja. Nach kurzer Wanderung von Okahandja kam ich an das Haus des ersten Ansiedlers. Als ich, noch weit entfernt von dort, bemerkt wurde, kamen mir schon zwei kleine Kinder freudig entgegengelaufen. Meine Fragen wurden gut in deutscher Sprache beantwortet, ich erfuhr daher bald, daß der Vater dort am Berge Steine zum Hausbau brach, und der ältere Bruder diese heranfuhr. Inzwischen waren wir zum Hause gekommen; ein in der Tür stehendes Mädchen von vielleicht 19 Jahren wurde mir stürmisch als ihre Schwester vorgestellt, ich wurde freundlich gut deutsch begrüßt, und bald hatten wir uns recht viel zu erzählen. In kurzer Zeit wußte ich, daß sie zehn Geschwister seien, alle in Südafrika in der Kapkolonie geboren. Dort habe der Vater in der Ebene eine Farm gehabt, es hätte ihnen aber unter den Engländern nicht mehr gefallen, und deswegen seien sie nach Deutsch-Südwestafrika gekommen. Die älteste Schwester sei in der Nähe verheiratet, ich sollte sie ja auch besuchen, sie hätte ihr Haus an diesem Wege bei Kilometer Sieben. Hatte ich mich bisher schon über die gute deutsche Sprache dieser Kinder Afrikas gefreut, so war ich über die Bezeichnung Weg und Kilometer geradezu erstaunt; denn das Wort Weg hatte ich nicht oft dort gehört. Das Burenwort „Pad" schien für moderner und vornehmer zu gelten; ja ich habe gehört, daß Deutsche, die den vierten Tag in Afrika waren, nur von Pad sprachen, und da sagt so ein Afrikanerkind, das Deutschland nie gesehen hatte, Weg und Kilometer!

Während des Gesprächs kam der Bruder mit einer Last Steine gefahren; ich half beim Abladen der großen Granitstücke, soviel ich konnte. Als an Stelle des einen müden Zugtieres ein anderes eingespannt wurde, fuhr ich mit zum Steinbruche am Berge, um den Vater und Besitzer kennen zu lernen. Er arbeitete mit mehreren Hereros fleißig und ließ sich nicht viel stören, da es bald Zeit zur Mittagspause war. Es sollte noch ein Wagen beladen werden, weil die Hereros nicht gern länger als ihre verpflichtete Zeit arbeiten wollen und jetzt wohl wissen, daß sie nach dem Willen der Regierung nur gerecht und freundlich behandelt werden dürfen. Obgleich sie keine Uhren haben, wissen sie die Zeit ziemlich genau, wie ich oft selbst mit Staunen erfahren habe. Wenn sie sich gegen Überschreitung ihrer Arbeitszeit wehren, die nicht länger als jetzt bei uns in Deutschland zu sein pflegt, dann wird wohl niemand mehr glauben, daß sie roh oder unmenschlich be-

handelt werden dürfen. Ebenso wissen sie auf ganz einfache Art die Wiederkehr ihrer Verpflegungs-, Lieferungs- oder Löhnungstage zu ermitteln auch ohne Kalender. Seitdem ihnen der Gouverneur den Schutz ihrer Rechte zugesagt hat, sind sie fest davon durchdrungen, daß ihnen kein Unrecht geschehen darf, und daß ihnen dieser Schutz der Regierung auch zuteil wird.

Ich ging dann mit zu dem Bauplatze des Hauses zurück. Ein Teil des Hauses war schon fertig unter Dach, die Wände waren aus gleichmäßigen viereckigen Granitquadern aufgeführt, die Ecken sowohl als auch die Tür- und Fensteröffnungen scharfkantig und glatt behauen. Weil zu einer solchen guten Bearbeitung des harten Steins gutes Werkzeug nötig ist, äußerte ich meine Verwunderung darüber. „Ja," meinte der tapfere Ansiedler, „leicht ist's nicht, so eine Farm zu gründen, anfangs mußte ich zum Anschärfen mit dem Werkzeug nach Okahandja, das war umständlich und teuer, jetzt habe ich aber selbst hier eine kleine Feldschmiede, nun mache ich mir alles allein."

Auf meine Erwiderung, daß so etwas doch gar nicht leicht, und nur mit recht viel Geld in Afrika zu beschaffen wäre, antwortete er freudig: Der Herr Gouverneur käme oft her, die Ansiedler zu besuchen, und da dürfe jeder seine Ansichten, Wünsche und Bitten frei aussprechen, — wie sie es auch von Kapstadt aus gewöhnt wären —, und dabei hätte er auch einmal seine Beschwerden mit dem Werkzeug geklagt, und um Hilfe zur Beschaffung einer, wenn auch kleinen, zurückgestellten Feldschmiede gebeten, natürlich auf seine Kosten. Der Herr Gouverneur wäre ja recht freundlich gewesen, hätte aber geäußert, er vermöge ja recht viel, aber nach so einem alten, zurückgestellten Dinge nachzuforschen, würde ihm wohl doch nicht möglich und zu schwer sein, so gern er helfen möchte. Nach kurzer Zeit erhielt ich dann aber doch die Nachricht, daß auf Bahnhof Okahandja die Feldschmiede angekommen wäre und ich sie zum Preise von 100 Mark abholen könne. Dem Manne war damit eine große Hilfe geworden, da nach den angefangenen Grundfesten das Haus noch verhälnismäßig groß und dann auch noch Wirtschaftsgebäude gebaut werden sollten. Nachdem er mir noch erzählt, daß seine 10 Milchkühe und eine große Schar Hühner, die er von seiner Farm aus der Kapkolonie mit den anderen Sachen mitgebracht, ihm schon guten Nutzen einträgen, lud er mich ein, beim Rückwege auf seinem Milchwagen mit nach Okahandja zurückzufahren. Weil ich aber an diesem Tage noch einige andere Ansiedler besuchen wollte, mußte ich weiter. Den nächsten, zu dem ich kam, traf ich bei der Arbeit, Ziegelsteine zu machen, von denen ungefähr 30 bis 40 Tausend Stück zum Brennen fertig waren und auch bald gebrannt werden sollten. Mit diesen Ziegeln zugleich wollte der Ansiedler versuchsweise auch Kalksteine brennen, von denen er mir einige zeigte. Der Bauplatz zum Hause war frei, und das Haus sollte, sobald die Ziegel gebrannt waren, gebaut werden. Dann wollte er die ganze Ansiedlung mit Wein bepflanzen, weil er den Weinbau für ertragreich hielt. Wegen des lohnenden Verkaufs und der nutzbringenden Verwendung der Trauben hatte er gar keine Sorge. Im Gegenteil, wenn recht viel Wein angebaut würde, könnten Keltereien, Kognakfabriken errichtet werden, und die Rosinengewinnung würde wohl auch möglich und lohnend sein. Wachsen würde der Wein schon, er hätte dies an verschiedenen Orten dort gesehen, wo es auch nicht besser wäre. Da er ohne großes Vermögen dort selbständig werden und sich auf seinem eigenen Grund und Boden eine freie, sichere Zukunft schaffen konnte,

war er sehr zufrieden, obleich er mit einigen Schwarzen ganz allein dort arbeitete und auch damals noch in einer Hütte von Zweigen, gleich wie die Eingeborenen wohnte.

Die dritte Ansiedlung, die ich darauf besuchte, war schon am weitesten vorgeschritten und am meisten bearbeitet. Ein fürs erste ausreichendes Wohnhaus war fertig, wenn auch einfach von Ziegeln erbaut. Einige Brunnen, durch die die angelegten Beete schon reichlich bewässert wurden, waren durch Betrieb einer Baggerpumpe schon in Benutzung genommen. Auf diesen Beeten sah ich kräftigen Spinat, Grünkohl, Salat und einige Arten Rüben. Außerdem wurden mir noch einige Versuchs- und Pflanzenbeete gezeigt. Die Pflanzen gingen auf und konnten bei Beginn der Regenzeit auf das schon urbar gemachte und vorbereitete größere Stück Landes gepflanzt werden. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, wurde mir die freudige, stolze Antwort: „Wir haben die ganze Zeit, vom Februar an, schon unsere eigenen Kartoffeln gegessen, die wir selbst geerntet, in sechs Wochen sind die Kartoffeln hier vollständig ausgewachsen. Auch hatten wir oft Gurkensalat von unserer eigenen Ernte; wir hatten viele schöne Gurken." Dann würde ich freundlich ins Haus eingeladen, und das erste, was ich dort freudig überrascht bemerkte, war die ordnende, schmückende Hand einer Frau. Der Zimmerschmuck war weder reich, noch modern, sogar nicht ganz unbeschädigt, aber dennoch wirkte er in seiner Anordnung recht anheimelnd, zumal wenn ich bedenke, daß die junge Frau ebensowenig wie ihre Schwester, die ich am Morgen zuerst gesehen, jemals in Deutschland gewesen war. Bei einer Tasse Kaffee erfuhr ich dann noch vieles über die notwendigen Arbeiten, Behandlung, Löhnung und Verpflegung der eingeborenen Arbeiter, die Möglichkeit eines neuen Eingeborenen-Aufstandes, an den dort im Vertrauen auf die Regierung nicht mehr geglaubt wurde, und die Aussichten für die Zukunft der einzelnen Heimstätten. Wasser hatten diese dort reichlich genug, ja der Besitzer zeigte mir noch einen Brunnen im Bau, in dem er Quellwasser zu finden hoffte. Durch alle Reden klang immer die Zuversicht auf eine gute Zukunft! In kurzer Zeit muß es besser hier aussehen. Da der Nachmittag weit vorgeschritten war, mußte ich an den Rückweg denken; dabei versprach ich der jungen Frau gern, den zuerst besuchten Ansiedlern, es waren ihr Vater und ihre Geschwister, Grüße zu bringen.

Als ich diese Ansiedlung erreichte, fand ich den fleißigen Mann wieder bei der Arbeit. Dieses Mal baute er den Schornstein des Backofens fertig, er erklärte mir gleich, warum er verschiedenes am Backofen so, wie er's gemacht, und nicht anders gemacht hätte, so z. B. die Ziegelstein-Wölbung, die Türöffnung aus zwei Steinen, eine in gegenüberliegenden Rillen dieser beiden Steinplatten leicht bewegliche eiserne Schiebetür, damit die Frau die Arbeit leicht habe, und sich nichts zerreiße. Weil ich wußte, daß er Witwer war, sagte ich, in dem Ofen würden doch wohl hauptsächlich seine Kinder Brot backen. „Na ja," meinte er da, „Sie kennen doch die Geschichte von den sechs Kindern, und wenn ich mich da auf meine zehn Kinder verlassen wollte, dann würde ich wohl bald allein hier sitzen. Die Jungen gehen ihrer Wege, sobald sie können, und die Mädchen werden mir so schnell wie möglich weggeheiratet. Die Älteste ist weg, die Zweite geht nächstens und die Folgende kann ich ebensowenig halten. Da muß ich auch wieder an mich selbst denken, und Sie sollen einmal sehen, wenn ich alles hier fertig habe, kriege ich auch wieder eine tüchtige Frau her." Wir sprachen dann noch über die Ein-

drücke, die ich dort überall an dem Tage gehabt. Seine Ansicht und Meinung gründete sich auf lange, eigene, praktische Erfahrung, sie war ruhig und gemäßigt, wenn auch mitunter recht eigenartig, wie dies bei alten Praktikern häufig der Fall ist. Wir unterhielten uns auch über etwa mögliche Fehlschläge durch große Dürre, Stürme und besonders durch die sehr gefürchteten Heuschrecken. „Wenn ich," meinte er da, „nur erst über die Anfangsjahre bin, nun dann werde ich auch mal eine Fehlernte ertragen, und der Herr Gouverneur ist sehr bemüht, uns jetzt unseren schweren Anfang zu erleichtern." In gewöhnlichen Jahren und bei richtiger Bearbeitung wächst es auch, und wird auch die Ernte reich und gut sein, darüber war dort kein Zweifel. Dagegen wurde von anderen Männern oft der lohnende und gewinnbringende Absatz und Verkauf der Erzeugnisse bezweifelt. Doch darüber war unser Ansiedler ohne Sorge, er meinte: „Die Regierung will uns, so viel sie braucht, unsere Ernten zu dem am Orte geltenden Marktpreise, wo wir es anbieten, abkaufen, Mais z. B. zum Reispreise; aber ich denke auch andere Käufer zu finden. Denn hier in Südwest kommt's so wie in Transvaal, das Land zieht seine Leute an. Es werden Bergwerke eröffnet und betrieben werden, Leute ins Land kommen und da wird in einigen Jahren schon Absatz zu finden sein."

So gern ich noch bei diesem biederen, gut deutsch gesinnten Leuten geblieben wäre, mußte ich doch ernstlich an den Heimweg denken; denn es wurde finster, und ich hatte nur diesen einen Tag frei. Der Vater und die älteste Tochter begleiteten mich noch ein Stück auf den Weg. Die Tochter, Braut eines jungen Ansiedlers, wollte ihrem Bräutigam bald folgen, sobald dessen Haus fertig wäre. Der Vater wünschte sich noch sehnlichst deutsches Handwerkszeug, Sägen und andere Stahlwerkzeuge; das dort gebräuchliche englische wäre schlecht und teuer. Als ich ihm sagte, daß ich aus der Provinz Brandenburg stamme, trug er mir beim Abschiede noch Grüße an seine engere deutsche Heimat bei Prenzlau in der Priegnitz auf, die er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Den mir als kürzesten Rückweg nach Okahandja bezeichneten Fußsteig hatte ich in der Finsternis unter den großen Bäumen der Wildnis bald verloren. Aber innerlich erfreut über das viele Gute, das ich an diesem Tage erlebt, achtete ich wenig darauf, behielt die Richtung auf den Kaiser Wilhelmsberg, an dessen Fuß Okahandja liegt, bei, und kam kurz vor Zapfenstreich in meinem Quartier an. Noch heute denke ich gern an diese mutigen und fleißigen Landsleute, die schon Jahrzehnte lang Kenner südafrikanischer Boden- und Klimaverhältnisse sind und im festen Vertrauen auf die Zukunft des Landes die Nutzbarmachung des Bodens mit Fleiß und Umsicht begonnen haben. Daß sie Erfolg haben werden, hoffe ich bestimmt, denn es sind erfahrene tatkräftige Männer. Wie sie mir sagten, soll Boden und Klima in den Burenländern nicht besser als in Deutsch-Südwestafrika sein, und was die Burenländer wert geworden sind, was dort ist, würde auch bei uns werden. Der Deutsche, der als Kolonist im Auslande so erfolgreich arbeitet, und schon manches Land durch seine Arbeit zu seiner jetzigen Blüte gebracht habe, werde auch bei der Besiedlung des eigenen Landes zu seinem und des Landes Nutzen vorwärts zu kommen wissen.

Adolf Schulze in der Frankfurter Oder-Zeitung.

10. Deutsche Siedlungen im Herzen des Hererolandes.

Nördlich von Okahandja führt der Weg durch herrliche waldreiche Weidegründe. Allenthalben, auf und neben dem Wege, stehen Wasserlachen, ein Zeichen, daß die Niederschläge nicht so schnell abzufließen vermögen, sondern großenteils zurückgehalten und vom Erdboden aufgesogen werden. Wir gelangen nach einem Ritt von 47 km nach Otjiamongombe. Hier haben wir eine Ansiedlung vor uns, die wie ein reicher deutscher Bauernhof aussieht und uns anheimelt. Durch das Wehen der deutschen Fahne war sie schon von ferne angekündigt. In einem großen wohlumzäunten Vierecke liegen wie bei jenem die Wirtschaftsgebäude: Vorratshäuser, Ställe, darunter Pferde- und Schweinestall und andere. Inmitten des Hofes, welcher aufs sauberste gehalten wird, steht das Wohnhaus, groß und schön gebaut, mit schattiger Veranda in der Mitte der Vorderseite, zu der eine schöne Allee von Maulbeerbäumen führt. Eine Pumpe sorgt für das nötige Wasser für Haus- und Viehwirtschaft. Eine außerhalb des Gehöftes stehende andere Pumpe bewässert das bepflanzte Land, insbesondere den wunderschönen Gemüsegarten.

„Seit wann besteht diese Ansiedlung?" ist die erste Frage, die sich uns beim Anblick dieser Muster-Heimstätte aufdrängt. Noch nach dem großen Kriege stand hier nur ein sehr einfaches Haus, das einem Händler gehörte. Bald darauf kaufte ein ehemaliger Schüler der Kolonialschule in Witzenhausen, Herr H., das Haus und den Platz, und alles, was wir hier sehen, ist seit jener Zeit entstanden. Das alte Haus ist zum stattlichen Wohnhause ausgebaut worden. Daß aber all das Schöne, was wir hier sehen, nicht nur für das Auge da ist, das zeigt uns ein Rundgang auf der Farm unter Führung ihres Besitzers. Er zeigte uns etwa 50 prächtige Rinder und 200 Stück Kleinvieh. Ursprünglich waren es 1000 Stück gewesen, doch hatte der Besitzer nach und nach an andere ehemalige Kolonialschüler, die sich in der dortigen Gegend niedergelassen haben, Vieh abgegeben. An schwarzen Arbeitern hat Herr H. genug. Trotz des Arbeitermangels ist es ihm gelungen, eine genügende Anzahl Leute zu erhalten. Viele liefen ihm aus dem Felde zu und bleiben gern bei ihm, da er sie richtig zu behandeln versteht. Herr H. ist mit seinen bisherigen Erfolgen sehr zufrieden und sieht der Zukunft mit besten Hoffnungen entgegen.

Mit ihm waren noch vier seiner Witzenhäuser Studienfreunde nach dem Hererolande gezogen, und alle hatten anfangs bei ihm gewohnt. Einer dieser Freunde, Herr L., hat schon seit drei bis vier Monaten sein Gehöft, 8 km südlich von dem H.schen Besitztum bezogen. Ihm gilt unser nächster Besuch.

Der Weg führt durch die gleiche Landschaft wie vorher: prächtiges Weideland mit dichten Baumbeständen, wie man sie in Südafrika sonst nirgends kennt. Darunter ist der Kameldornbaum (Giraffen-Akazie), der König der südafrikanischen Bäume, welcher mit seinem mächtigen, knorrigen Gefüge des Stammes und der Äste mit unserer deutschen Eiche wetteifert, an Härte des Holzes sie aber bedeutend übertrifft, einer der stattlichsten Bäume unserer Erde. Da — was ist das? Ein Schneefeld? Vor uns liegt ein ebenes Stück Land, etwa 1 qkm groß, schneeweiß und die Augen blendend im Widerschein des Sonnenlichtes; und gegen dieses blendende Weiß heben sich die Stämme

und schirmartigen Kronen der zerstreut in dem scheinbaren Schneefelde stehenden Kameldornbäume mit merkwürdiger Schärfe ab. Wir reiten näher und finden des Rätsels Lösung. Jener Schnee ist ein Feld der tulpenartigen, unserer Herbstzeitlose ähnlichen großen Lilien, die um diese Jahreszeit z. B. auch im Klein-Windhuker Tale in dichten Flächen blühen. Von derartiger Dichtigkeit wie hier haben wir diese Weihnachtsblume noch nirgends gefunden. Fast scheuen wir uns, durch die Hufe unserer Pferde diese Pracht zu beschädigen. Eine neue Überraschung gewähren uns die großen Heuschreckenvögel, wahre Riesenkerle, die in Gruppen von etwa zehn bis zwölf Stück auf den wagerechten Kameldornästen sitzen und sich bei unserer Annäherung, ihre mächtigen Schwingen ausbreitend, erheben. Hunderte dieser Vögel fliegen über uns dahin.

Bald liegt Herrn L.'s Gehöft vor uns; in einem Vierteljahr ist alles aus einem Nichts entstanden. Das Wohnhaus mit vier Stuben war gerade fertig geworden, und Herr L. hielt eben seinen Einzug aus dem bisher von ihm bewohnten Zelt. Das Haus macht den Eindruck, als habe ein gelernter Maurermeister es gebaut, und doch hatte Herr L. es eigenhändig und ganz allein, nur mit Hilfe seiner ungeübten Schwarzen als Handlanger fertig gebracht. Ja, mehr noch als das! Auch das gesamte Zimmermanns- und Tischlerwerk, sämtliche Schlosserarbeiten, das Legen des Zementbodens — die Mischung des Stoffes nach eigenem Rezept —, kurz alles, was zur Vollendung eines Hauses gehört, ist alleiniges Werk des Herrn L. Alle Achtung vor der Ausbildung auf der Kolonialschule zu Witzenhausen, welche ihre Zöglinge zu so praktischen, selbständigen Kolonisten erzieht! Außer dem Hause hat Herr L. einen Brunnen mit Pumpe angelegt. Etwa drei Morgen sind mit Kartoffeln und Gemüse bepflanzt, und mitten in einem großen Maisfelde steht eine anmutige Laube, in der Herr L. bei unserer Ankunft eben sein Frühstück einzunehmen im Begriff war. Er besitzt 20 Kühe und 200 Stück Kleinvieh. Schwierigkeit bereitet dem tüchtigen Manne die Arbeiterfrage; es ist ihm bisher nicht gelungen, eine hinreichende Anzahl zu erhalten, obwohl er sich ebenso wie die anderen Witzenhausener Herren auf die richtige Behandlung der Eingeborenen gut versteht.

Nicht minder interessant und mit Freude erfüllend war der Besuch bei Herrn W., welcher sich etwa zwei Reitstunden südwärts von Herrn L. vor kürzerer Zeit angesiedelt hatte. Herr W., welcher aber kein „Witzenhauser" ist, stammt aus Leipzig, ist mit einer liebenswürdigen, heiteren Wienerin verheiratet, hat zwei reizende Kinder und hat auch den Bruder seiner Frau mitgebracht. Diese jungen Ansiedler haben sich ebenfalls ein hübsches Wohnhaus mit Veranda gebaut, daneben Vorratsgebäude und Ställe; ein wohlgepflegter Gemüsegarten liegt bei dem Gehöft. Sie hatten klugerweise möglichst alles, was sie an Geräten gebrauchten, sofort aus Deutschland mitgebracht. 70 Rinder und 120 Stück Kleinvieh sind ihr lebendes Besitztum. In den letzten Tagen vor unserer Ankunft hatte ein Leopard sich als ungebetener Gast nächtlicherweile eingestellt. Herr W., der auf alles eingerichtet ist, hatte schleunigst die Raubtierfalle aufgestellt, und siehe da! plötzlich knackte es im Gebüsch, und der Räuber trat hinkend, die Falle am Fuße mit sich nachschleppend, daraus hervor. Ein wohlgezielter Schuß mitten in die Stirn streckte das Tier sofort tot nieder. Es war der schönste und größte Leopard, welchen wir je zu Gesicht bekommen haben, ein prächtiges Tier.

Erwähnt sei noch, daß die gesehenen Farmen eine Größe von 5000 bis 7000 ha haben. Der Eindruck, den ihre Inangriffnahme gemacht hat, ist der denkbar günstigste und geeignet, uns für die weitere Entwicklung unserer Kolonie mit den schönsten Hoffnungen zu erfüllen.

Aus den Windhuker Nachrichten.

---

11. Ein Feldprediger in Südwestafrika.

Unsere Märsche begannen wir meist in erster Frühe, um in den heißen Stunden rasten zu können. War der Feind in der Nähe, so marschierten wir des Nachts, um nicht durch die weithin sichtbare Staubsäule den Anmarsch zu verraten.

Sollte kein „Treck" mehr gemacht werden, der Tagesmarsch beendet sein, so wurde ein Biwakplatz ausgewählt, der gutes, reichliches Gras für die Pferde hatte und nicht in zu dichtem Busche lag. Manchmal mußte lange nach einem Platze gesucht werden, der Pferdeweide und Schußfeld zugleich darbot.

Seine Sättel legt der Truppenteil kreisförmig zusammen. Ist der Biwaksplatz günstig an einer Wasserstelle gelegen, so können die Pferde zur Tränke geführt und die Wassersäcke gefüllt werden. War keine sichere Aussicht auf Wasser, so hat jeder seinen rechtzeitig versorgten Wassersack am Sattel mitzuführen.

Es geht möglichst still und schnell her in solchem Biwak. Die Lagerwache, die Pferdewache tritt an. Es wird abgekocht, falls der Feind, dem die Truppe ihren Anmarsch verbergen will, nicht in der Nähe ist.

Das erste Sternbild steht schon eine Weile am Himmel. Es ist das südliche Kreuz mit den beiden benachbarten Sternen des Centauren. In mattem Glanz geht es auf, aber als erstes tritt es am Abendhimmel hervor. Nach wenigen Stunden flimmert und leuchtet der südliche Sternhimmel in ganzer Pracht. Auch das Kreuz hat dann sehr an Helligkeit gewonnen und strahlt als ein flammender Christengruß vom Himmel hernieder, als wenn's den deutschen Kriegern dort unten sagen wollte: Sieh, ich bin auch hier und geleite Euch bis in die fernste Wildnis, bis an die Enden der Erde. Nach Melanchthons Wort ist das Kreuz ja die kürzeste Predigt des Christentums — sicherlich auch, wenn es hier im fernen Kriegslande vom Abendhimmel herniederschaut.

Treten wir zum nächsten Feldgottesdienste wie in der Regel am Abend zusammen, wenn der Tag kühler geworden ist und dies Sternenbild als erstes und noch einziges über uns aufgeht, so soll das südliche Kreuz uns die Festpredigt halten. Wie vieles hat es einer Truppe in solcher Lage zu verkünden!

Kann der Abteilung mehr Ruhe und können mehrere Ruhetage hintereinander vergönnt werden, so kommt der Dienst des Feldpredigers zu seinem Rechte. Dann suchen wir unseres Gottes Nähe, und mancher, der ihn seit Jahren vergaß, wacht wieder auf. Oder wir sitzen am Lagerfeuer zusammen und halten Biwaksabende. Wort und Lied, Humor und Ernst wechseln. Offiziere, zumal alte Afrikaner, werden um ihre Mitwirkung gebeten. Sie

erzählen von Erlebnissen und Gefechten, von der Eigenart Südafrikas. Ein mannhaftes Christenwort und ein deutscher Choral machen den Schluß. Hält der Feldgeistliche solche Biwaksabende allein, so wählt und ordnet er Lieder, Erzählungen und Ansprachen so, wie sie ihm am besten für die Herzen und Gewissen zu passen scheinen.

Der Oberst kam meinen Vorschlägen und Bitten bereitwilligst entgegen, und von Anfang an war es eine Freude, wie die Truppen bei der Sache waren.

In solchen Ruhezeiten ließen sich auch am passendsten Schriften verteilen, soweit der Amtskoffer für sie Raum geboten hatte oder die Feldpost sie nachführte. Sonntagsblätter, gedruckte Predigten, die bekannten „Soldaten-Ansprachen" sind weithin ins afrikanische Sandfeld gedrungen. Eine freudige Überraschung war's, als die Feldpost mir in dieser Zeit einige Pakete mit Büchern Sam. Kellers (Ernst Schrill) überbrachte. Für die Spende eines Arztes waren sie beschafft, und der Verleger hatte einen ganz geringen Preis berechnet, um recht viele liefern zu können. Solche männliche, gehaltvolle Soldatenlektüre konnten wir gebrauchen. Sie wanderte von Hand zu Hand; für ein gutes handliches Buch fand sich selbst bei diesen afrikanischen Märschen noch Platz. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges haben mir Freunde, Bekannte und Unbekannte gar manches vortreffliche Buch für die Truppen zugesandt. Hätten sie nur Zeugen der dankbaren Freunde sein könne, die ihre hier zehnfach wertvollen Liebesgaben weckten! Es waren Festtage, als ich z. B. Schriften von Felix Dahn oder Wilhelm Rabe verteilen durfte, die mir beide für unsere Krieger geschickt waren.

Ernster und trauriger war meine Aufgabe im Gefechte. Unvergeßlich bleibt mir ein ergreifendes Erlebnis aus dem furchtbaren Kampfe im Aub-Tale.

Der Major mit dem Schuß in den Unterleib liegt hier und leidet entsetzliche Qualen auch vor Durst. Er ruft mich und sagt: „Bringen Sie meiner Mutter die letzten Grüße und sagen Sie ihr, daß ich im Glauben an meinen Erlöser sterbe!" Die Mutter werde ich nun besuchen und ihr mündlich die letzten Grüße bringen. Als ihm die Schmerzen unerträglich wurden, gab man ihm Morphium, das ihn wieder zur Klarheit brachte. „Tausend Mark für einen Schluck Wasser!" schrie er. Nach einer Weile schrie er noch einmal auf: „Zehntausend Mark für einen einzigen Schluck Wasser!" Auf den letzten Ruf des Majors kommt ein schwer verwundeter Sergeant herangekrochen, der noch ein bißchen Rotwein in der Flasche hatte. Er schleppt das seinem Major heran und bittet ihn, zu trinken. Der Major sieht den Soldaten an; man merkt, wie er mit sich ringt, wie er aber dann entschlossen den Trunk zurückweist. „Sie müssen zurück zum Geschütz", sagt der Major, „trinken Sie darum selbst; mit mir ist es ja doch vorbei!" Der Major wollte lieber verdursten, als einem noch etwas Kampffähigen die notwendige Labung entziehen.

Ein anderer Soldat wimmerte, er war fast zur Unkenntlichkeit zerschossen und lag auf der Brust. „Kann ich Ihnen noch einen Liebesdienst tun?" fragte ich. „Sorgen Sie dafür", war die Antwort, „daß dieser letzte Gruß an meine Eltern nach Leipzig kommt!" Es war ein Notizbuch, in dem geschrieben stand: „Herzlichen Gruß von Eurem sterbenden Sohne! Ich habe hier draußen im Kriege bei den Gottesdiensten meinen Gott und Erlöser wiedergefunden. Euer Sohn." Er ist nicht der einzige gewesen; es haben viele draußen ihren Herrn wiedergefunden.

Es ist bekannt, wie am Abend des zweiten Tages von Schwarzen aufgestautes Regenwasser gefunden wurde. Herrliche Szenen von Pflichttreue spielten sich ab, als die ersten Wassersäcke wieder in die Schützenlinien kamen. — Am dritten Tage, dem 4. Januar, gelang uns der Sturm mit der letzten Kraft. Die Wasserstelle war unser. Nun konnten auch die armen Pferde getränkt werden. Schrecklich war es gewesen, wie die Tiere vor Durst gebrüllt hatten. Vom 1. Januar früh bis 4. Januar nachmittags 3 Uhr hatten sie keinen Tropfen bekommen. Als die Tiere jetzt Wasser witterten, zitterten sie am ganzen Leibe. Als Leute der 7. Kompagnie herankamen zu der Wasserstelle, stellten sie sich erst zusammen, und die halbverschmachteten Leute stimmten an: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!" Dann kochten sie ab. Ein Kreis von Verwundeten sitzt beisammen. Ein Unteroffizier reicht einem Kameraden das kleine Feldgesangbuch und sagt: „Du, in solchen Zeiten gewinnt man das Buch lieb!"

Aus Max Schmidt: „Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika."

---

12. Eine Straußenjagd in Deutsch-Südwestafrika.

Der Morgenwind erhebt sich und fährt pfeifend über die allmählich erwachende Steppe. Eisig kalt ist er, Menschen und Tiere erschauernd bis auf die Knochen, und frierend hüllen die Reiter sich fester in ihre Mäntel.

Fern im Osten, tief im untersten Teil einer riesigen „Pforte", eines Durchbruches durch das massige, noch im Dunkel liegende Gebirge, zeigt sich jetzt ein heller Schein, zunächst noch fahlgelb und unbestimmt, dann leuchtender — wachsend und flackernd dehnt er sich über den östlichen Himmel aus. Jetzt färbt er auch das jäh abstürzende Felstor der Pforte, und nun zuckt und flammt es plötzlich auf wie fernes Wetterleuchten, und aus dem noch unbestimmbaren Gewirr am Horizonte hebt sich strahlend die Sonnenscheibe. Mächtige Feuergarben in brennendem Rot und glühendem Gold schießen zum Himmel empor, und wenige Minuten später hat der junge Tag sich vollends erhoben und durchleuchtet die weite Steppe mit seinem überquellenden Lichte. Tausend Gegenstände, die eben noch für uns in grauem Halbdunkel lagen, stehen jetzt plötzlich klar und scharf vor unsern Augen. Den Erdboden, der uns als braunschwarze Masse erschien, sehen wir bedeckt mit kurzem, grünem Grase, aus dem zahllose buntgefärbte Blüten schimmern. Die erdrückende Masse des fernen Berglandes gliedert sich in ihre tausend Einzelheiten, in Kuppen und Täler, in Grate und Schluchten, und eine weite wellige Hügellandschaft wird vor dem Gebirge sichtbar, in anmutiges, zartes Grün getaucht.

Das Nachtleben der Steppe erstirbt wie mit einem Zauberschlage. Die zahllosen Eidechsen, die mit ihrem schrillen, mißtönenden „gek-gek" die Luft erfüllten, die Nachtvögel, deren schwirrender, flatternder Flügelschlag Menschen und Pferde erschreckte, das Fauchen der Wildkatze, das heisere, bellende Lachen der umherschweifenden Hyäne: sie sind verstummt. Das Sonnenlicht hat sie verscheucht und zurückgetrieben in ihre Schlupfwinkel und Höhlen, und wie ein narrender Spuck sind sie verweht, verschwunden von der Erde.

Glitzernder Tau liegt auf den Gräsern und perlt von den Büschen und Bäumen, die sich inselartig hier und dort aus dem weiten Grasmeer erheben. Schon mildert sich die Kälte der Nacht unter den ersten erwärmenden Strahlen der Sonne. Große Völker von Perlhühnern fliehen vor den nahenden Reitern, und weit entfernt von der Straße, auf- und niedertauchend in dem hohen Grase, werden äsende Antilopen sichtbar. Trab und Schritt wechseln ab. Die Zeit verrinnt und die Tageshitze wird fühlbarer, wenn der frische Morgenwind, der von den fernen blauen Bergketten stoßweise herüberweht, nachläßt.

Jetzt dreht ein Nebenweg nach rechts aus, und wir folgen ihm, um an einer „Vley", einem Teiche, der dort zwischen Gebüsch, Schilf und Binsen versteckt liegt, eine kurze Rast zu machen. Schnaubend wittern die Pferde das Wasser, und bald saufen sie, des Zaumes und Sattels ledig, in langen, durstigen Zügen. Aus den Satteltaschen wird rasch Brot und kaltes Fleisch hervorgeholt, und ein hastig eingenommener Imbiß erfrischt den Reiter. Dann geht es wieder hinaus in die Steppe.

Vor dem Trupp reitet ein eingeborener Späher, der mit scharfem Auge die weiten Ebenen durchforscht, denn der Ritt soll zugleich der Jagd auf ein edles Wild, den Strauß, gewidmet sein, der zu jenen Zeiten noch häufig die Steppen bei Karibib bevölkerte.

Der Sonnenball steigt höher und höher, und die Hitze nimmt zu. Das ist die beste Zeit für die Jagd auf das von uns ersehnte Wild, denn die mächtigen, schnellen Vögel erschlaffen nur in der Mittagshitze vor dem nachsetzenden Roß des Jägers. Wir reiten leicht bergab in eine grasgefüllte Mulde hinein, die ein kiesiges Bachbett durchquert, bis plötzlich unser Späher mit kurzem Rucke hält und nach Süden deutet. Unsere Augen folgen der Richtung seines ausgestreckten Armes, und richtig, dort, weit im Tale, wohl 1500 m von uns entfernt, erblicken wir zwischen dichtem Gebüsch die Bewegungen lebender Wesen. Ich hielt sie zunächst für weidende Rinder, aber ein Blick durch den Feldstecher belehrte mich, daß wir in der Tat Strauße vor uns hatten.

Jetzt hieß es handeln, richtig und vorsichtig handeln. Nach kurzer Verabredung lösen sich zwei Reiter aus unserer Schar und verschwinden, vorsichtig sich hinter Büschen deckend, nach rückwärts in der Richtung, aus der wir eben gekommen sind. Sie sollen, weit ausholend, das Wild umgehen, ihm den Wind abgewinnen und versuchen, die stolzen Tiere langsam auf uns zuzutreiben.

Wir sitzen schnell ab, bringen unsere Pferde in Deckung und beobachten scharf die ruhig weiteräsenden Strauße, die noch keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr haben.

Die Zeit verrinnt. Fast eine Stunde ist vergangen, als sich plötzlich eine Bewegung unter dem Wilde zeigt. Einer der männlichen Strauße, die deutlich von den heller gefärbten weiblichen zu unterscheiden sind, richtet sich sichernd hoch auf, und gleich darauf setzen sich die Tiere langsam in der Richtung auf uns in Bewegung. In Eile machen wir uns bereit, jederzeit aufzusitzen und dem Wilde nachzujagen und so zum Schusse zu kommen, falls es, durch einen unvorhergesehenen Umstand beeinflußt, von seiner bisherigen Richtung abweichen sollte.

Und so entwickelt sich die Jagd in der Tat. Weit draußen im „Veld" wird jetzt einer unserer Jäger sichtbar, der, langsam vorwärts reitend, in

gerader Linie auf uns zuhält. Er kann von den Vögeln noch nicht bemerkt worden sein, die jetzt plötzlich in wilder Flucht, wie über den Erdboden dahinfliegend, davon stürmen. Jede Sekunde ist kostbar. Wir werfen uns auf die Pferde und jagen in vollem Galopp auf die Strauße zu, die sich pfeilschnell nähern, dann aber, aufgeschreckt durch den Lärm der heranbrausenden Reiter, eine sekundenlange Zeitspanne stutzen, um in neuer Richtung, einen gewaltigen Haken schlagend, gerade vor uns her die Flucht fortzusetzen.

Der kurze Augenblick des Stutzens bedeutete für uns den Erfolg der Jagd. Herunter vom Pferd, das Gewehr an die Backe, und Schuß um Schuß. 200 m nur trennen uns von dem Wilde, das wie der Sturmwind vor uns herfegt, 200 m, die sich in Sekunden auf 4, 6, 800 m erweitern, so daß wir das Feuer einstellen müssen.

Mein eingeborener Diener, ein Bastardjunge aus Rehoboth, ist der erste auf dem Gaul und ruft mit Jauchzen: „Herr, eine gute Jagd, zwei Vögelstrauße liegen!"

Langsam reiten wir heran und haben, als wir uns dem bereits verendeten Wild nähern, alle Mühe, die Pferde zu beruhigen, die vor den toten Körpern im wallenden Federkleide scheuen. Wir satteln ab und lassen die Pferde weiden, für uns aber beginnt die mühevolle Arbeit des Auslösens der prächtigen Federn, die geraume Zeit in Anspruch nimmt. Dann überlassen wir uns im Schatten einiger weitverzweigter Dornbüsche der Ruhe, und spät am Abend erst reiten wir in die Schlucht hinein, wo uns die Kameraden aus Omaruru bereits am lodernden Wachtfeuer erwarten.

Kurd Schwabe.

---

13. Löwenjagd.

Nördlich vom Kunene, in den unendlichen Weidegründen zwischen Chellagebirge und Elefantenfluß gibt es noch außerordentlich viel Löwen. Es verging keine Nacht, wo ich nicht das Vergnügen hatte, ihrem nervenerschütternden Konzerte zu lauschen. Ich gab mir damals die größte Mühe, mit ihnen im Felde zusammenzutreffen, aber alle Versuche waren vergebens.

Von Wild war dort besonders zahlreich das Quagga vertreten, und gerade das Fleisch dieses Wildpferdes ist von den Löwen besonders geschätzt. Wo sich viele Quaggas aufhalten, wird man auch immer Löwen antreffen. Ich fand zu verschiedenen Malen die frischzerrissenen und halbverzehrten Reste von Quaggas — aber, obgleich ich jedesmal sofort in der vorsichtigsten Weise einen Selbstschuß anlegte, gelang es mir damals doch nicht, auf diese Weise einen Löwen zu strecken. Es ist dies die gewöhnlichste Art, wie z. B. die Buren ihre Löwenfelle erbeuten.

Die viel empfohlene und meist vorgezogene Jagdart, bei einem angebundenen Gaul oder einer kläglich meckernden Ziege in den Ästen eines Baumes wohl versichert und geborgen, in Mondscheinnächten auf Löwen zu passen, war nicht nach meinem Geschmack, und ich habe sie nicht ausgeführt. Das ist kein vornehmes Weidwerk!

Meinen Hauptschlag sollte ich machen, als ich es am wenigsten vermutete. Ich jagte damals im Kaokofelde nordwestlich der großen Salzpfanne,

nur wenige Tagemärsche vom Kunene, und zwar hauptsächlich auf die riesigste Antilope, die es gibt, die Eland-Antilope.

Sie ist eigentlich ein harmloses Tier, und man sollte sie lieber fangen und zähmen als totschießen. Wegen seiner kolossalen Stärke ist dieses Wild sehr wenig flüchtig und mit einem guten Pferde leicht zu hetzen; denn ein alter feister Elenbull wiegt seine 15 bis 20 Zentner, und hat eine riesige Wamme, die ihm immer bei der Flucht vor die Vorderläufe schlägt.

Ich hatte an einem Spätnachmittage solch alten Elandbullen gestreckt. Leider kam ich erst bei Dunkelheit ins Lager zurück und konnte das Wildbret nicht mehr holen lassen. Törichterweise hatte ich auch niemand von meinen Leuten dort gelassen und so fürchtete ich mit Sicherheit, am nächsten Morgen nur noch klägliche Reste der Hyänenmahlzeit vorzufinden. Als wir dann wirklich am Orte der Tat erschienen, waren nur noch zwei Drittel der Antilope vorhanden, aber keine Hyänen hatten dort Mahlzeit gehalten, sondern ein kolossaler alter Löwe, wie mein führender Buschmann sofort erklärte.

Natürlich ärgerte ich mich über diesen Vorfall weidlich, ließ einen Teil meiner Kaffern bei der Beute zurück, um, was noch zu retten war, ins Lager zu bringen, während ich selbst mit einem Buschmann und einem Kaffern die Verfolgung des Räubers aufnahm. Große Hoffnung hatte ich freilich nicht, denn wir waren mindestens schon ein Dutzend solcher Verfolgungen ohne Ergebnis verlaufen. Entweder führte die Fährte in so dichten Elefantdornbusch, daß einem die Lust am weiteren Spüren von selbst verging, oder sie verlor sich in dem Grase irgend eines trockenen Flußbettes — beides die bevorzugten Schlupfwinkel des großen Raubzeuges.

Nach einer Stunde ungefähr fanden wir unter einem dichten Busch ein frisches Lager, in dem der Löwe gesessen hatte. Von hier aus führte die Fährte flüchtig weiter. Wahrscheinlich hatte er uns rechtzeitig vernommen und es vorgezogen, uns aus dem Wege zu gehen. — Nur wütender Hunger oder Verwundung wird ihn angreifen lassen. —

Mein Buschmann wollte die Verfolgung schon aufgeben und meinte, wir würden ihn doch nicht mehr kriegen. Ich ließ aber die Hoffnung noch nicht sinken, und wir setzten nach kurzem Aufenthalte die Verfolgung fort. — Kaum eine Viertelstunde später sprang mein Führer plötzlich beiseite und deutete nach vorn: „Da steht der Löwe!"

Mit einem Satze war ich vom Pferde und machte mich fertig. Zunächst konnte ich den Löwen gar nicht sehen, schließlich entdeckte ich ihn aber doch hinter einem ganz dichten Dornbusch, etwa hundert Schritte entfernt.

Er stand halbspitz, war aber so durch Zweige gedeckt, daß ich nicht schießen mochte. So sahen wir uns denn einige Sekunden ins Angesicht, die ich nie vergessen werde. Ich hatte nur einen Gedanken und zwar Furcht, daß er mir entwischen könnte.

Was in seinem Schädel vorging, kann ich nicht sagen. Sehr majestätisch und königlich sah er mir jedenfalls nicht aus. Schließlich kam er, wohl durch eine Bewegung meines Buschmannes veranlaßt, der langsam rückwärts kroch, hinter seiner Deckung hervor und duckte sich zusammen. Jetzt hatte ich ihn ganz spitz von vorn und vollkommen frei. So hielt ich ihm denn nach dem Schädel und ließ fliegen. Mit einem furchtbaren Gebrüll rollte er zusammen und schnellte ein paarmal in die Luft, wie ein durch den Kopf geschossener Hase. Das war alles. Als ich herantrat, hatte er schon Testament gemacht. Wir zogen ihm das Fell ab und warfen es auf meinen

Gaul. Der Buschmann mußte den Kopf abschneiden, ich saß wieder auf, und wir ritten nach Hause. Meine Leute jubelten wie unsinnig. Ich hätte es auch gern getan, aber ich hatte nichts mehr zu trinken. So verfloß dieser Tag wie alle anderen, und ich weiß heute nicht einmal, ob es ein Sonntag oder ein Alltag war.

Später schoß ich noch zwei Löwen, aber — im Selbstschuß. Das war Zufall oder Glück, aber wenig nervenaufregend. Es kann ja auch einmal schief ablaufen, wenn die Bestie nur verwundet ist, aber man nimmt bei solchen Gelegenheiten seine Hunde mit, die können einem dabei gute Dienste leisten.

Im Ovambolande erlebte ich auch eine Löwengeschichte, an die denke ich aber nicht gern zurück. Ich wollte eine Wasserstelle abspüren und traf kurz davor einen Trupp von fünf Löwen, die wohl dieselbe Absicht hatten. Sie zogen auf 200 Schritt an mir vorbei und verschwanden auf Nimmerwiedersehen im Busch. Vorn war eine alte Löwenmama, dann kamen zwei Junge, so groß wie Pudel, dann ein vorjähriger Sprößling und schließlich der alte Herr. Für einen sicheren Schuß war mir die Entfernung zu weit, als ich mich näher heranbirschen wollte, waren sie aber verschwunden. Auf 100 Schritte hätte ich mit der Gesellschaft sicher angebunden, denn meine Büchse war mit fünf Patronen geladen, und drei hatte ich bloß nötig. Ich hatte also immer noch zwei für alle Fälle.

Im Eisen habe ich Löwen nie gefangen, darüber kann ich also nichts erzählen. Aus: Auf flüchtigem Jagdroß durch D.-S.-W.-Afrika, vom „Wilden Jäger."

---

14. Geländekenntnis in Deutsch-Südwestafrika.

Sehr wichtig ist es für den Reisenden in Südwestafrika, daß er schnell lernt, sich zurechtzufinden. In den weiten Steppen im Norden und Osten und den oft einförmigen Gebirgszügen kann er sich leicht verirren; schon mancher Neuling ist den qualvollen Dursttod gestorben.

Ein kundiger Afrikaner unterrichtet sich genau über den Lauf der Sonne, die am Tage die Himmelsrichtung angibt. Bei bedecktem Himmel kann er abends den Sonnenuntergang, weniger gut morgens den Sonnenaufgang, dadurch berechnen, daß er die Mitte der Stelle nimmt, die am Horizonte hell erscheint. Am Tage selbst ist es oft ganz unmöglich, bei bedecktem Himmel die Sonne festzustellen.

Das wichtigste Sternbild ist in Südafrika das Kreuz, das aus vier Sternen besteht, welche die vier Enden eines Kreuzes angeben. Rechts schließt sich ein großer dunkler, gestirnloser Fleck an, den man den Kohlensack nennt. Es ist nun durchaus falsch, wenn man sagt, das Kreuz stehe immer im Süden; und schon oft hat sich jemand verirrt, weil er das geglaubt hat. Dadurch, daß man die beiden Sterne, die am weitesten auseinander stehen, durch eine Linie verbindet, erhält man die Längsachse des Sternbildes. Wenn man nun diese Linie fünfmal nach unten verlängert, so trifft sie genau den Südpunkt, in dessen Nähe der Südpolarstern steht.

Sehr wichtig für das Zurechtfinden sind die Eisenbahnlinien und die Wagenwege. Der Unkundige muß sich stets vor der Reise genau unterrichten, welche Wege von den eigenen abzweigen, und lernen, einzelne ausbiegende

Wagenspuren zu vermeiden, die meist bald auf den Hauptweg zurückkommen. Neue Wege zeigen zwei Fahrrinnen, zwischen denen noch Grasbüschel und Büsche stehen, ältere Wege haben keinen Pflanzenwuchs mehr, und ganz alte haben ausgefahrene und durch Regengüsse oft zu tiefen Gräben umgewandelte Stellen und sind vielfach ganz aufgelockert. Wer auf solche Dinge sorgsam vom ersten Tage an achtet, wird die Wege bald beurteilen lernen.

Sodann sollte der Reisende die großen Flußläufe kennen und wissen, ob er sich im Quellgebiet des Swakop- oder etwa des Khan- oder des Omaruruflusses befindet. Schließlich ist es von außerordentlichem Werte für ihn, wenn er sich die Kunst des Spurenlesens zu eigen macht. Er muß gelernt haben, die Fußspuren seiner Leute und die der einzelnen Volksstämme, der großen Herero, der zierlichen Hottentotten, der gedrungenen Bergdamara von einander zu unterscheiden und feststellen können, ob es Männer- oder Frauenspuren sind, die vor ihm auftauchen.

Will man die Fährten der Tiere beurteilen, so ist bei Pferdespuren zu beachten, ob die Tiere beschlagen waren, ob vorn, ob hinten, ob sie im Schritt, im Trab oder im Galopp gegangen sind, ob sie rüstig oder müde waren. Beim Rindvieh, ob es Ochsen oder Kühe oder junge Tiere waren, ob sie geweidet haben oder vorbeigetrieben worden sind.

Bei allen Spuren ist es von entscheidender Wichtigkeit, ihr Alter zu kennen. Junge Spuren sehen frisch aus. Wenn man sich etwas entfernt aufstellt und einen langen Blick über den Boden wirft, sieht man, daß diese Spuren heller als ihre Umgebung sind und einen hellen Schimmer haben. Bei ganz frischen Spuren fällt oft der Sand an den Rändern noch ab; er ist krümlig. Alte Spuren haben diesen Unterschied wenig oder gar nicht, ihr Rand ist bereits abgerundet; Würmer und allerlei Tiere sind darüber gekrochen. Spuren, welche im Regen oder gleich nach einem Regen getreten sind, halten sich ziemlich lange frisch. Dasselbe gilt für den Tau. Es ist einer Fährte am Tage anzusehen, ob sie noch während des Taues entstanden ist; die Gräser sind dann niedergebeugt und haben Sand angenommen.

Wasserstellen liegen meistens dicht an Bergen oder in Flußbetten, oft im Gebüsch, im Hererolande im Umkreise von etwa 1 bis 2 km umgeben von Kalkklippen. Sie sind häufig mit reichlichem Baumwuchs bestanden; besonders kennzeichnend sind der sogenannte Ölbaum und die kleinen Orussobüsche der Herero. Die Gräser sind frischer, lebhafter und auch zur Trockenzeit noch grün; meist finden sich Binsen und eine bestimmte Sorte von grünrotem Gras. Vielfach führen Pferde-, Vieh- und Menschen-, besonders Frauen- und Kinderspuren, zum Wasser. Wildfährten trügen oft, weil das Wild manchmal tagelang nicht zum Wasser kommt. Im Sandfelde sind Wasserstellen daran zu erkennen, daß viele Flugvögel, besonders Tauben und Staare, in der Nähe sind, während Perlhühner, die überall in großen Mengen zu finden sind, den landfremden Mann leicht täuschen, weil sie offenes Wasser nicht nötig haben.

Große Aufmerksamkeit erfordert es, besonders im Hererolande, wenn ein Reisender aus den Pfaden, welche das Rindvieh getreten hat, die Lage einer Wasserstelle ermitteln will, weil er dann leicht auf eine alte verlassene Werft, anstatt zum Wasser gerät. Die verlassene Werft wird daran erkannt, daß lauter Baumstümpfe, auch wohl alte Bäume darauf stehen, und ungenießbare, hochstenglige Gräser und Blumen den Platz ausfüllen. Die Viehpfade kommen von allen Seiten auf die Werft zu. Von da gehen die Pfade mehr

nebeneinander in einer Richtung zur Wasserstelle. Wer ihnen folgt, muß auch darauf gefaßt sein, daß solche Viehpfade zu großen Flußbetten führen, die in der Trockenzeit kein Wasser halten.

Im Anfang der Regenzeit sind besonders in den Flußbetten viele Brunnen trockener als in der Trockenzeit. Es hat zwar geregnet, aber noch nicht genug, um den Grundwasserstand zum Steigen zu bringen. Anfänger jubeln oft über den Eintritt der Regenzeit und erleiden dann doch, besonders im Sandfeld den schlimmsten Durst. Wer es sich irgend einrichten kann, legt eine Durststrecke im Sandfelde „mit dem Regen" zurück und sichert sich Buschleute als Begleiter, die dem Reisenden die gefüllten Flußbetten anzugeben wissen.

Auch wer nun bereits eine große Kenntnis von all diesen Dingen erlangt hat, befolgt doch die alte afrikanische Regel, zu allen Ausflügen stets einen geländekundigen, zuverlässigen Eingeborenen mitzunehmen. Er hat dann außer einem Führer stets einen Boten, den er absenden kann, sobald sich irgend etwas ereignet.

Stets ist es gut, einen Kompaß bei sich zu führen. Das rate ich besonders dem, der auf Jagd geht oder reitet. Im Jagdeifer vergißt auch der Eingeborene, genau auf die Himmelsrichtung zu achten, und es geschieht dann dem ältesten und besten Führer, daß er sich verirrt und ängstlich wird.

Ein Landeskundiger, der sich in Südwestafrika verirrt hat, versucht, auf seiner eigenen Spur zum Lager oder zum Wohnort zurückzugeben; gelingt dies nicht, so bleibt er an einer Stelle liegen, anstatt planlos umherzulaufen, wie es Neulinge tun. Sobald seinen zurückgebliebenen Freunden die Zeit seines Ausbleibens zu lang vorkommt, werden sie den Verlorenen suchen; er erleichtert ihnen durch sein Liegenbleiben das Finden, während er zugleich seine eigenen Kräfte schont. Daher gibt jeder, der fortgeht oder fortreitet, stets die Zeit an, zu der er spätestens zurückkommen will. Die Sucher dürfen nie vergessen, für den Verirrten Kost und vor allen Dingen Wasser mitzubringen. In der Nacht geht man nicht auf die Suche, sondern macht auf Kuppen in der Nähe des Lagerplatzes ein Feuer an und schießt von Zeit zu Zeit drei Schüsse hintereinander ab.

Um dem Hunger und dem Durst zu entgehen, ist die Kenntnis der eßbaren Feldfrüchte sehr wichtig. Jeder deutsche Einwanderer tut daher gut, sich von den Eingeborenen die eßbaren Beeren, Früchte und Wurzeln zeigen zu lassen. Sie können den, der sie kennt, eines Tages vor dem Hunger- und dem Durstlode bewahren.

Gesundheitlicher Ratgeber für Südwestafrika. Von Dr. Ph. Kuhn.

---

15. In der Kalahari.

Orkane von ungekannter Gewalt mögen in verflossenen Erdbildungsperioden den feinen Triebsand der Kalahari zu den riesigen Dünenwällen aufgehäuft haben, die sich zwischen langgezogenen Tälern unaufhörlich vor dem Reisenden auftürmen. Als die Wut der Naturgewalten ausgetobt hatte und das in seinen Grundtiefen aufgewühlte Sand-Meer scheinbar plötzlich erstarrte, haben sich im Laufe der Zeit Kämme und Hänge mit üppigem

Graswuchse bedeckt. Die leicht veränderlichen Formen loser Schichtung wurden fest. Wie zäher Schlick sich auf lockeren Sandwellen ablagert, breitete sich eine dichte Grasdecke darüber aus und drückte der Kalahari den bleibenden Stempel ihrer Ursprungsprägung auf.

Der Blick schweift über langgestreckte Dünenrücken, die, in eintöniger Folge aus der Tiefe wieder aufschwellend, zu abgerundeten Horizontlinien verschmelzen. Oft ist der Reiter gleichsam von mächtigen Festungswällen eng umschlossen, aus denen er sich zur Freiheit wieder emporarbeiten muß.

Die hellroten Streifen wieder frei gewehter Dünenrücken durchstreichen das satte Grün des von Kräutern durchsetzten Grasbestandes. Sonst ruht das Auge auf ununterbrochenen Matten, durch die der Boden rostbraun hindurchschimmert. Ein vereinzelter Strauch, eine Gruppe flachgerundeter Büsche, ein niedriger Baum mit silbergrauem, gekräuseltem Behang bilden die spärliche Abwechslung. Die grünrote Farbenmischung, die feierliche Stille dieser großzügigen Steppennatur, die Totenstarre ihrer plumpen Formen wirken mit dem Gesamteindruck ausgesprochenster Eigenart. Nur ein aufsteigender Vogel, ein aufgescheuchter Bock oder züngelnde Giftschlangen in heimlichem Grasdickicht deuten auf Leben in dieser weltfernen Abgeschiedenheit. Zahlreiche Spuren und ausgetretene Pfade nach flüchtigen Wasseransammlungen verraten aber, daß auch sie nicht der Bewohner ermangelt.

Das ist die sogenannte „Wüste" Kalahari! Ein üppiger, von Niederschlägen und perlendem Tau befruchteter Grasgarten von sanfter Natur und weichen Formen. Und dennoch zeitweise eine Wüste!

Wenn die Gräser vergilben und die Nachtfröste ihren Mehltau auf die Pflanzen herabsenken, schrumpft auch die Schama ein, wird saftlos und verdorrt. In ihr hat eine kargende Natur den Ausgleich geschaffen, der die Pforten dieses geheimnisvollen Erdstriches dem Menschen und seinen Tieren vorübergehend erschließt. Von fadem Geschmack, mäßig saftig und sehr kernreich, reicht diese wilde Melone von Apfel- bis Kinderkopfgröße hin, um dem Körper die nötige Flüssigkeit zuzuführen. In reichlichen Mengen genossen, macht sie auch Pferd und Rind für einige Zeit unabhängig von der Wasseraufnahme.

In Hasuur, dessen Weidefeld reich an Schamas ist, kann man Tiere beobachten, die tagelang kaum Wasser nehmen. Im Gegensatze hierzu weisen andere die Schama zurück oder genießen sie auch bei Durst nicht in den Mengen, die ihnen das Wasser zu ersetzen vermögen.

Hiermit ist bei Unternehmungen in die Kalahari ebenso zu rechnen, wie mit dem nur strichweisen Vorkommen der Schama. Oft setzt sie, auch in reicher bewachsenen Gegenden, stundenlang aus; und nicht immer ist daher zur notwendigen Rast ein Schama-Feld zu erreichen.

Mit sorgfältig auf ihre Gewohnheiten erprobten Pferden wird man in den Monaten März bis Mai die Kalahari auf weite Strecken durchreiten können. In ergiebigen Regenjahren kann auch in diesem oder jenem Vley auf Wasser wechselnder Genießbarkeit gerechnet werden. Doch des Pferdes Hufe bleiben an den Boden gebannt! Schwer stapft es durch den tiefen Sand; klimmt keuchend die steilen Dünenhänge hinan und steigt vorsichtig verhaltenen Schrittes wieder zu Tal. Bergan, bergab in unaufhörlicher Folge. Nach kurzer Zeit schon gerät das Tier, auch bei mäßiger Temperatur, in Schweiß. Schweratmend und schaumbedeckt hastet es vorwärts, wenn es

der Reiter zu schneller Gangart antreibt und schwälende Glut über den Dünen lagert.

Nicht nur in bezug auf ihre Wasserarmut, sondern auch auf das für den Reisenden geeignetste Beförderungsmittel gleicht tatsächlich die Kalahari einer Wüste. Wer flott und ungebunden ihre unbegrenzten Weiten durchmessen will, muß auf das Wüstenschiff, das Kamel zurückgreifen. Das Pferd bietet nur einen begrenzten und unzulänglichen Ersatz. Niemals wird sich sein Reiter von dem beklemmenden Gefühl der Gebundenheit freimachen können; niemals, wie auf Kamelesrücken, sich Herr der Natur fühlen!

Wer die Wasserfrage in der Kalahari löst, vermöchte Millionen von Rindern fettestes Weideland zu erschließen. In der Kapkolonie gilt ein nachahmenswerter Brauch. Auf den Kampf mit einer abwehrenden Natur wird eine Belohnung gesetzt. Wer auf ungewisseste Aussicht hin in bisher wasserloser Gegend Wasser erbohrt, erhält die mit einem Schlage geschaffene Farm zum Geschenk. Auf diese Weise sind im Kalahari-Grenzdistrikt Gordonia weite Strecken toten Landes der Wirtschaft und der Kultur erschlossen worden.

Auch wir sollten gegen die Kalahari den großzügigen Unternehmungsgeist des 20. Jahrhunderts und die fast unbeschränkten Machtmittel seiner technischen Errungenschaften ausnutzen. Es gilt, eine wirtschaftliche Festung zu erobern.

In Revieren, wie dem Nosob, ist Wasser vorhanden; im Molopo bereits erbohrt, oder ohne außerordentliche Schwierigkeiten zu erschließen. Ihn wird die Strecke der Zukunftsbahn durchschneiden, die berufen ist, Deutsch-Südwestafrika dem großen südafrikanischen Wirtschaftsgebiete anzugliedern.

Die Aufgabe der Erschließung der Kalahari ist aber erst gelöst, wenn auch inmitten der zusammenhängenden Dünenmassen der erste Bohrer auf Wasser trifft. Ob und bis zu welcher Tiefe der vermutete starke Salzgehalt vorherrschen wird, ruht vorläufig noch im Ungewissen. Die dünnen Schichten des meist brackigen, zuweilen hochgradig salpeterhaltigen Sammelwassers der eingestreuten Vleys und Pfannen gestatten noch keinen Schluß auf die Verhältnisse in der Tiefe.

Gleich einem aus der flachen Senke hervorquellenden Riesenauge zwingt solch ein Vley, auf das der glückliche Reisende stößt, die umliegende Natur in seinen belebenden Bann. Die mit seichtem Wasser bedeckte Pfanne erscheint in glitzernder Starrheit wie eine gewaltige Spiegelscheibe, die eine freundliche Laune in den dunklen Grund der sie gebirgsartig umtürmenden Dünenwälle eingelassen hat.

Wenn aber die grünen Matten und die roten Kämme in der leuchtenden Abendglut versinken, schwarze Schatten sie einhüllen, und der südliche Himmel seine strahlenden Lichter darüber anzündet, dann lösen sich die unbestimmbaren Eindrücke des erstrebenden Tages in einem einzigen wunderbar ergreifenden Schweigen aus. Das ist die echte Kalahari-Stimmung!

Aus der Zeitschrift: „Der Deutsche“.

Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika.

1. Tanga, der Hauptthafen der Kolonie.

Nicht fern von der grünen Küste des Festlandes bahnte sich unser Dampfer durch die noch immer aufgeregten Fluten des Meeres seinen Weg nach Süden. Je mehr wir uns der deutschen Küste näherten, um so anziehender ward das Landschaftsbild, weil über dem grünen Küstensaum in blauer Ferne die schön gezackten Linien der Usambaraberge immer schärfer hervortraten und den Hintergrund des malerischen Bildes abschlossen. Im Vordergrunde brandete das Meer gegen die Korallenriffe und hatte zum Teil in mannigfaltigen Formen kleine Inseln vom Festlande abgespült, zwischen denen hier und da als natürliche Brücke die Oberkante des ehemaligen Landes, mit üppigem Grün bedeckt, stehen geblieben war, während unten die Wellen des Meeres durch diesen Brückenbogen hindurchwogten. Zahlreiche Fischerboote waren sichtbar, die, aus einfachsten Einbäumen hergestellt, nach beiden Seiten weite Ausleger haben. Die kühnen Insassen wagen sich auf diesen zerbrechlichen Fahrzeugen weit in die unruhige See hinaus, um reiche Beute an Fischen und Schaltieren von den seichten Korallenbänken heimzubringen. Der Fischreichtum an den Küsten unserer Kolonie ist teilweise ein so außerordentlicher, daß eine wirtschaftliche Verwertung dieser reichlich fließenden Nahrungsquelle auch für europäische Fischereigesellschaften ernster Prüfung wert erscheint.

Der schöne Leuchtturm von Alenge mit dem im maurischen Stil erbauten Sanatorium auf der weit ins Meer hinausragenden Halbinsel gleichen Namens gibt zuerst Zeugnis von der fürsorgenden Kulturarbeit der deutschen Regierung.

Nach kurzer Fahrt zwischen den Korallenriffen hindurch an der sogenannten Toteninsel vorbei, machte unser Schiff in früher Nachmittagsstunde in dem herrlichen, sicheren Hafen von Tanga an der Boje fest.

Ein entzückendes Landschaftsbild umgibt uns. Überall üppiges Wachstum; prachtvolle Palmenhaine und mächtige Affenbrot- und Mangobäume zeugen von der Schaffenskraft der tropischen Natur in diesem gesegneten, nördlichsten Hafenplatze der Kolonie. In weiter Ferne erstrecken sich hinter

der Toteninsel nach Norden die flachen Kriks (Wasserarme), die mit Mangrovebüschen bestanden, von Kokospalmen überragt, das Bild wirkungsvoll abschließen.

Das große Krankenhaus mit seinen weißen Gebäuden und roten Ziegeldächern am Eingange des Hafens, der mächtige Zollschuppen an der Landungsbrücke, die darüber vor dem hohen Ufer weit hinaus leuchtenden, stolzen Bauten der großen Kaufhäuser und Regierungsgebäude, von saftigem Grün umgeben, machen den allerangenehmsten Eindruck.

In dem Ruderboote des Herrn Bezirksamtmanns, der mich am Bord des Dampfers willkommen hieß im deutschen Ostafrika, fuhr ich an Land. Sein Maultiergespann brachte mich in schneller Fahrt durch die prächtige Strandstraße an den schönen Parkanlagen des Kaisergartens vorbei, zu der sogenannten Boma, dem stattlichen Regierungsgebäude, das, neben der alten von Wißmann erbauten, festungsartigen Boma, mitten in einem wunderbaren tropischen Park gelegen, in den unteren Räumen die Bureaus der Regierung, im oberen Stockwerk die luftigen Wohnungen des Bezirksamtmanns und des Bezirkssekretärs enthält. Trotz ungewöhnlich hoher Tagestemperatur war es auf der breiten Veranda mit dem herrlichen Rundblick über das Wasserbecken des Hafens kühl und erfrischend, weil eine leichte Brise von der See hereinwehte und den Aufenthalt unter dem schützenden Dache noch angenehmer machte.

Ich bin kein Neuling in den Tropen und habe die Schönheit der Farben und Formen tropischer Landschaftsbilder in den Bergen Mexikos und Venezuelas, auf den paradiesischen Inseln der Karaibischen See vor Jahren in wiederholten Reisen kennen gelernt, so daß mich die Üppigkeit tropischer Vegetation, die anmutigen Formen der Palmen, die Farbenpracht der Blüten und Büsche nicht wie manchen Neuling überwältigt. Aber ich muß es offen gestehen, daß mich schon dieser erste Eintritt in unser deutsches Kolonialgebiet aufs angenehmste überrascht hat, und daß ich gern den Worten meines liebenswürdigen Gastgebers glaubte, der aus seiner zehnjährigen Erfahrung mit den begeistertsten Schilderungen der Schönheit und Entwicklungsfähigkeit des großen Ländergebietes den Dank dafür aussprechen wollte, daß ich die weite, beschwerliche Reise gemacht habe, um mit eigenen Augen zu sehen, was hier an deutscher Kulturarbeit bereits geschaffen ist.

Nach einigen Stunden behaglichen Ausruhens und vortrefflicher, leiblicher Verpflegung hatte ich dann am Nachmittage Zeit, die Stadt und ihre nächste Umgebung kennen zu lernen.

Der Vergleich mit der eben verlassenen englischen Hafenstadt Mombassa lag nahe; aber er muß unbestreitbar zugunsten der deutschen ausfallen. Überall herrscht peinlichste Sauberkeit und Ordnung. Schöne gerade Straßen, wohl gepflegt, mit prächtigen, schattenspendenden Alleebäumen bestanden, führen nach allen Seiten hin. Große stattliche Kaufhäuser und Hotels sind entstanden; auch die massiven zwei- und dreistöckigen Häuser der Inder sind sauber getüncht und machen einen guten Eindruck. Weit und luftig in schönen Gärten liegen die Wohnhäuser der Europäer. Eine große Markthalle auf dem etwas sonnigen Marktplatze bietet den zahlreichen schwarzen Verkäufern und Käufern heimischer Landesprodukte Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Ein Teil der Halle war von der Gemeinde zur Aufstellung einer Anlage zum Entkernen der Baumwolle mit Dampfbetrieb hergegeben, die ich

in voller Tätigkeit beobachten konnte. Breit und gut gehalten ziehen sich die Straßen des Inderviertels und der Negerwohnungen in das Land hinein. Von jener Unordnung und dem wüsten Durcheinander der elenden Hütten, wie es bei Mombassa den Fremden anwidert, war hier auch nicht die Spur zu finden. Die eigentliche Negerstadt, deren Hütten an den breiten Straßen unter herrlichen Kokospalmen und schattigen Mangobäumen gelegen waren, machte sogar den allerangenehmsten Eindruck.

In einiger Entfernung von der Stadt sind auf den hohen Ufern am Eingang des Hafens die hellen Gebäude des Krankenhauses erbaut, und ein Besuch dieser musterhaften Pflegestätten der Kranken und Hilfsbedürftigen wird jedem die Überzeugung beibringen, daß hier nicht nur vortrefflich für die weißen und schwarzen Kranken gesorgt wird, sondern auch unermüdlich an der Erforschung und Bekämpfung der Tropenkrankheiten mit Erfolg weiter gearbeitet wird. Zum Glück ist die Zahl der weißen Kranken seit Gründung des Hauses wesentlich geringer geworden, weil die einst so sehr gefürchtete Malaria ein gut Teil ihres Schreckens verloren hat.

Eine friedliche, saubere Bevölkerung füllte die Straßen der Stadt und grüßte in ungezwungener Weise die vorübergehenden Europäer, während die indischen Kleinhändler sich zu besonders demütigem Gruße aus ihrer hockenden Stellung erhoben, sobald wir uns ihren kleinen Kaufläden näherten, in denen sie Getreide und Mehl aller Art, Perlenschnüre und Baumwollstoffe feilhielten.

Auf dem weiten Bismarckplatz, auf dem eine Gruppe von dicht belaubten Mangobäumen die Rolle unserer Dorflinden vertritt, erhebt sich aus schönen Anlagen eine Bronzebüste des Altreichskanzlers und legt Zeugnis ab von der Verehrung, die die deutschen Ansiedler auch in der Ferne dem größten Staatsmann ihrer Heimat bewahren.

Als ich am Abend vor der Veranda des deutschen Klubhauses mit einer stattlichen Anzahl der deutschen Bewohner Tangas und mit ihren Damen die schöne Mondnacht genoß, tönten aus dem von den schwarzen Schülern der Handwerkerschule erbauten Musiktempel die herrlichsten Weisen in die warme Sommerluft hinaus. Eine Musikkapelle von etwa 45 Negerjungen, in weiße Matrosenanzüge gekleidet, spielte unter Leitung ihres deutschen Lehrers in geradezu künstlerischer Weise und verfügte über einen so reichen Schatz klassischer und moderner Musikstücke, daß man seine aufrichtige Freude haben mußte, an dem, was liebevolle Hingabe an den Beruf diesen Naturkindern in kurzer Zeit beizubringen vermocht hatte. Wenn man dann sah, wie Hunderte von Bewohnern des Negerviertels dicht gedrängt vor dem Musiktempel standen und stundenlang andächtig den Klängen der Musik lauschten, so kann man es nicht glauben, daß aus diesen glücklichen Naturkindern nicht unter geschickter Leitung einmal ein brauchbares Kulturvolk sollte geschaffen werden können.

Ein Besuch der Handwerkerschule, der auch diese musizierenden Negerknaben angehörten, hatte mir schon am Nachmittage gezeigt, was eine verständige Erziehung vortrefflicher Lehrer aus ihnen zu machen verstanden hat. Man will die Neger zur Arbeit erziehen, sie lehren, ihre Kräfte im eigenen, wie im Gesamtinteresse nutzbar anzuwenden. Niemand kann im Zweifel sein, daß die praktische Arbeit, die vor allem und mit Sorgfalt und Verständnis in der Schule gepflegt wird, einen großen Segen für die Kolonie bringen

muß. Denn nicht bloß im Lesen, Schreiben und Rechnen werden die Schüler unterrichtet, sondern man bildet sie auch zu tüchtigen Maurern, Tischlern und Holzarbeitern aus und hat eine große, gut eingerichtete Druckerei geschaffen, in der die halbwüchsigen, schwarzen Jungen eine eigene Zeitung, die „Usambara-Post", setzen und drucken und eine Menge von Druckarbeiten für Regierung und Private anfertigen.

Um den Wert alles dessen richtig einschätzen zu können, was hier in so kurzer Spanne Zeit geschaffen worden ist, muß man bei alledem bedenken, daß kaum anderthalb Jahrzehnte vergangen sind, seitdem die deutsche Flagge hier gehißt wurde, und nach Niederwerfung des Araberaufstandes und Unterdrückung des Sklavenhandels die ersten Anfänge einer Kulturarbeit begonnen wurden. Aus dem Buche von Hermann Paasche, „Deutsch-Ostafrika."

---

2. Tabora.

Tabora liegt im Mittelpunkt einer Landscheibe, über die einige Stunden weit nach jedem Pfeil der Windrose zahlreiche Gehöfte, Weiler und kleinere aber auch größere Dörfer regellos ausgestreut sind. Von dem Grunde der Scheibe erhoben sich hier und da niedrige Hügelketten, die meisten davon sehr kahl und viele mit Granittrümmern besät, die fast auf allen Seiten die Stadt in weitem Kranze umgeben. Als ich nach Norden aufbrach, traf ich Felder, auf denen Mais und Maniok standen, helle Bananenhaine und dunkle Mangogärten, dazwischen Grasflächen oder verwachsenes, verwildertes, unbenutztes Ackerland, hier und da eine Anmut und Kraft vereinende Dattelpalme oder breitastige, wilde Feigenbäume. Bald zeigten sich versprengte, freiliegende Hütten oder größere, von hohen Euphorbienhecken eingehegte Gruppen, aus deren Dunkel der dumpfe Ruf der Wildtauben oder das Flöten einer rotbäuchigen Drosselart schallt, bald Rinderherden, von mageren Watussi-Hirten mit langen Stäben behütet; oder Kleinvieh unter der Aufsicht von nackten Bübchen, die den Ziegen immer wieder mit Steinwürfen die Maisfelder verleiden müssen. Dazwischen erklang von irgendwo her der Schlag von Schmiedehämmern oder der Ton von Axthieben oder das Stampfen der Stößel in den Getreidemörsern, Rufen, Singen, Kindergeschrei und Hundebellen. Das ist das Bild und die Stimmung der Landschaft, wie sie die ersten Tage meines Marsches mir boten.

Mein Tisch steht auf einer geräumigen Veranda, die durch hohes, dichtes Strohdach vor jedem Sonnenstrahl geschützt ist. Sie nimmt die ganze, mehr als 20 m lange Vorderseite eines für zentralafrikanische Begriffe unerhört stattlichen Hauses ein, das ein unternehmender deutscher Händler am Markte von Tabora erbaut hat. Wenn ich von meinem Schreibtische über die niedrige Brüstung hinwegblicke, so sehe ich dicht unter mir eine breite, saubere Straße, die auf beiden Seiten von den Markständen begleitet wird, einfachen offenen Hallen, deren roh gezimmerte Holzpfeiler das aus Grasbündeln und Bast dicht gefügte Schutzdach tragen. Dicht daneben dehnt sich ein Hüttenviertel aus, von dem ich allerdings trotz meines erhöhten Standpunktes nur die Dächer sehe, weil hohe Zäune meinen Blicken das Übrige verbergen.

Aber schon an den Dächern, die bald flach, bald giebel-, bald kegelförmig sind, erkenne ich, daß das Völkergemisch, das hier haust, auch in seinen Wohnstätten Ausdruck gefunden hat. Wo die letzten Hütten stehen, beginnen die Felder und Wiesen, deren schönste Unterbrechung die Mangobäume mit ihren prächtigen, dunkelgrünen, dem Boden scheinbar ohne Stamm entspringenden Blattmassen sind. Dazwischen hebt sich von dem hellen Gelb der Felder oder dem mattblauen Himmel hier und da eine schlanke Kokospalme oder eine Dattelpalme mit ihrem wuchtigen, aber immer anmutigem Bau ab. Den Hintergrund dieses Ausblickes bildet eine schwachbewaldete, mit Granitblöcken übersäte Hügelkette, deren Kamm in sanften Wellen sich hinzieht und im Osten wie im Westen allmählich in der Ebene sich verliert. Anmutig und reizend wie die Landschaft, ist auch das Leben und Treiben, das in ihr sich abspielt. Eine bunte Menge drängt sich vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang auf dem Markte und feilscht in allen möglichen Mundarten mit den Händlern, die ihrer Ware nicht mehr Aufmerksamkeit schenken als ihren Freunden, die, den Schatten genießend, ihnen Gesellschaft leisten und schwätzend die Zeit kürzen. Und was gibt es hier nicht alles zu kaufen!

Am dichtesten drängt sich die Menge jederzeit um die Verkäufer von Schnupftabak, die ihre Ware in kleinen Nußschalen abmessen. Man sagt, daß manche Neger für eine Prise ihre Seele verkaufen; man möchte es glauben, wenn man die zärtliche Sorgfalt sieht, mit der sie ein Prischen behandeln, das gerade noch zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten werden kann. Sehr zahlreich sind die Mehlverkäuferinnen. Auf kleinen Hockern kauernd, preisen sie schreiend und oft im Chore singend ihre Ware an, die in großen Körben vor ihnen steht. Als Maß dienen zwei flache Blechteller, auf denen das Mehl zur Pyramide gehäuft wird. Landleute, die bedächtig musternd die Reihen entlang gehen, zwei- dreimal ein Geschäft anknüpfend und wieder abbrechend, werden, so verachtet sie sonst sind, hier mit Koseworten umschmeichelt und zum Kaufe ermuntert. Ausschlaggebend ist auch hier oft der Schnupftabak, der in Bast gewickelt im Busen verborgen wird, um im rechten Augenblick hervorgeholt zu werden. In großen Mengen werden Früchte und Gemüse zum Markte gebracht. Bananen, Kokosnüsse, Maniok, Bateten, Kürbisse, vielerlei Bohnen, Mais, Salat (meist als Kräutersuppe verkauft), Erdnüsse, Zuckerrohr usw. Nichts ist lächerlicher und affenähnlicher als ein Neger, der an einer meterlangen Stange Zuckerrohr kaut. Geflügel sieht man sehr selten auf dem Markte, Eier fast niemals. Fleisch, Fische und Brennholz kann man in den kleinsten Mengen kaufen, selbst die Hufe werden zerstückelt und in den Handel gebracht.

Getrennt vom Hauptmarkt findet der Ausschank von Palmwein statt, der monatlich verpachtet ist. Das Recht, Palmwein zu bereiten, ist vom Bezirksamt nur bestimmten Personen gestattet, die ihn an den Pächter verkaufen müssen. Dieser hat eine Reihe von Frauen verpflichtet, die täglich unter einem großen Mangobaum gegen einen kleinen Gewinnanteil auf den Verkauf bedacht sind. Die Herstellung von Palmwein war früher einmal vorübergehend verboten. Das Verbot hatte aber keine anderen Folgen, als daß heimlich noch stärker gebraut und getrunken wurde, und daß die Bevölkerung sich über die lästige Bevormundung erregte.

„Tabora"! So oft meine Träger mit schlaffen Knien und gesenktem Kopf durch die Steppe zogen, kein Laut über ihre trockenen Lippen kam,

nicht einer der ermunternden, scherzhaften Zurufe, und selbst die Aussicht, bald einen Lagerplatz zu erreichen, ihnen nicht über die Glut der Sonne und die Schwere ihrer Last hinweghalf, da brauchte nur das Wort „Tabora" an ihr Ohr zu dringen, und sogleich stählten sich für einige Zeit ihre schlaffen Glieder. Denn Tabora ist für sie eine Stätte der Glückseligkeit.

Aus Kandt „Caput Nili".

3. Eine Wanderung in der Landschaft Donde.

Jenseit Lingambas steigt das Gelände an; es bietet vielfach ein romantisch-schönes Bild, denn schroffe Hügel wechseln mit sanfteren Geländewellen und geben der Erdoberfläche ein gar mannigfaltiges Aussehen. Vielfach tritt ein sehr weicher, hellgelber Sandstein zutage, in den die Bäche tief eingerissene Rinnen gezogen haben. Hier und da auf dem Grunde der Flußbetten sind in den weichen Stein tiefe Löcher gewaschen; wie Gletschertöpfe muten die Höhlen bisweilen an. Überall in diesen Vertiefungen findet man noch jetzt am Ende der Trockenzeit und vor Beginn der ersten Regen eine Fülle köstlichen Wassers. Hier von sanften Höhen, dort von steil abfallender Wand umgrenzt, reiht sich in dieser Gegend Tal an Tal, mit entzückender Parklandschaft bestanden. Jede Anhöhe, die man ersteigt, bietet einen neuen überraschend schönen Blick auf freie Weideflächen, mit lichtem Baumbestand und einzelnen dichten Büschen durchsetzt; ein Gelände, wie geschaffen für die stolzen Antilopen der Steppe, denn fast in keiner der Senkungen fehlt außerdem einer der tief ausgewaschenen Behälter klaren Wassers. Mehr als ein Rudel Wild hat in früher Morgenstunde den breit ausgehauenen Weg gekreuzt, und selbst der Elefant trat seine Visitenkarte in den festen Grund. Eine köstliche Jagd ist es, hier in der Morgenfrische zu pirschen, nicht für den Schießer, wohl aber für den aufmerksamen, naturfrohen Jäger.

Stundenweit zieht der Weg durch solches Gelände. Dann aber, je näher wir dem Mbaranganduflusse kommen, ändert sich das Aussehen. Immer häufiger tritt der kahle Sandstein zutage, immer dünner wird die Verwitterungskruste und immer spärlicher und kümmerlicher der Holzbestand. Rotbraunes, vertrocknetes krauses Gras bedeckt den Sandboden; von weitem glaubt man, die heimatliche Heide des Spätherbstes zu sehen.

Bald senkt sich die Höhe nach dem Flusse zu sanft ab; ein kleines Dorf liegt auf dem wieder etwas fruchtbarer aussehenden Boden, und die Karawane hält vor dem stattlichen Gehöfte des Akida Mehemed bin Chalif. Der ältere, freundliche Mann ist der am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene Beamte des Bezirkes Kilwa. Zwei seiner Brüder waren vor kurzem dem Fieber erlegen, das sie sich in der sumpfigen Tiefebene zu Füßen der Mahengeberge geholt hatten.

Nach langen, ermüdenden Märschen machten wir hier eine Rast von anderthalb Tagen. Die Lebensmittel sind knapp in dieser sehr schwach bevölkerten Gegend und teuer; daher muß die Jagd aushelfen. Ein anstrengender, aber köstlicher Pirschgang liefert denn auch ein paar Stück Wild zur Strecke.

Fast hätte ich auf diesem Jagdgange des Wildes vergessen, denn eine Überraschung wurde mir zuteil, die überwältigend war.

Schon auf dem letzten Teile des Weges gegen den Fluß hin, überall dort, wo der kahle Sandstein zutage tritt, fanden sich einzelne Stücke eines eigenartigen Gesteins, die fast wie versteinerte Holzsplitter aussahen. Ich glaubte aber zunächst, nur ein wunderliches Spiel der Natur vor mir zu haben. Jetzt lockte mich ein Rudel von Leierantilopen den Hang hinab, dem Flußbette zu; die Tiere hatten Witterung bekommen, und, vorsichtig von Zeit zu Zeit rückwärts äugend, zogen sie auf den freien Weideflächen entlang, so daß dem Schützen jede Deckung fehlte. Endlich aber äsen sie wieder sorglos unter einem etwas höher gelegenen Dickicht. Auf weitem Umwege gelingt es uns, bei gutem Winde den Schutz dieses Gebüsches zu erreichen, aber ein ganz erstaunlicher Anblick läßt mich hier Hunger, Jagd und Wild vergessen. Baum an Baum liegen dort, dahin gestreckt, wie sie einst der Orkan der Urzeit niederwarf, gewaltige Riesen des Urwalds, Zeugen einer längst vergangenen Zeit, als des Menschen Fuß noch nicht die unsichere Erdrinde trat. Zu hartem Kiesel sind sie geworden; deutlich aber kann man die Wurzelknollen und mächtigen Astaugen erkennen; ja, wer sich die Mühe machte, könnte leicht die Jahresringe zählen, um ihr Alter zu bestimmen, das sie erreichten, ehe in grauer Vorzeit ein gewaltiges Unwetter sie entwurzelt zu Boden streckte. Nicht gesplittert sind sie gebrochen, sondern glatt wie ein gefallener Säulenschaft. Überall wo der fahlgelbe, weiche Sandstein freigespült ist, lagern sie Stamm an Stamm in gewaltiger Länge und mächtigem Umfang, ein ganzer Urwald in Stein, der die Gedanken fortlockt von der Gegenwart und sie über Jahrtausende hinschweifen läßt bis in die Jugendzeiten unseres Erdballs.

Achtlos sind meine schwarzen Begleiter daran vorbeigegangen, und auch dem alten Mehemed bin Chalif haben diese Trümmer noch nie Kopfzerbrechen gemacht. Als ich ihn darum frage, blickt er erstaunt auf den neugierigen Fremden, der alles erfahren möchte. „Allah ist groß, er wird es wissen, warum die alten Bäume dort liegen.“ Dr. Wilhelm Arning.

---

4. Ein rätselvoller Fluß.

Nachdem wir in dem Lande südlich von Tabora vier Stunden durch die gleiche Landschaft wie an den vorhergehenden Tagen gezogen waren, abwechselnd durch Steppenwald und ausgedehntes Grasland, fing das Bild sich zu verändern an. Das gelbe glänzende Hochgras verschwand und verwandelte sich in frischen grünen Rasen, in dem eine weiße Blume ansehnliche Beete bildete; auf kleinen Hügeln standen hohe, schattige Bäume von Tausenden von dunklen Schlingpflanzen umsponnen, und nicht zu fern sah man eine große Reiherschar spielend in den Lüften schweben. Über den Bäumen, die hier und da in Gruppen oder in Baumschulen geordnet, die Steppe unterbrachen, lag ein Hauch von Frische und Duft, der mir etwas Ungewohntes war und meine Gedanken in weit zurückliegende Zeiten und Länder ablenkte. 20 Minuten später stiegen wir einen steilen Abhang hinab und befanden uns

in dem 15 m breiten, hier aber trockenen Bette des Ugallaflusses. Aber schon als wir die andere Seite des Tales hinaufstiegen, sahen wir ihn, jetzt ganz nahe, als ein mit Blättern und Bäumen bedecktes Gewässer, das zwischen hohem Uferdickicht sich verbarg, erst schmal, allmählich aber auf 40 m sich verbreiternd. So weit das Auge sah, dehnte sich die gleiche frische grüne Parklandschaft aus, von einer reichen Vogelwelt belebt. Schwarze Sporngänse gehen watschelnd, den Kopf rechts und links drehend, in der Nähe der Ufer spazieren und entschließen sich nur unwillig zur Flucht; über den Wasserspiegel huschen zierlich rotbraune Hühnchen und berühren kaum die breiten Blätter, von einem zum andern mit gesenktem Köpfchen trippelnd; ein Zwergsteißfuß fährt erschreckt mit schwirrendem Fluge aus dem Schilf auf und verschwindet am nahen Ufer, wo der merkwürdige Schlangenhalsvogel unbeweglich, einer großen hölzernen Fledermaus vergleichbar, mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Baumstamme sitzt und sein glänzendes schwarzes Gefieder von der Sonne trocknen läßt. Mit stolzer Haltung und schwerem, gleichmäßigem Flügelschlage streicht ein Riesenreiher längs des Wasserspiegels. Auf den Ästen eines abgestorbenen Baumes sitzen Geier und lugen furchtlos nach den Fremden, erst spät die Flucht ergreifend, um am anderen Ufer rasch wieder aufzubäumen. Weiße Kuhreiher sitzen zu 20, 30 auf einem Baum, der weit über den Fluß hängt, als drückte ihn die Last der Vögel hinab. Regenpfeifer fliegen mit ärgerlichem Geschrei um die Träger, die sich nach allen Richtungen zerstreuen, um Brennholz zu suchen, und erfüllen die Luft mit ihrem drolligen Schimpfen. Aus der Ferne aber tönt, wie feiner Glockenklang, der reine, bald tiefe, bald hohe Ton eines Vogels, der kein anderer als der Orgelwürger sein kann. Außer diesen sehe ich noch eine Unmenge großer und kleiner Vögel, deren Namen ich weder kenne noch vorläufig festzustellen vermag.

Ein Erkundungsmarsch lehrt mich, daß unser bisheriger Weg nach Süden weiter läuft, während der Fluß nach Nordwesten zieht, aber bald versiegt. Ein Weg ist auf beiden Ufern nicht sichtbar.

Wir zogen am folgenden Tage durch die schöne Parklandschaft dicht am Flusse. Nach einer halben Stunde versiegte er, aber sein Bett blieb immer durch den dichten Baumwuchs bezeichnet, dessen Wurzelwerk, vielfach der Erde beraubt, wie hilfeflehend in die Luft ragt, und so verrät, daß in der höchsten Regenzeit auch hier das Wasser heftig strömt. Auf der Suche nach einem Wege kreuzten wir mehrmals das Flußbett und stießen dabei auf die Reste einer Fischerhütte, mit vielen Netzen und Fallen, von der aus ein verwachsener Pfad das linke Ufer entlang führte, bis er sich in einer weiten von Wald und kleinen Erdhügeln eingerahmten Steppe verlor. In ihrer Mitte fließt der Ugalla als schmale Rinne mit trübem Wasser und offenen oder mit Mimosen bestandenen Ufern, zu denen von beiden Seiten viel Wildfährten laufen. Mehrfach scheuchten wir eine flüchtige Gazelle auf, die in dem hohen Grase ihr Schläfchen hielt und erschreckt die Trägerreihen durchbrach. Bei einer kleinen Wegbiegung sah ich ganz unvermittelt ein Bild vor mir, das mich mit stummem Staunen gebannt hielt. Vor mir lag der Ugalla als 80 m breiter, weithin in sanfter Windung sich dehnender Strom mit kristallklarem, blauem Wasser, inmitten einer Landschaft, deren Zauber nach der Öde der letzten Monate wie ein leiser warmer Frühlingsregen auf meine Seele fiel.

Bald bis dicht an die Ufer tretend, bald weit zurückweichend, zieht sich ein Akazienwald längs des Meeres hin, und die leuchtenden Blüten liegen

so dicht auf den Ästen wie goldener Schnee. Wo die Ufer frei sind, bedeckt sie das zarte Grün der Wiesen, auf denen rote asternähnliche Blumen gleich großen Blutstropfen glühen. Die Sonnenstrahlen tanzen auf den hellen Gräsern und leuchten aus den Tautropfen wie mit tausend jauchzenden Kinderaugen zum wolkenlosen Himmel. Welch ein Reichtum an Formen und Farben! Zahllose Winden ranken sich um die dunklen dichtbelaubten Äste hochstämmiger Uferbäume und werfen von oben eine Fülle weißer und violetter Blumen hinab, die bei jedem Lüftchen gleich Schmetterlingen auf und nieder schweben. Und die alten morschen Gesellen selbst neigen sich eitel über das Wasser und strecken ihre Arme weit vor, als wollten sie das eigene Bild liebkosen; die Eitelsten der Eiteln greifen sogar mit plumpen Fingern nach den Seerosen hinab, die ihre goldblonden Köpfchen lockend zwischen den breiten grünen Kragen wiegen. Als Zuschauer aber liegen in der Mitte des Stromes, unbeweglich wie verankerte Baumstämme, zwei Krokodile und glotzen träge zu den Sonnenstrahlen, Bäumen und Seerosen hinüber. Sonst tiefe Einsamkeit um uns.

Ich staune und staune über die jähen Veränderungen des Flusses von einer 300 m breiten Bucht zum Tümpel, oder vom mächtigen Strom zum Trockenbett. Immer größer wird mein Staunen, und ich kann mich nicht satt sehen an seiner Schönheit. Wenn ich heute in einem der stillen Gewässer plötzlich einen der Fischer seinen Kahn durch die Fluten lenken sah, war es mir, als würden die Bilder, die ich als Kind im Robinson gesehen habe, zu Gestalt und Leben erweckt.

Ich marschierte immer dicht am Fluß, obwohl es oft sauer genug war. Die Karawane mußte mehrfach landeinwärts gehen, weil mit den Lasten nicht vorwärts zu kommen war. Das Gras schießt täglich üppiger in die Höhe, so daß wir die Beine so hoch heben müssen wie bei sehr hochstufigen Treppen. Dazu ist es frühmorgens so naß, daß wir in kurzer Zeit bis auf die Haut gebadet sind. Schlimmer war es noch an einzelnen Stellen des Waldes. Oft starrten uns förmlich Wälle von Sträuchern und Schlingpflanzen entgegen, durch die wir mit Äxten und Haumessern Minen legten. Einmal lagerten wir an einer Stelle, wo der Fluß sich zu einer 200 m breiten Bucht erweitert und dann in mehrere Arme teilt, die zwei kleine Sandinseln umfassen.

Aus Kandt: „Caput Nili".

---

5. Eine Stunde im Urwalde von Usambara.

Es ist Januar, die Sonne brennt auf die dürren Gräser, die Büsche lassen das Laub hängen; nur der Hochwald trotzt den Sonnenstrahlen und bietet mit dichtem Schatten dem müden Wanderer einen angenehmen Aufenthalt. Einsam sitze ich, abgespannt und müde vom langen Marsch durch öde Busch- und Grassteppen, unter dem grünen Laubdach seiner Urwaldriesen und warte auf meine Träger.

Zwei Eichhörnchen treiben in den Zweigen ihr munteres Spiel. Gewandt springen sie von Ast zu Ast, und selbst an dicken Stämmen gehen sie hoch, froh lassen sie ihr Gekicher hören, wenn sie eine Baumfrucht gefunden haben, und neidlos sieht eins dem andern bei der Mahlzeit zu.

Rechts von mir kommt mit krumm gezogenem Rücken eine Schopfantilope aus dem dichten Unterholz und frißt die in hellem Grün leuchtenden jungen Blätter ab. Hin und wieder schüttelt sie den Kopf und verscheucht mit den verhältnismäßig großen Lauschern die lästigen Fliegen. Ein Rüsselhündchen stellt sich auf die Hinterbeine und sieht gleich mir nach der Antilope; aber das kleine, braun und schwarz gefärbte Tierchen mit den langen Hinterbeinen und der rüsselartig verlängerten Nase scheint zu wissen, daß ihm durch die Antilope keine Gefahr droht, denn ruhig scharrt es im dürren Laub nach zarten Wurzeln oder Insekten. Hoch oben in den Baumkronen beginnt es zu rauschen, wie wenn starker Wind die Zweige peitschte. Braune Meerkatzen sind es, die, vielleicht durch irgend etwas erschreckt, eiligst von Ast zu Ast flüchten. Geschickt springen sie, oft ganz dünne Zweige mit den Händen greifend, von den höchsten Baumkronen auf niedere Bäume. Nashornvögel werden durch die Affen verscheucht; ihr klagendes ähhd! ähhd! ähhd! ausstoßend, streichen sie ab. Die Schopfantilope äugt scheu nach oben. Ein Pfiff — — und in wenigen Fluchten ist sie im schützenden Unterholz verschwunden. Eine Affenmutter — das Junge hat sich am Bauch festgeklammert — ist zurückgeblieben und blickt scheu seitwärts. Sie muß erkannt haben, daß keine Gefahr mehr droht, denn ruhig hockt sie auf einem dicken Ast nieder und beginnt Mutterpflichten zu erfüllen.

Bunte Schmetterlinge, in allen Farben schillernd, umflattern ein kleines Stückchen Zuckerrohr, das von den Trägern ausgesogen und weggeworfen wurde, um noch die letzten süßen Bestandteile mit ihrem spiralförmigen Rüssel daraus zu saugen.

Über das trockene Laub kriecht langsam eine Waldschnecke dahin, einen langen, glänzenden Streifen hinterlassend. Bei ihrer Beobachtung muß ich eingeschlafen sein, denn lautes Rufen meiner Träger weckte mich aus dem Schlaf, und fort sind alle Bewohner des Urwaldes, die vorher mein Auge erfreut hatten.

Georgius. Aus der „Usambara-Post“.

---

6. Waldwirtschaft in Deutsch-Ostafrika.

Während gewisse afrikanische Waldprodukte, wie Kautschuk, Gerbstoffe, Faserstoffe u. a. schon seit längerer Zeit auf dem europäischen und außereuropäischen Markt Absatz finden, hat sich das Holz selbst erst in jüngerer Zeit Eingang verschafft. Die Nachfrage erstreckt sich im besonderen auf feineres Bau- und Möbelholz, auf Zierhölzer, Eisenbahnschwellen, Grubenhölzer u. a. m. Als Absatzgebiete kommen vermöge der günstigen Lage Ostafrikas zum Weltmarkte nicht etwa nur Deutschland und England in Betracht, sondern auch vor allem Südafrika, Zanzibar, Kleinasien, Ägypten, Nordafrika und Spanien. Auch wird mit zunehmender Entwicklung Ostafrikas der Verbrauch im eigenen Lande nach und nach größere Ausdehnung gewinnen.

Nach den bereits gesammelten Erfahrungen bietet die Gewinnung der Hölzer keine nennenswerten Schwierigkeiten. Die Eingeborenen lassen sich

nicht nur mit Leichtigkeit zu den Holzfällungsarbeiten heranziehen, sie zeigen selbst eine gewisse Vorliebe hierfür und arbeiten dabei weit billiger als unsere deutschen Waldarbeiter.

Das Rohholz, wie es die Art des eingeborenen Waldarbeiters herstellt, bedarf aber vor der Ausfuhr einer gewissen Bearbeitung und Verfeinerung. Dies erreicht man entweder durch Behauen der Rundhölzer an Ort und Stelle, oder durch fabrikmäßige Bearbeitung in Sägewerken und Holzbearbeitungsfabriken. Der Großhandel wird dieses vorziehen. Daß der Betrieb derartiger Anlagen in Ostafrika sich lohnt, kann als erwiesen gelten. Sägewerke kleineren Maßstabes bestehen bereits an fünf Orten; ein größeres Sägewerk mit Holzbearbeitungsfabrik wurde in jüngerer Zeit am Sigi erbaut, ein ähnliches gleichgroßen Stiles ist im Schumewald im Entstehen begriffen, weitere Großanlagen sind geplant.

Größere Schwierigkeiten als die Frage der Holzgewinnung verursacht die Transportfrage. Ohne Zweifel kann von einer Ausbeutung nur da die Rede sein, wo Verkehrswege vorhanden sind. Ostafrika ist jedoch, wie bekannt, in dieser Hinsicht ein im großen und ganzen noch unerschlossenes Gebiet. Die Erbauung künstlicher Verkehrswege befindet sich noch in den ersten Anfängen. Vorerst ist man sonach nur auf die beiden bestehenden kurzen Eisenbahnlinien, auf einige wenige fahrbare Wege und auf die schiffbaren oder flößbaren Teile einzelner Wasserläufe, sowie auf die Meeresküste angewiesen. Diese Verkehrmittel sind indessen für den gegenwärtigen noch geringen Umfang der Waldwirtschaft nicht nur hinreichend, sie ermöglichen selbst die Ausdehnung des Betriebes, welche für die nächste Zukunft geplant ist.

Gewisse nicht zu verkennende Schwierigkeiten bietet infolge des Fehlens von Zweigbahnen und Straßen die Frage der Heranschaffung des Holzes von den Wäldern nach den Verkehrslinien. Diese Schwierigkeiten sind aber keineswegs unüberwindliche. Ein Blick auf die Waldwirtschaft der Alpen, der Pyrenäen, Skandinaviens, oder auf Länder wie Indien, Siam, Java lehrt, daß weder das hohe Gebirge, noch — bis zu einem gewissen Grade — die weite Entfernung vom Verkehrsbereiche ein dauerndes Hemmnis für die Holzabbringung und den Holztransport darstellen können. Alle die Hilfsmittel, die in den genannten Ländern und anderwärts bei der Holzabbringung im Schwunge sind, stehen auch Ostafrika zu Gebote; die Praxis wird diese Mittel erproben und sich ihrer, je nach Lage der Verhältnisse, im ausgedehntesten Umfange bedienen.

Bei kurzen Entfernungen kann das Holz, zumal da es sich größtenteils um kleinere Stämme handelt, angesichts der billigen Arbeitskräfte durch Träger angebracht werden. Schwere Hölzer schleppt man auf einfachen Schleppwagen mittelst Zugviehes herbei. Unter Umständen sind Abfuhrstraßen zu bauen, um das Holz mittelst Wagen heranzufahren. Vom Gebirge herab geschieht die Beförderung zu Tal durch Holz- oder Steinriesen oder durch Ausnutzung der Waldbäche in Verbindung mit Stauanlagen zum Flößereibetrieb.

Von größtem Gewinne für die Entwicklung des Holztransportes wird sich der allmähliche Ausbau von Fahrstraßen erweisen, deren Anlage neben dem Eisenbahnbau als unerläßliches Erfordernis für den allgemeinen Fortschritt des Schutzgebietes anerkannt worden ist.

Solange indessen die Straßen fehlen, greift man, sobald es sich um größere Entfernungen handelt, am zweckmäßigsten zum Bau von Wald-Eisenbahnen. Die Aufwendungen für derartige Anlagen einfachster Art machen sich ohne Zweifel bezahlt, sofern nur das Ausnutzungsgebiet entsprechend groß bemessen ist.

Eisenbahnanlagen zum Zwecke der Holzabfuhr sind uns in Ostafrika nicht mehr fremd, seitdem die Sigi-Export-Gesellschaft eine derartige Bahn in einer Länge von etwa 30 km im Bezirk Tanga hergestellt hat. Diese Bahn schließt an die Station Muhesa der Eisenbahnlinie Tanga-Mombo an und führt von da aufwärts in das Gebirge von Ost-Usambara zwecks Erschließung der dort vorhandenen Waldbestände.

Auf die Frage, innerhalb welchen Zeitraums die Abnutzung dieser etwa 250000 ha großen Urwaldfläche am zweckmäßigsten zu erfolgen hat, läßt sich eine bestimmte Antwort nicht ohne weiteres geben. Wenn man die sämtlichen dabei mitspielenden Umstände in Erwägung zieht, so wird man zwar eine vorderhand annehmbare Grundlage hierfür gewinnen können, diese wird aber sicherlich im Laufe der Zeit je nach Lage der Verhältnisse gewissen Schwankungen unterworfen sein. Angesichts der an sich weit hinter dem wünschenswerten Zustand zurückbleibenden Bewaldungsverhältnisse Ostafrikas muß an der Wiederaufforstung der abgeholzten Flächen grundsätzlich festgehalten werden. Da indessen die für eine künstliche Wiederaufforstung erforderlichen Kräfte und Mittel vorderhand nicht verfügbar sind, so ist bis auf weiteres auf eine wenig oder gar keine Kosten verursachende natürliche Verjüngungsweise hinzuarbeiten. Diese Erwägungen führen zur Wahl einer Abnutzungsweise, bei der nur ein Teil der vorhandenen Bäume, nämlich die stärksten und ältesten, abgeschlagen werden, während die mittleren und schwachen Stämme sowie der gesamte junge Nachwuchs als weiterhin bestandbildend erhalten bleiben. Die durch die Abholung einzelner Bäume oder ganzer Gruppen von Bäumen und Beständen entstehenden Lücken verjüngen sich durch Samenabfall auf natürlichem Wege von selbst; nur da, wo diese natürliche Verjüngung versagt, tritt eine künstliche Anbautätigkeit an ihre Stelle.

Es ist einleuchtend, daß bei einer solchen Betriebsweise nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes ein Teil der stehen gebliebenen Bäume und des Nachwuchses soweit erstarkt ist, daß eine zweite Nutzung in derselben Weise stattfinden kann usf. Man darf annehmen, daß in Ostafrika ein Zeitraum von 50 Jahren hierzu ausreichend ist, mit anderen Worten: Man ist berechtigt, der geplanten Wirtschaft für den zunächst vorliegenden Zeitraum einen 50jährigen Umtrieb zugrunde zu legen.

Kolonialblatt: Aus einem Berichte des kais. Oberförsters.

---

7. Im Schume-Wald.

Die weiten Waldungen, namentlich auf den Höhen des West-Usambaragebirges, drängen der Regierung beinahe die Pflicht auf, in verständiger Waldkultur diesen wertvollen Besitz zu erhalten und wirtschaftlich zu verwerten. Die Station Wilhelmsthal ist deshalb gleichzeitig Sitz der Forst-

verwaltung, welcher bisher in den gebirgigen Teilen des Bezirks der wichtigste Teil der Verwaltungstätigkeit zufällt.

Gerade in jüngster Zeit ist die Verwertung der Holzbestände wesentlich näher gerückt, da die Untersuchungen ergeben haben, daß namentlich in dem ausgedehnten Schume- und Schagaiwalde in Usambara ungemessene Flächen mit wertvollsten Zedernhölzern, die seit Jahrtausenden unberührt der Ausbeutung harren, besetzt sind. Namentlich das überaus wertvolle Holz der Zedernbäume (Juniperus procera) wird auf den europäischen Märkten besonders hoch bezahlt. Eine Firma, die bis zu 20000 Festmeter jährlich verarbeiten will, hatte damals gerade zur Ausbeutung dieser Bestände ein großartiges Säge- und Hobelwerk in Angriff genommen und wollte mit einer kühnen Drahtseilbahn das Holz von der Höhe des Gebirges zur Ebene herabführen, um es dann der Eisenbahn nach Tanga anzuvertrauen. Darum entschloß ich mich zu einem Besuche jener viel gerühmten Waldungen.

Der Weg von Wilhelmsthal dorthin war noch immer ziemlich beschwerlich und erforderte fast einen vollen Tagemarsch, obwohl in der letzten Zeit Außergewöhnliches in der Erschließung jener unzugänglichen Bergwälder geleistet war. Etwa 1 Stunde hinter Wilhelmsthal zweigt der Weg von der eigentlichen Fahrstraße ab. Aus den verhältnismäßig gut bebauten Tälern der Umgebung von Wilhelmsthal kamen wir bald in die schönen Weideländer der Wambugu, die nur von der Viehzucht leben und zur Arbeit in den Pflanzungen nicht zu bewegen sind. Große, schöne Viehherden, oft mehr als 100 Stück kräftige Zeburinder zählend, weideten auf den grünen Matten, die sich in den Bergtälern auf weite Entfernungen hinzogen. Die schweren, kräftigen Ochsen hat man in Wilhelmsthal erfolgreich als Zugvieh benutzt. Die Hütten der Eingeborenen waren meist dicht gedrängt, mit Steinwällen umgeben, auf einsamen Hügeln angelegt, um den Überblick über das Gelände zu erleichtern. Scheu hielten sich die Hirten von der Karawane fern, sie machten mit ihrem Lederschurz einen völlig anderen Eindruck, als die zur Feldarbeit geneigten Waschamba und Wapare.

Ein scheinbar altes Weib, das, auf einem einsamen Hügel stehend, auf einen langen Stab gestützt, ihre weidende Rinderherde beobachtete, machte einen so eigenartigen Eindruck, daß ich es mir nicht versagen konnte, von der Karawane ab- und in scharfem Trabe auf sie zuzureiten. Sie wollte entfliehen, aber der Ruf des mir folgenden, jugendlichen Burschen des Herrn Forstassessors veranlaßte sie, stehen zu bleiben und uns herankommen zu lassen. Sie war die Mutter des prächtigen Jungen, der, erst zwölf Jahre alt, vor wenigen Monaten seinem Stamme entlaufen war und als zuverlässiger, geschickter Diener in den Dienst des Forstbeamten getreten war. Jetzt trat er in gelbem Anzuge, die Büchse seines Herrn geschultert, den Patronengürtel umgeschnallt, vor die erstaunte „Mame", die, wie ich hörte, wenig zufrieden damit sein sollte, daß er den Stammessitten untreu geworden war, aber doch mit offenem Stolz den freudig bewegten Jungen betrachtete, der sich in seiner europäischen Kleidung natürlich ganz besonders schön dünkte.

Die Frau hatte in jedem Ohr etwa 20 große, dünne Messingringe von etwa 12 bis 15 cm Durchmesser, deren Gewicht die Ohrlappen fast bis zu den Schultern hinunter gezogen hatte. Mit einem über den Kopf gebundenen Lederriemen, der die schwere Last tragen half, suchte sie die Ohrlappen zu entlasten. Zahlreiche Schnüre blauer und weißer Perlen hingen an ihrem

mageren Halse. Sie schien es aber gar nicht zu begreifen, daß wir sie von allen Seiten mit besonderem Interesse betrachteten, und als ich ihr nachher eine blanke Rupie geben wollte, war sie voller Entrüstung und erst durch das Zureden ihres Sohnes dazu zu bewegen, das schöne Silberstück anzunehmen. Ich hörte nachher, daß sie keineswegs so alt sei, wie ich nach ihrer äußeren Erscheinung erwartet hatte. Der zwölfjährige Junge war ihr ältester Sohn, eine Tochter von acht Jahren lebte noch, die anderen Geschwister waren, wie der Sohn nachher erzählte, gestorben.

Der aufgeweckte Junge gefiel mir so, daß ich ihn fragen ließ, ob er nicht Lust hätte, mit mir nach Deutschland zu gehen; er sollte dort gut behandelt werden und reichen Lohn bekommen. Er erklärte verschämt, daß er gar zu gern die weite Welt sehen möchte, aber er könne nicht fort von hier, er sei der älteste Sohn seiner Mutter und müsse die Wirtschaft übernehmen, d. h. die kleine Hütte beziehen und die ganz stattliche Rinderherde in Zukunft als Eigentum hüten. Außerdem erzählte er nachher, daß seine Mutter ihm eine Frau gekauft habe, die, jetzt acht oder neun Jahre alt, bald heiratsfähig sei, und daß er in spätestens ½ Jahre seinen Hausstand zu begründen gedenke. Da ist es kein Wunder, wenn Männer und Frauen frühzeitig altern, und alte Neger sehr selten zu finden sind.

Aus den schönen Weidegründen kamen wir, langsam bergan steigend und mehrere wasserreiche Bäche durchreitend, allmählich in den eigentlichen Urwald hinein, durch den die Forstverwaltung vor kurzem einen freilich noch nicht vollendeten schmalen Reitweg zur Höhe des Passes hinaufgeführt hatte und von dort mehr als 30 km weit bis in die eigentlichen Zedernwaldungen fortbaute.

Ein dichtes, undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen, unter denen sich manche Gummiliane befand, bildete das Unterholz dieses herrlichen Waldes, gewaltige Baumriesen reckten ihre Stämme und Wipfel zum Lichte empor. Alte Mwulebäume, mit einem Stammesdurchmesser von mehreren Metern fielen besonders auf; ihr rötlich glänzendes, dem Mahagoni ähnliches Holz, wird sehr gesucht und könnte einen guten Ausfuhrartikel geben. Schlanke Podokarpusbäume in zwei verschiedenen Spielarten bildeten in dem mannigfaltigen Gemische großer Waldbäume den überwiegenden und für die zukünftige Nutzung vielleicht wichtigsten Bestandteil.

Vereinzelt fanden sich auch in diesem, auf den Südabhängen des Gebirges gelegenen und besonders feuchten und wasserreichen Teile des Waldes schon einzelne Zedern, die offenbar uralt und teilweise schon im Absterben begriffen waren, aber selbst da, wo sie vom Sturm gefällt auf dem Boden lagen und die äußeren Jahresringe allmählich der Verwesung verfallen waren, im Innern noch ein außerordentlich schönes, rosafarbenes Holz zeigten, das der Ausnutzung wert schien.

Bis zur Höhe des Passes, der mit einem scharfen Grate die Wasserscheide bildet, hatte der Urwald einen durchaus tropischen Charakter. Orchideen und Farne nisteten in den Astwinkeln, wilde Bananen sproßten an den Ufern zahlreicher Waldbäche empor, und vor allen Dingen ungewöhnlich schöne, bis zu 5 bis 6 m hohe Baumfarne entfalteten in Unmassen ihre feingefiederten Wedel und folgten unserem Wege fast bis zur Paßhöhe, bis zu 2000 m hinauf. Dann senkte sich der Weg, und das Bild änderte sich in allerkürzester Zeit.

Am südlichen Abhange stoßen sich offenbar die vom Tal heraufkommenden feuchten Winde, die Wolken werden festgehalten und gezwungen, ihre Wassermassen in reichlichem Regen niederzuschlagen. Der nördliche Abhang dagegen ist wasserarm und trocken, von Baumfarnen, Bananen und Orchideen ist keine Spur mehr vorhanden. Freilich wuchert das Unterholz, von Lianen durchzogen, auch hier so, daß ein Eindringen in diese Wildnis fast zur Unmöglichkeit gehört. Aber der Baumwuchs ist ein ganz anderer. Allmählich überwiegen die gesuchten Zedern immer mehr; mit langen, weißen Bartflechten behangen, stehen sie oft dicht gedrängt beieinander. Die schmalen Täler ziehen sich hier meilenweit fast eben zwischen den Hängen des Bergwaldes hin, mit saftigem Gras bestanden, das von zahlreichen, weidenden Rinderherden kurz gehalten wird. Das Ganze macht viel eher den Eindruck einer norwegischen Landschaft, als den eines tropischen Urwalds. Wasser scheint selten zu sein, nur ab und zu fanden sich in den tieferen Talsenkungen sumpfartige Weiher, durch deren hohes Schilfgras wilde Büffel ihre Pfade getreten hatten. Aus aufgeschichteten Rundhölzern, mit Gras bedeckt, hatte man vorläufige Übergänge über diese Sumpfstellen geschaffen.

Eine erfrischende, kühle Luft umfing uns, und in flottestem Galopp jagten wir kilometerweit über den grünen Rasen. Auch unseren Reittieren schien die Gelegenheit, nach dem schwierigen Klettern in den unebenen, felsigen Pfaden des dumpfigen Urwaldes einmal ordentlich ausgreifen zu können, ganz willkommen zu sein.

Nach stundenlangem Ritte kamen wir am späten Nachmittage am Ziele unserer Reise an.

Ein aus jungen Zedernstämmen erbautes und mit der abgeschälten Rinde der Zeder bedecktes stattliches Blockhaus lag mitten auf einer der schönen Waldblößen; rund umgeben von dichtem Urwald — hauptsächlich Zedern —, schwermütig mit langen Bartflechten behangen, machte es mit seinen grüngestrichenen Fensterläden und der gleichfalls aus jungen Rohhölzern gezimmerten Veranda hier unter dem Äquator einen unerwarteten, aber um so erfreulicheren Eindruck.

Ein Dutzend mit Gras bedeckter, niedriger Hütten beherbergten eine Anzahl Waldarbeiter, Stallungen für Rinder und Reittiere hatte man aus demselben einfachen Material hergestellt, und man war damit beschäftigt, die Umgebung des anmutigen Blockhauses unter Benutzung der natürlichen Pflanzendecke in einen einfachen Naturpark zu verwandeln, das gute, sanft abgedachte Kulturland aber durch Pflug und Hacke für Mais und Kartoffelpflanzungen vorzubereiten.

Das Blockhaus liegt in einer Höhenlage von annähernd 2000 m, und in der Nacht sank das Thermometer so tief, daß am Morgen leichte Spuren von Reif sichtbar und wir dessen froh waren, daß in dem mächtigen Kamin ein prasselndes Feuer von harzigem Zedernholz eine behagliche Wärme verbreitete. Gegen Morgen aber froren wir in den einfachen, mit Moos und Flechten gepolsterten Bettstellen, obgleich wir uns in doppelte Wolldecken gehüllt hatten, ganz anständig. Unsere Burschen hockten zähneklappernd um mächtige Lagerfeuer herum und schienen von diesem Tropenklima wenig erbaut zu sein.

Den ganzen nächsten Tag benutzte ich dazu, um meilenweit die Umgegend zu durchstreifen und mich von dem Vorhandensein der vielgerühmten

Zedernbestände zu überzeugen. Unbestreitbar ist die Verwertung derselben hier auf der Hochfläche verhältnismäßig leicht, weil, wie schon gesagt, die baumlosen, als Weide dienenden Täler oft kilometerbreit fast horizontal verlaufen und deshalb der Anlage von Waldbahnen keinerlei Schwierigkeiten bereiten, die sanft ansteigenden Berghänge dagegen das Heranschleppen der gefällten Stämme verhältnismäßig leicht machen.

Auf einer weiten, viele Hunderte von Hektaren großen, baumlosen Grasebene waren bereits für das zukünftige Sägewerk die ersten Vorbereitungen getroffen, d. h. aus starken Stämmen die Magazine und Wohngebäude für die Aufseher und Arbeiter in Angriff genommen. Die Zedern der Nachbarschaft waren mehrere Meter hoch ihrer Rinde entkleidet, die man als überaus wertvolles, dauerhaftes Bedeckungsmaterial für die Häuser benutzte. Man hatte die Absicht, das weite, scheinbar fruchtbare Gelände, das aus schwerem Tonboden besteht, als Getreideland zur Ernährung der Arbeiter zu benutzen, und man hoffte, später auch für den Export Mais und Getreide bauen zu können, da die hier durchaus gesunde Weide die Haltung von kräftigen Zugtieren gestattet. Auch lohnende Viehzucht wird sicherlich hier getrieben werden können, wie die gut genährten, zahlreichen Viehherden der Eingeborenen beweisen.

Vorbedingung ist natürlich, die gewonnenen Erzeugnisse aus diesen weltfernen Gegenden ohne große Kosten an die Verkehrsstraßen bringen zu können. Das ganze große Unternehmen gründet sich daher auf den zu schaffenden Anschluß an die Usambaraeisenbahn; deshalb will man, wie schon gesagt, von der Höhe des Gebirges zum Tal herab eine Drahtseilbahn bauen. Sie wird sicherlich ein besonders kühnes technisches Unternehmen darstellen, weil die Geländeschwierigkeiten ganz ungewöhnlich große sind.

Wir folgten dem Pfade durch den Urwald, um die Stelle zu sehen, wo der Ausgangspunkt dieser Bahn sein soll. Als wir aus dem Waldesschatten heraustraten, gähnte ganz unerwartet und plötzlich unter uns der Abgrund. Mehr als 1000 m schien das Gebirge fast senkrecht zu dem tief eingeschnittenen Tale abzufallen, das als mächtige Bruchspalte die Berge West-Usambaras von dem Pareberge trennt. Der großartige Rundblick, den man hier von den Klippen des Bergrandes über die mächtigen Steppenländer und die waldbedeckten, blau schimmernden, bis zu 2700 m emporsteigenden Berge des Paregebirges genießt, ist kaum zu schildern. In weiter Ferne zeigte man mir am Horizont eine Spitze: die Schneekuppe des Kilimandscharo. Trotz der gewaltigen Entfernung soll man bei klarem Wetter die Kibospitze deutlich von hier aus erkennen können; ich nahm daher das stolze Bewußtsein mit mir, den höchsten Berg des schwarzen Kontinents mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Als ich von diesen eigenartig schönen Waldbergen schied, nahm ich die Überzeugung mit, daß an und für sich die Grundlage für das Gedeihen solcher Unternehmungen vorhanden ist, und den sehnlichen Wunsch, daß sich alle Hoffnungen, die man jetzt an das kühne Unternehmen knüpft, erfüllen möchten.

Aus Hermann Paasche: „Deutsch-Ostafrika“.

8. Wirtschaftliche Entwicklung in Deutsch-Ostafrika.

Vor wenigen Tagen von Ostafrika heimgekehrt, empfinde ich lebhafte Genugtuung, alsbald Bericht über die Kolonie erstatten zu können. Wenn mir erlaubt sein soll, meine Eindrücke in zeitlicher Reihenfolge wiederzugeben, wie ich sie empfangen habe, so werde ich mit der Schule beginnen. Ich landete an einem Tage schweren Regens in Tanga und wurde bei einem nur kurzen Umgange durch die Töne einer wirklich vorzüglichen Musik angelockt, bis zu einem Schuppen, unter dem etwa 40 Schwarze ein schwieriges Stück übten. Wenn diese Leistung zeigt, was aus unseren Negern gemacht werden kann, so beweist sie doch auch die Geschicklichkeit der Hand, die sich hier am Werke befindet. Mein Interesse wurde indessen noch weiter in Anspruch genommen, als ich einen kleinen Knirps von etwa zehn Jahren an einer Schreibmaschine sitzen sah, mittelst der er ein neben ihm liegendes Schriftstück fehlerfrei abschrieb. Eine nur von Negern bediente Buchdruckerei und Buchbinderei besichtigte ich, und in einer Schreinerei konnte ich Möbel aus einheimischem Holze sehen, die bei gefälligem Äußeren jedenfalls zweckentsprechend waren. Diese Tatsachen bedeuten Errungenschaften, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Wir lösen in dieser Weise die Aufgabe, die Neger zur Arbeit zu erziehen, und machen aus ihnen nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft. Schon jetzt ist es in unserer Schule in Tanga möglich, dort erzogene Knaben in allerhand Berufen unterzubringen, wo Lesen und Schreiben notwendige Erfordernisse sind. Auf der Post sieht man 12—14jährige Knaben mit dem Sortieren von Briefen beschäftigt, ein niedlicher kleiner Kerl steht mit kindlicher Würde am Telephon, in das er „hier Amt" hineinruft, während er mit der freien Hand am Schaltbrett hantiert. Wir begegnen Negern im Jünglingsalter als Bahnbeamten, die uns die Fahrkarte abnehmen oder unser Gepäck einschreiben; ja, wenn europäische, der Sprache nicht kundige Reisende nach Tanga kommen, kann ihnen von der Schule ein geweckter Knabe gegeben werden, der, die deutsche Sprache fast beherrschend, als Diener und Dolmetscher benutzt werden kann. Erwähne ich außerdem, daß sie bei dieser Erziehung auch gelehrt worden sind, bescheiden zu bleiben, so ist das für den Kenner das höchste Lob, welches man der Tätigkeit der Leiter jener Schule, der Herren Rektor Blank und Lehrer Ramlow, spenden kann.

Einen sehr angenehmen Eindruck empfängt der Reisende von dem Äußeren der Hafenstädte unserer Küste. Wo früher Steppe war, dehnen sich breitstraßige, durch weitausladende Schattenbäume gezierte Städte aus. Schon findet man im Durchschnitt nette, freundliche Häuser, vereinzelt sogar schon solche, die auf die Bezeichnung Villa mit Recht Anspruch erheben dürfen. In der Abendkühle sieht man eine elegante Welt sich umherbewegen.

An der Stelle, wo noch vor 20 Jahren mein Lagerfeuer im dichten Busch brannte, erhebt sich heute ein schönes Gotteshaus, und wo ich damals mein Segelboot auf den Strand schob, liegen heute die Werkstätten der Flottille, die, wenn erforderlich, vielleicht imstande wären, ein vollständiges Kriegsschiff zu bauen. Entlang der den Hafen umkreisenden Kaiserstraße ragt eine Reihe stattlicher Gebäude, in ihnen vollzieht sich die Verwaltung des Schutzgebietes. Obwohl wir in den Tropen weilen, ist von tropischer Lässigkeit keine Spur zu finden, überall gewinnt man den Eindruck, daß anhaltend gearbeitet wird. Das nimmt nicht wunder, wenn man den Gouverneur selbst

um 6 Uhr morgens schon durch das Fenster seines Arbeitszimmers am Schreibtische beobachten kann. Und wo der höchste Beamte sich keine Muße gönnt, da darf auch der letzte Schreiber nicht seine Zeit vergeuden. Aber nicht nur unter den Augen des Herrn wird die Zeit ausgenützt, auch auf den Stationen im Innern herrscht die gleiche Betriebsamkeit. Ich habe niemanden gesehen, der sich die Zeit vergönnte, Jagdausflüge zu unternehmen, und die meisten Gewehre stehen unbenutzt in der Ecke.

Handel und Verkehr haben in den letzten Jahren ein starkes Anwachsen bewiesen. Man darf das auf das Erscheinen von zwei neuen Handelswerten zurückführen, der Ziegenfelle und des Wachses. Im Umkreise der Seen haben die Eingeborenen erkannt, daß das Fell der Ziege bis jetzt noch wertvoller ist als ihr Fleisch, und mit dem sie auszeichnenden Mangel an Voraussicht alsbald begonnen, all ihren Ziegen das Fell abzuziehen. Wenngleich der Zeitpunkt kommen wird, wo diesem Raubbau Einhalt getan werden muß, so darf man auf der anderen Seite nicht befürchten, daß der Bestand an Kleinvieh ausgerottet wird. Den Vorteil haben unsere Stationen gehabt, von denen ganz bedeutende Werte an Fellen ausgeführt werden. Bukoba allein erhob im Finanzjahre 1904/05 86000 Rup. (1 Rup. = 1,33 Mk.) Zölle, gegen 5000 Rup. im Vorjahre, und zwar in der Hauptsache von ausgeführten Ziegenfellen. Der andere Artikel ist Wachs. Der Vorrat ist fast unerschöpflich, und in Tabora lagerten letzthin 9000 Lasten, der Beförderung zur Küste harrend. Es wird sich nur darum handeln, die Eingeborenen in den von Europäern unbewohnten Gegenden in stärkerem Maße zum Sammeln anzuhalten, um diesen Handelszweig zu hoher Blüte zu bringen. Die größeren Einnahmen der Eingeborenen führen zu reichlicheren Einkäufen, durch die sich der Küstenhandel in merkbarer Form steigert. Zu bedauern ist, daß uns der Inder als Mittelsmann noch unentbehrlich ist.

Auch der Verkehr und die Verkehrsmittel weisen eine wesentliche Steigerung auf, wenngleich auf diesem Gebiete noch am meisten zu wünschen bleibt. In den Distrikten Njassaland, Usambara und Kilimandjaro sind schon mehrere tausend Kilometer Wege ausgelegt. Namentlich das früher so unwegsame Usambara kann jetzt in allen Richtungen auf guten Reitwegen bereist werden. Von Mombo nach Moschi ist ein guter Weg gebaut worden, der dem Verkehr mit Ochsenwagen vollständig gewachsen ist, und der Reisende kann jetzt schon vielfach gewisse Strecken rasch und bequem zurücklegen, durch die er früher sich mühsam seinen Weg bahnen mußte. Überall, wo Europäer weilen, vermag die Post ihnen zu folgen. S. H. der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg vermochte aus der Steppe bei Schirati binnen zwei Tagen nach Schwerin zu telegraphieren und von dort Antwort zu erhalten. Der Marsch von dort bis an die Küste erfordert heute noch im günstigen Falle acht Wochen. Leider sind wir mit den Bahnen noch sehr im Rückstande. Ich muß bekennen, daß sich meine Anschauungen über Bahnen in Kolonien wesentlich geändert haben. Jedenfalls hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, daß wir die Ausgabe der zum Bahnbau nötigen Gelder nicht mehr zu fürchten brauchen. Wir können im Gegenteil unbesorgt den Ausbau unseres Bahnnetzes in die Hand nehmen, der Erfolg kann nicht ausbleiben, denn wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß die Erscheinungen, die die Ugandabahn hervorrief, sich bei uns nicht wiederholen würden.

Auch die Besiedlung des Landes schreitet vorwärts. Die Distrikte, denen nach dem Grade ihrer Besiedlung zurzeit die größte Bedeutung zu-

kommt, sind Tanga, Usambara und Kilimandjaro-Meru. Rund um Tanga springen seit kurzem die Pflanzungen über Nacht empor, und zwar nicht zum wenigsten, seit wir wie im Handel so auch auf jenen uns zwei neuen Nutzpflanzen zugewandt haben, dem Sisalhanf und dem Gummibaum Manihot Glaziovii. Wenn nicht alle Anzeigen trügen, so darf man aus dem jetzigen Stande dieser Betriebe folgern, daß wir uns mit der Kultur dieser beiden Gewächse auf dem rechten Wege befinden, namentlich, wenn so ungemein tatkräftige Hände sie pflegen, wie einige der Pflanzungen, die wir das Glück haben, in unseren Kolonien zu besitzen. Derartige Kräfte sollten auf das weitgehendste unterstützt werden, selbst auf die Gefahr hin, Ausnahmefälle zulassen zu müssen. Kraftvolle Menschen sind nicht so dicht gesät, daß wir deren im Überfluß hätten. Sie sollten der Kolonie erhalten werden durch Gewährung ausgedehnter Möglichkeiten der Betätigung, nicht beengt werden durch Steuerlasten oder Anwendung kleinlicher Gesetzesparagraphen, die in einem Lande aller denkbaren Unregelmäßigkeiten noch keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfen.

Über ganz Usambara sind Kaffeepflanzungen zerstreut. Auch auf ihnen fehlt es nicht an eifriger Arbeit. Der Erfolg wird durch zwei Umstände beeinträchtigt. Usambara ist wohl immer ein wenig überschätzt worden. Es ist kein reiches, eher ein armes Land, dessen Boden nur an wenigen Stellen die für Kaffee erforderliche Tiefgründigkeit und hinreichende Fruchtbarkeit aufweist. Man darf daher nicht erwarten, daß alle die heute bestehenden Kaffeepflanzungen von Dauer sein werden, und auch die besten werden den berühmten Kaffeegegenden der Welt niemals ernstlich Konkurrenz machen. Eine späte Zukunft dürfte Usambara als eines der Forstländer unserer Kolonie erblicken, in dessen einzelnen Teilen kleinere Farmer durch Ackerbau in europäischem Sinne die dünne obere Ackerkrume des Bodens ausnutzen. Dies geschieht heute schon in vorzüglicher Weise in Kwai. Der andere Nachteil, unter dem der Pflanzer in Usambara leidet, ist der Arbeitermangel.

Weiter im Innern, an den Abhängen des Meruberges, gelangen wir zu unseren jüngsten Ansiedlern, den noch in Bewegung begriffenen Buren. Wer zur Zeit des Krieges für sie schwärmte, braucht nur hinzugehen, um sich zu überzeugen, daß sie von dem Ideal, zu dem man sie erhob, noch immer so weit entfernt sind wie früher. Für uns bedeutet aber jeder weiße Ansiedler ein Kapital von Geld, Arbeitskraft und sittlichem Wert, und da wir keine deutschen Ansiedler herbeiziehen können, dürfen wir die Ankunft der Buren ohne Rückhalt mit Freuden begrüßen. Zwar darf man die von ihnen zu erwartende Arbeitsleistung nicht mit dem Maßstabe messen, den man an die Tätigkeit deutscher Ansiedler legen würde, allein man muß anerkennen, daß wirkliche nutzbringende Arbeit geleistet worden ist. Es wird uns obliegen, diese in keiner Richtung erzogenen Menschen zu lehren, daß es außerhalb des Kreises burischer Begriffsfähigkeit Dinge und Personen in der Welt gibt, denen Achtung gebührt, denen er bezeugt werden muß. Und wenn ich auch den Eindruck gewonnen habe, daß die Buren durch den Krieg wenig oder nichts gelernt haben, so bin ich doch der Überzeugung, daß der deutsche Leutnant und Beamte auch als Lehrmeister sich bewähren und selbst aus anmaßenden, unwissenden Buren brauchbare deutsche Ansiedler erziehen wird. Das den Buren überwiesene Land ist wunderbar herrlich. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die Ländereien jener Gegend im Gegen-

satz zu Usambara unterschätzt wurden, daß sie mit der Zeit sich zum fruchtbaren Ackerbaulande entwickeln werden.

Wegen mangelnder Absatzmöglichkeit können aber jene Gegenden zunächst nur der Viehzucht dienen. Ziegen, Fettschwanzschafe, Esel, Maultiere, stellenweise Kamele, Pferde und Strauße gedeihen trefflich. Leider steht der Rindviehzucht die zur Verbreitung neigende Seuche des Küstenfiebers entgegen. Unsere Unkenntnis dieser Krankheit hat uns eine Menge Fehler begehen lassen, die der Verbreitung der Krankheit Vorschub leisteten.

Wer Afrika seit seinen ersten Anfängen nicht gesehen hat, für den sind die dort gemachten Erfahrungen höchst staunenswert, und ich bekenne, daß meine Erwartungen weit übertroffen sind. Auf keinen Fall hat die sich vielfach breitmachende Unlust an kolonialen Dingen Berechtigung. Wie ich selbst aber zurückgekehrt bin voll Stolz und Freude an dem Wachstum der Kolonie, die ich ja auch als mein Kind bezeichnen kann, so würde es mir eine besondere Genugtuung sein, wenn ich im Vaterlande die Überzeugung hätte wachrufen können, daß Ostafrika mit kräftigen Schritten einer wirtschaftlich und politisch bedeutungsvollen Zukunft entgegengeht.

Graf Pfeil. 1905.

9. Eine Kaffeepflanzung.

Ich ritt durch den regenfeuchten Urwald des Usambaragebirges. An den Bergwänden empor drängten sich Stamm an Stamm die Riesenbäume und verflochten ihre Äste ineinander, als wollten sie sich gegenseitig halten. Dichtes Gebüsch wucherte am Boden. Weiße Blüten, rote Glöckchen leuchteten über den dunklen Blättern. An den Bäumen kletterten Schlinggewächse hinauf und zogen um die Wipfel einen tiefen Schleier. In der Tiefe rauschte über Felsblöcke der Bergbach. Leicht flog ich den bequemen Weg entlang, der durch ein Seitentälchen nach dem andern sich windet. Verirren konnte ich nicht, denn auf Stunden ringsum gab es nur diesen einen Pfad durch die Wildnis. Doch plötzlich hielt mein Pferd an. Der Weg gabelte sich. Welches ist nun meine Richtung? Da entdeckte ich ein an einen Stamm genageltes Brett und las darauf die Inschrift: Pflanzung B. Dorthin gerade wollte ich. Ich folgte der Weisung. Bald lichtete sich der Wald. Ich schaute hinab in eine Talmulde, deren Abhänge mit Tausenden von Kaffeebäumchen bepflanzt waren. Unten aus dem Grunde leuchtete mir ein freundliches Landhaus entgegen, und langsam ritt ich durch die Pflanzung den Berg hinab.

Ehe Deutschland seine Kolonien erwarb, konnten wir unsern Kaffee nur von den Engländern, Holländern und aus Brasilien kaufen. Als aber der deutsche Kaiser seine Hand auf die großen Länderstrecken jenseits des Weltmeeres gelegt hatte, da hieß es auch in unserem Vaterlande: Warum sollen wir so viele Millionen Mark an fremde Völker zahlen? Wir wollen in unsern eigenen Kolonien Kaffee bauen. Es wurden Handelsgesellschaften gegründet, es wurden Männer nach Afrika gesandt, und eines Tages klangen im Urwald von Usambara die Äxte, um die hohen Bäume zu fällen, denn in dem fruchtbaren Waldboden gedeiht der Kaffee besonders gut. Die umgelegten Stämme wurden mit Feuer verbrannt. Hunderte von schwarzen

Arbeitern mühten sich manchen Tag, bis endlich ein Abhang geklärt war. Ganz oben blieben die Bäume stehen, damit sie Schatten gewährten und Schutz gegen den Wind für die kleinen Kaffeebäumchen. Diese waren schon in besonderen Beeten aus den gesäten Bohnen herausgewachsen; jetzt wurden sie ins freie Feld gepflanzt. So wurde allmählich die ganze Talmulde urbar gemacht.

Mit Vergnügen schaute ich über die regelmäßigen Reihen der Kaffeebäume hin. Diese sehen zu jeder Zeit lieblich aus. Auch die allerkleinsten haben doch ihr glänzend grünes Laub. Schlank und gerade wachsen sie empor wie Tannen. Fangen sie an zu blühen, so sind die ganzen Zweige dicht eingehüllt mit reinweißen, fleischigen Blüten, die einen zarten Duft ausströmen. Von ferne glaubt man fast, es läge Schnee auf den Ästen, so verschwinden die Blätter in der Menge der Blüten. Noch mehr freut sich der Pflanzer, wenn er statt der Blüten unzählige blutrote Beeren sieht; die versprechen eine gute Ernte.

Ich näherte mich dem Hause, in dem der Leiter der Pflanzung wohnt. Hier muß eine deutsche Hausfrau walten, so dachte ich. Vor dem Hause blühten allerlei heimatliche Blumen, Nelken und Geranien in leuchtender Pracht. Auf dem Hofe gackerten die Hühner. Hinter dem Zaun erblickte ich wohlgepflegte Gartenbeete, auf denen Salat und deutsche Gemüse aller Art gediehen. Ein schwarzer Diener sprang herzu und nahm mir mein Pferd ab. Über die berankte Veranda trat ich in das Haus. Ein freundliches Zimmer nahm mich auf. Felle von afrikanischen Tieren lagen als Teppiche auf dem Boden. Gehörne von Antilopen hingen über den Türen. Von der Wand her aber grüßten mich alte bekannte Bilder, die ich schon in der Heimat gesehen. Von den Büchern, die ich auf dem Tische fand, hatte ich in Deutschland auch wohl schon dieses oder jenes in der Hand gehabt.

Bald trat die junge Hausfrau selber ein, ihr Töchterchen an der Hand. Verwundert schaute das Kind zu dem fremden Manne hinauf. Schwarze Leute sind ihm ganz vertraut, die sieht es alle Tage. Es plaudert mit ihnen in ihrer Sprache, hat auch einen afrikanischen Namen von ihnen bekommen, Kalunde, das Wölfchen. Aber ein weißes Gesicht sieht es nur selten, außer Vater und Mutter, und mit weißen Kindern spielt es wohl nur ein- oder zweimal im Jahr. Die Mutter hieß mich herzlich willkommen. Sie freute sich über den Besuch und klagte, daß es so einsam sei im Walde. Aber tapfer hält sie stand an ihres Gatten Seite, eine treue Gehilfin seiner Arbeit, und macht in der Fremde sein Haus zu einer Heimat.

Der Hausherr weilte noch in der Pflanzung. Für viele Hände gibt es dort täglich zu tun. Das Unkraut muß gehackt und fortgeschafft, und der Boden muß gelockert werden. Die Waldbäche werden über die Pflanzung geleitet, um sie in trockener Zeit zu tränken. Neue Stücke Waldes müssen ausgerodet und bepflanzt werden. Haben aber die Kaffeebeeren eine bläulichrote Farbe erlangt, dann ist die Zeit der Ernte da, und schwarze Frauen sammeln die Frucht ein. Über aller Arbeit muß das Auge des Leiters wachen. Er duldet keine Faulheit. Streng ist er, aber auch gerecht und milde. Darum lieben ihn seine Arbeiter und tun gern, was er befiehlt.

Erst die Mittagsstunde führte ihn zu kurzer Erholung ins Haus. Im Familienkreise saß ich mit am Tische, und wir sprachen von der fernen Heimat und von der Arbeit in Afrika. Ich kostete auch von dem Kaffee,

der auf der Plantage wächst, und fand ihn von gutem Geschmack, so daß er den guten Ruf wohl verdient, den der Usambara-Kaffee daheim schon hat.

Als ich aufbrechen wollte, geleitete mich das gastfreundliche Ehepaar mit ihrem Töchterlein noch ein gutes Stück Weges das Tal hinab, immer zwischen reichtragenden Kaffeebäumen hin bis zu dem Hause, in dem die gepflückten Beeren zubereitet werden. Zuerst wird ihnen ihr dunkelrotes Kleid ausgezogen. Dabei springen aus jeder Beere zwei Kaffeebohnen heraus. Aber um jede Bohne sitzt noch, wie ein enges Hemd ein bitteres Häutchen. Ist auch dieses entfernt, so werden die Bohnen getrocknet und nach ihrer Größe ausgelesen. Schließlich werden sie in Säcke gepackt und wandern auf den Köpfen von schwarzen Trägern nach Tanga, der Hafenstadt, um von dort über das Weltmeer zu uns nach Deutschland zu reisen.

Mit Freude ließ ich mir alles erklären. Ich sah, wie hier, im afrikanischen Urwald, deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit eine Arbeit tun, die auch uns in der Heimat zu gute kommt. Dann nahm ich Abschied von Kalunde und ihren Eltern, führte mein Pferd den Berg hinauf und ritt weiter, immer weiter durch den schweigenden Wald.

Missionsinspektor Trittelvitz.

---

10. Leben auf einer Missionsstation.

Gebet und Arbeit sind die beiden Boten Gottes, die das Leben auf einer Missionsstation regieren. Man begegnet ihnen dort auf Schritt und Tritt.

Noch früher als die Sonne erwacht der schwarze Küster. Im ersten Morgengrauen steigt er zum Turm der Kirche hinauf, der zwischen Palmenwipfeln und Laubkronen emporragt, und zieht die Glocke, um die Schlummernden zu mahnen: Der Tag bricht an! Je heller es wird, desto deutlicher erkennt man, daß ringsherum grüne Berge sich erheben. Steile Felsen, dunkler Urwald krönen ihre Gipfel. Nach Osten schaut man in ein tiefes Tal, in dem ein Fluß sich brausend hinabstürzt in eine weite, weite Ebene. Ein silberner Streifen blitzt fern an ihrem Rande, der Indische Ozean. Über ihm geht um 6 Uhr die Sonne auf und gießt ihr Morgenlicht auf das Gebirge von Usambara in Deutsch-Ostafrika und über die freundliche Missionsstation, die um die Kirche sich lagert.

Noch einmal ertönt die Glocke in drei kurzen Schlägen. Nun wird es lebendig vor den Häusern der Missionare und in den Dörfern der schwarzen Christen unten im Tal. Muntere Kinder und bedächtige Alte, die Männer in langen weißen Hemden, die Frauen in bunten Tüchern, aus denen vom Rücken der Mutter schläfrig das jüngste Kindchen schaut, so kommen sie den Berg herauf. Still füllt sich die Kirche. Das Morgenlied ertönt. Durch das Wort Gottes und Gebet rüstet sich die Gemeinde zum Tagewerk.

Draußen bleibt die Schar noch einen Augenblick zusammen. Paulus, der Gemeindeälteste, der den langen Ebenholzstab trägt, hat noch etwas bekannt zu machen. Er ordnet an, daß der große Weg, der durch die Christendörfer ins Tal hinabführt, neu gehackt wird, und er bestellt Lastträger,

die den Missionar auf einer Reise begleiten sollen. Dann geht ein jeder an seine Arbeit.

Die Kinder sind schon vorausgesprungen in ihre Schule. Fröhlich klingt ihr gemeinsames Sprechen aus den offenen Fenstern heraus. In den verschiedenen Klassen sitzen die Knaben auf ihren Bänken, und der Lehrer steht vor ihnen, gerade wie bei uns, nur daß sie alle schwarz sind, Lehrer und Schüler. Mancher von den Buben liest in seinem Lesebuch so gut wie ein deutsches Schulkind. Die Schreibhefte brauchen sie nicht zu verstecken. Nur das Rechnen ist, ach, so schwer, dafür macht die biblische Geschichte desto mehr Freude, und schnell fliegen die Finger hoch, wenn gefragt wird. Nebenan die Mädchen haben eine deutsche Lehrerin. Nicht nur kleine Schülerinnen sind in der Mädchenschule zu finden, sondern auch Erwachsene, die, obgleich sie schon so groß sind, doch noch etwas lernen möchten.

Auf der andern Seite der Kirche sammelt sich eine Schar Kranker vor einem kleinen Hause. Aus der Gemeinde, aber auch aus den Dörfern der Heiden kommen sie, denn die heidnischen Zauberer mit ihren Zaubersprüchen und unsauberen Arzneien können wenig helfen. Hier auf der deutschen Missionsstation wäscht eine deutsche Krankenschwester die Wunden aus und verbindet sie. Ein schwarzer Krankenpfleger hilft ihr dabei. Dem Kindchen, das an dem bösen afrikanischen Ausschlag leidet, schmiert er den ganzen kahlgeschorenen Kopf mit heilender Salbe ein. Ängstlich schreit und wehrt sich die Kleine, bis die Mutter sie sich wieder auf den Rücken bindet und mit ihr den Berg hinuntergeht.

Wie sie über den Hof der Station schreitet, begrüßt sie schnell noch die „Mutter“, die Frau des Missionars, denn diese ist eine treue Beraterin der schwarzen Frauen in jeder Not; vor der Tür des Missionars aber hocken die Männer, die mit ihrem Anliegen zu ihm kommen.

Wieder gehts ein Stückchen den Berg hinab, da tönt lustiges Pochen aus einem Hause heraus und das Knirschen der Säge. Es ist die Tischlerei, in der schwarze Gesellen und Lehrjungen unter ihrem deutschen Meister ihr Handwerk treiben. Aus dem roten, duftenden Zedernholze werden Schränke und Tische und anderes Hausgerät gemacht. An der Drechselbank werden Verzierungen ausgedreht. Fenster und Türen sind in Arbeit für ein neues Haus, das auf einer anderen Station gebaut wird. Darum sind heute auch nicht alle Gesellen da. Sie sind hingeschickt, um den Dachstuhl aufzusetzen.

Auf der Missionsstation kann man noch allerlei andere schwarze Handwerker bei der Arbeit finden. An der Quelle halten die Wäscher große Wäsche ab. Auf dem Neubau schwingen die Maurer die Kelle und setzen Stein auf Stein. In seinem Stübchen sitzt der Schuster; er selbst geht barfuß, aber er besohlt die Stiefel der Weißen. Unter einer luftigen Laube läßt der schwarze Schneider die Nähmaschine schnurren. Er macht Arbeitsjacken und Sonntagshemden. In dem kleinen Kaufladen unten am Berge werden sie verkauft. Auch Frauentücher, Ackergerät, Lämpchen und Petroleum, Schreibhefte und Schieferstifte hält Mathäus dort feil, und sogar einen Regenschirm kann in seinem Laden bekommen, wer blanke Rupies (1 Rupie = 1,30 Mark) aufzählt.

Und nun ins Tal hinab! Rechts und links an der Straße, die sich in vielen Windungen am Berge entlang zieht, schauen aus dem Grün der mächtigen Bananenblätter die kleinen Christendörfer hervor, nicht runde,

graue Heidenhütten, sondern meist weiß und bunt getünchte viereckige Häuschen mit einer kleinen Veranda davor. Am Tage sind nur die kleinen Kinder und einige Frauen zu Hause, denn die Leute sind auf dem Felde zur Arbeit. Sie hacken ihren Mais und bewässern ihn, sie bauen Tabak und Zuckerrohr, der Hirt weidet die Herde, die Frauen suchen Brennholz. Abends kehren sie heim. Doch in der Zeit, wo der Mais reif wird, müssen sie oft die ganze Nacht draußen wachen, um die wilden Schweine zu verjagen, die die Pflanzung verwüsten.

Die Sonne geht unter, die Abendglocke läutet. Auf seinem Esel kommt der Missionar von einem Besuch in den Heidendörfern heimgeritten. Dumpf dröhnt das Stampfen der Stößel, mit denen die Frauen im großen Holzmörser den Mais für die Abendmahlzeit zerkleinern. Selbst nach Feierabend ruht noch nicht alle Arbeit. In der Schule versammeln sich die erwachsenen Heiden, um Lesen und Schreiben zu lernen. In der Kirche übt der vierstimmige Chor seine Lieder. Dann wird alles still. Nur unten im Tal rauscht der Fluß, und drüben im Heidendorf ruft die Trommel zu wildem Tanze. Um 9 Uhr bläst der schwarze Trompeter oben bei der Kirche nach allen Seiten: Müde bin ich, geh' zur Ruh. Das hallt über die Missionsstation und die Christendörfer. In den Häusern sammeln sich die Bewohner zum Abendgebet, und bald schläft alles in Frieden.

Missionsinspektor Trittelvitz.

---

11. Lagerleben in Deutsch-Ostafrika.

Meine Leute tun mir während des Marsches leid. Nichts entschädigt sie für die Strapazen. Ein gebahnter Weg durch glutheiße Steppen dünkt ihnen tausendmal schöner als Fluß und Gebirge, wenn man sich ihren Anblick erkämpfen muß. Sind sie aber im Lager, dann haben sie wieder alles vergessen. Dann entwickelt sich rasch ein bewegtes und heiteres Leben. Wenn die Zelte aufgeschlagen sind, beginnt sofort die Tätigkeit, die ihrem Dasein erst einen Inhalt gibt, die Zubereitung des Essens. Sie beschränken sich allerdings meist darauf, die Lebensmittel einzuhandeln und als Sachverständige um die Töpfe zu sitzen, in denen die Weiber den täglichen Mehlbrei zusammenrühren. Gewöhnlich hat jede Speisegenossenschaft, zu der sich nach altem Reisebrauch fünf bis acht Leute zusammentun, ein Mitglied, dessen Frau für alle sorgt. Das Herbeischaffen von Wasser und Brennholz wird meist gemeinsam betrieben, während die Grasbündel, die als Bett dienen, fast ausschließlich von den Burschen besorgt werden. Wenn nun an allen Ecken und Enden die Feuer an den Töpfen emporlecken, wenn es überall brodelt und zischt und dampft, dann kommt wieder Frische und Leben in die ermüdeten Glieder. Die einen gehen in den Wald, um Honig zu suchen, die anderen angeln mit der einfachsten Angel der Welt, einer langen Schnur mit einem gekrümmten und geschärften Nagel am Ende, und bringen mit ihr mannslange Welse und andere Fische ans Land, die sie auf hölzernen Rosten braten. In gleicher Weise behandeln sie das Fleisch der Nilpferde, die ich ihnen schieße. Aber nur einzelne Stämme essen es, während die anderen es

um keinen Preis annähmen, weil die Tiere nicht mit durchschnittenem Halse verendet sind. Einzelne Leute von Bagamojo sind so schlau, sich ihre Ration geben zu lassen, auch wenn sie sie nicht essen, um sie an Eingeborene gegen andere Nahrung einzutauschen. Andre verschmähen das Fleisch, benutzen aber das reichliche Fett, um Lampenöl herzustellen, oder sie schneiden aus der Haut die berühmten Nilpferdpeitschen.

Während die einen so einen geschäftigen Müßiggang treiben, übergeben sich die anderen ganz dem süßen Nichtstun. Hier wird geschwatzt und gelacht, dort den Karten gefrönt, hier läßt einer unaufhörlich die einseitige Gitarre der Küste ertönen, und dort wird eifrig ein hübsches Brettspiel gespielt, das man in jedem Dorf findet. So geht die Zeit bis zu dem großen Augenblick hin, wo die Sachverständigen, die schon mehrfach die beim Rühren am Löffel hängenbleibenden Reste geprüft haben, den entscheidenden Spruch fällen. Dann kommen sie um den großen Topf, greifen mit der Rechten abwechselnd hinein, kneten den Brei in der Hand zu einer Kugel, und dann erst schieben sie ihn — o Augenblick, gelebt im Paradiese — in den Mund, mit den Augen schon nach der Stelle schielend, die zunächst in Angriff genommen werden soll. Gesprochen wird wenig beim Essen, das würde nur die Behaglichkeit stören.

Ist die Mahlzeit beendet, dann wird geschwatzt, und ich höre von meinem Schreibtisch aus oft noch lange nach Mitternacht das gedämpfte Lachen und Plaudern einzelner Gruppen.

Dämmert aber der Morgen und heißt es, die Lasten packen, dann sind die Mienen — ach so sauer, dann ist nichts mehr übrig geblieben von der strahlenden Wonne des vergangenen Tages, bis wieder der Befehl zum Lagern gegeben wird und der Ruf „hema, hema", „das Zelt, das Zelt", sich vom ersten bis zum letzten fortpflanzt. Und wieder lächelt diesen Kindern das Leben.

Klar leuchtet schon der Himmel durch die Lücken der dunklen Stämme; die Dämmerung begann früh sich aufzuhellen. Noch stehen einige Sterne über dem Horizont, blasse, kraftlose Schwimmer, die bald von dem Lichtmeer verschlungen werden. Alles kündet einen schönen Sonnentag. Aber kalt ist es noch, schauerlich kalt; feucht schlug mir die Morgenluft mit frischem Erdgeruch entgegen und kitzelte mich boshaft in Nase und Hals, daß ich rasch wieder bis zu den Augenbrauen in der Decke verschwinde. Das Lager ist noch nicht wach. Nur aus der Tiefe des Küchenzeltes höre ich leise Teller klappern; verfroren und mit krummen Knien schleicht ein kleiner Küchenjunge, Reisig brechend, umher, wobei er unter dem Sprühregen, der von den erschütterten Bäumen ihm auf den nackten Oberkörper fällt, jedesmal heftig erschauert. Auch aus einigen anderen Zelten tönen verschlafene Reden von Ehepaaren, die ihr Morgenschwätzchen beginnen. Aber sonst ist es noch recht still; die Leute wissen, daß heute nicht marschiert wird, und nützen es aus. Aber über mir ist schon alles wach. Schon singt, mit den Schwänzen Takt schlagend, ein Paar Grasmücken ein Duett, und die Wildtauben gurren ihr eintöniges, dumpfes huh-huh-huhduhhuduh; vom Wasser her schnarrt ein verliebter Erpel, und über mir höre ich den wütenden, metallisch klingenden Flügelschlag eifersüchtig kämpfender Täuberiche. Rücksichtslos durchbrechen sie die Laubmassen, verfolgen sich von Ast zu Ast; stoßen in kurzen Pausen einen leisen, kaum hörbaren Zorneslaut aus; in blinder Kampfesbegier

schlagen sie mit den Schwingen gegen die nassen Blätter, daß der Nachttau in großen Tropfen auf mein Zeltdach trommelt.

Ich trete hinaus vor mein Zelt, wo der jüngere Bursche inzwischen schon Eimer und Waschschüssel im nahen Flusse gefüllt und den Frühstückstisch auf der anderen Seite des breitästigen Baumes herzurichten begonnen hat. Vor mir (aber in gemessener Entfernung, damit mich nicht der Rauch der zahlreichen Herdfeuer belästigt) stehen in drei konzentrischen Halbkreisen etwa 50 Zelte und Grashütten, die je drei bis vier Leute beherbergen. Das erwachende Lager — wer malt mit das Bild? Hundert blutrote, in den ersten Strahlen der Morgensonne fast zu stark leuchtende Flecken auf grünem Grunde — das sind die Decken meiner Leute, in die sie jetzt kälteschauernd ihre nackten Körper fest eingepackt haben; denn der Neger liebt es, auch wenn er noch so viel Zeug sein eigen nennt, hüllenlos unter der Schlafdecke zu liegen. Das dehnt und reckt und biegt und rekelt und streckt sich, als hätten sie in enger, harter Höhle einen Winterschlaf abgehalten.

Die Sonne steigt, schon brechen wärmende Strahlen durch die lichteren Stellen des Waldes, und die schweren Decken werden von leichterem Zeuge abgelöst; dann eilen die Leute truppweise an den Fluß, um sich den Schlaf aus den Gliedern zu baden und Hunger für die erste Mahlzeit zu holen. Aber bevor sie den vom letzten Abendessen aufbewahrten und flüchtig aufgewärmten Mehlbrei verzehren, wird erst ein Geschäft verrichtet, dessen Gewissenhaftigkeit weiten Volkskreisen in Europa aus Gründen der Gesundheit zur Nachahmung sehr zu empfehlen wäre; ich meine die Pflege der Zähne. Dazu bedient sich der Neger eines Zweigstückes vom Mbulobaum, das er auf allen Reisen mit sich führt. Der Baum ist im Innern sehr verbreitet, nötigenfalls tut es aber auch das Holz mehrerer anderer Arten. Das Ende des 15 Zentimeter langen Stückes zerkaut er, bis es einem Pinsel ähnlich faserig geworden ist, und mit dieser leicht in Wasser befeuchteten Bürste reibt er eine halbe Stunde lang jeden seiner 32 Zähne mit senkrecht geführten Strichen sorgfältig ab. Das ist das ganze Geheimnis, dem die Neger ein weißes, gesundes und kräftiges Gebiß verdanken, obgleich sie es fürchterlich mißbrauchen, und zu den ungewöhnlichsten Verrichtungen benutzen, wie zum Flaschenentkorken, zum Aufdrehen von Schrauben oder zum Zertrennen von Zeug.

Aus Kandt: „Caput Nili“.

---

12. Ansiedlung deutscher Bauern in Ostafrika.

Mit wenigen Ausnahmen haben wir im Njassaland mit entwaldeten Ländern und mit Boden zu tun, der seit uralten Zeiten mit Unterbrechungen Negerpflanzungsland gebildet hat und größtenteils jährlich gebrannt ist. Fast alles Land ist Grasland; der Ausdruck Hochweide ist irreführend, denn alle diese hier in Frage kommenden Gebiete haben ursprünglich Wald und Buschwald getragen. Die Weide ist eine Folge alter Negerkultur. Der Boden ist nirgends unbenutzt geblieben; die Folge ist, daß vom ersten Tage an sorgsam geackert und gedüngt werden muß. Das bedingt einen Viehstand, der imstande ist, den Dünger in gehörigen Mengen zu liefern. Dieser Vieh-

stand ist wieder in Einklang zu bringen mit den Weideverhältnissen der trockenen Zeit, denn die reichlich in der Regenzeit nachwachsende Grasweide darf nicht der Maßstab sein, sondern die Weide der Trockenzeit. Hiernach muß das Landbedürfnis einer mit kleinen Mitteln zu gründenden Farm bemessen werden. Ackerbau auf Viehzucht begründet, das sind dieselben Umstände, an die der europäische Ansiedler vom Lande gewohnt ist. Deshalb scheint mir auch, daß man hier das größte Gewicht auf pflügbare Hänge legen muß. Der große Vorteil der alten Negerkultur ist, daß sie uns verhältnismäßig leicht pflügbares Land hinterlassen hat. Das müssen wir ausnutzen. Nicht nur, daß nur im Pflug das Mittel liegt, diesen Boden zu verbessern; der Pflug verbilligt auch den Betrieb und macht den Siedler bis zu einem hohen Grade vom Neger unabhängig, was erstrebenswert ist.

In dem weiten Gebiet im Norden des Bezirks Ssongea liegt das beste Besiedlungsland für Europäer, das ich auf dieser Reise getroffen habe. Das Land ist gesund — das sind übrigens auch die anderen Gebirgsländer — und räumlich ausgedehnt mit weiten pflügbaren Strecken. Es hat eine geschlossene Regenzeit, ein trockenes Klima wie die Njassaländer und wird daher aller Wahrscheinlichkeit nach in den richtigen Höhenlagen das Korn gleichmäßig reifen lassen. Dieses sonnige Klima läßt noch in Höhenlagen von etwa 2000 m und mehr das Halten von einem Vieh zu, das schon im Negerbesitz verhältnismäßig gut aussieht. Insbesondere beweisen die Ziegen, die gegen Kälte ungemein empfindlich sind, den Wert dieses sonnigen Hochlandes für die Viehzucht. Wenn irgendwo, wäre in solchen Lagen auch ein Versuch mit Wollschafen zu machen. Wasser ist genügend vorhanden; selbst wo nur kleine, aber immerfort laufende Bäche vorkommen, genügen sie den Bedürfnissen eines Siedlers und seiner Herden. Salz für das Vieh, eine Notwendigkeit, ist in Ubena billig einzuhandeln, wie das schon jetzt geschieht. Pferd und Esel würden wahrscheinlich sehr gut gedeihen.

Das Land ist so sonnig und trocken, daß es nicht schwer halten wird, Arbeiter zu bekommen. Überhaupt kann ich keine Schwierigkeiten finden, die sich von tatkräftigen und umsichtigen Leuten bei der Besiedlung dieser Länder nicht überwinden ließen. Beamte und Missionare, die das nördlich angrenzende Land Uhehe kennen, stellen große Teile desselben den oben erwähnten Ländern gleich, ja, einzeln hörte ich das Urteil, daß die Uheheböden besser seien als die geschilderten. Wenn dem so ist, stehe ich nicht an, große Teile Uhehes, vielleicht auch Ubenas, für besiedlungsfähig zu halten. Der Verbindung dieser Länder mit der Küste durch eine Bahn stehen keine großen Schwierigkeiten entgegen. Da das Vieh im Lande gesund und die Tsetsefliege nicht zu fürchten ist, wird sich auch die Anlage fahrbarer Straßen leicht ermöglichen lassen.

Nach meiner eigenen Ansicht und derjenigen anderer lange im Lande befindlicher Europäer, auch der Missionare, wird hier der kleine Mann, der aus landwirtschaftlichen Kreisen Deutschlands hervorgegangen ist, die meiste Aussicht haben. Denn das ist der Mann, der nicht nur den guten Willen hat, hart zu arbeiten, sondern dessen in langer Arbeit gefestigte Muskeln und Sehnen auch arbeiten können; der nüchtern und phantasielos ist, den Groschen dreimal umdreht, ehe er ihn ausgibt, und sich mit kleinem Erfolge begnügt. Eine gewisse Kenntnis des Handwerks, die solche Leute von Haus aus mitbringen, ist von großem Nutzen in einem Lande, wo der einzelne mehr wie

in Europa auf sich selbst angewiesen ist. Leute mit Geld, die mit phantastischen Hoffnungen, bald reich zu werden, herauskommen, taugen hier nichts, wenn auch unter solchen der eine oder der andere bald einschlagen mag. Ein Mann, der nach Veräußerung seines Hab und Guts einige tausend Mark sein Eigen nennt und die Ausreise, Anschaffungen usw. bestreiten kann, scheint mir größere Gewähr der Seßhaftigkeit und des Erfolges zu geben als der den der Besitz größerer Mittel beweglicher und anspruchsvoller macht. Dieses Land will in langsamer, zäher Arbeit entwickelt sein, landwirtschaftliche Kenntnisse sind unerläßlich. Daß die Frau von Anfang an dem Siedler nicht fehlen darf, braucht kaum erwähnt zu werden; Familien, selbst mit Kindern, würde ich Junggesellen vorziehen.

Aus dem „Tropenpflanzer" 1905.

---

13. Ein Feierabend in Deutsch-Ostafrika.

Es war im wunderschönen Monat Mai, als ich, so plaudert die Verfasserin, an einem sonnenhellen Nachmittag auf der Barasa behaglich in meinem langen Stuhle ausgestreckt lag und träumend in das Wachsen und Werden unseres Gärtchens hineinschaute. Rosen, Veilchen und Heliotrop blühten und dufteten mit rosafarbenen Nelken und aus der Wildnis hierher verpflanzten Lilien um die Wette. Granaten und Oleander hatten dicke Knospen angesetzt, Chrysanthemen, Cannabüsche und Begonien standen im vollsten Blumenflor, denen sich schüchterne Stiefmütterchen zugesellten. Die Barasabalken waren von Grenadellaranken überwuchert. Neben mir auf dem Tisch stand eine Tonschale mit aus Samen gezogenen, üppig blühenden Alpenveilchen. Die Kasuarinen kosten leise wispernd miteinander, während naschhafte Spatzen sich schwatzend und zeternd auf der mit Früchten bewachsenen Maulbeerhecke ihre Abendmahlzeit suchten. Mein kleiner Terrier lag schlafend neben mir auf dem Stuhl, während ich eine Näherei in der Hand hielt, die heute gar nicht vorwärts kommen wollte. Die Kaffeestunde nahte heran und mit ihr betrat der Bursche mit dem Kaffeegeschirr die Barasa. Beim Geklapper des Porzellans hob mein kleiner Hund schnuppernd den Kopf, legte ihn aber sogleich wieder auf die Pfoten zurück. Inzwischen neigte sich der Tag zur Rüste. Scheidend erglühte die Sonne über den Kuppen der Berge und hüllte den Himmel in ein wahres Flammenmeer ein. Kleine Eidechsen liefen spielend an der Hausmauer auf und nieder, ein hellgrünes Vögelchen in der Größe eines Finken hatte sich zu mir unter die Barasa verirrt und flog erschreckt und geängstigt in den Abendsonnenschein zurück. Von fern tönte Schellengeläut herüber, es klang, als glitten Schlitten durch schneeigen Forst. Ich spähte lauschend durch das auf der Barasa befindliche Rankenfenster in die Landschaft hinaus, in der vorläufig nichts zu entdecken war. Um eine Wegbiegung herum zog sich schließlich ein langer wunderlicher Zug, der seine Schritte zu uns herunterlenkte. Die Burschen waren auch durch das Geläut nach vorn gelockt und jubelnd und springend riefen sie ein über das andere Mal „Ngoma, Ngoma".

Als der Zug in unsere Straße eingebogen war, nahmen die Burschen die Spitze und liefen außerhalb des Gartenzaunes entlang auf den Hof, die

anderen alle im Gänsemarsch hinterher. Ich hatte bald unseren Burschen erkannt, der täglich in die umliegenden Dörfer ging und Milch zum Buttern und Lebensmittel für unsere Haustiere herbeizuholen hatte. Er war in eine alte Askariuniform oder dem Ähnlichen gesteckt und trug auf dem Kopfe eine Mütze aus schwarzweißem Affenfell, dessen Schwanz hinten als langer Zopf herunterhing. Ihm dicht auf den Fersen folgten in zum Teil wunderlichem Aufputz fast ein ganzes Dorf von Männern, Weibern und Kindern, die in winzigen Körben oder Grasbündeln einige Lebensmittel wie Bananen, Mais, Negerhirse, Bohnen u. dgl. auf dem Kopf trugen, während ein Teil Milch in kurz abgeschnittenen Bambusstämmen, die mit Bananenblättern luftdicht verschlossen waren, in der Hand hielten. Beim Gehen verdrehten sie ihre Gliedmaßen wie in Zuckungen, wie es ihnen zwei merkwürdig anzuschauende Vortänzer an der Spitze der Karawane vormachten. Als ich auf den Hof hinaustrete, um sie abzulohnen, standen sie, die ebenholzschwarze Haut glänzend mit Fett eingerieben, aber tadellos sauber im Halbkreis aufgereiht. Auf der rechten Seite befanden sich der Milchverkäufer, während auf der Linken die anderen Leute Aufstellung genommen, die ihre Ware vor sich auf den Boden aufgebaut hatten. Der Häuptling, der seine Leute auf solchen Wegen zu begleiten pflegte, trat aus dem Kreise heraus und bot mir seine Hand zum Gruß, indem er die meine mit festem Druck umschloß und schüttelte. Er war mit einem dunklen Tuche bekleidet, dessen Grundfarbe nicht mehr zu erkennen war. Auf der linken Schulter zusammengeknüpft, fiel es in malerischem Faltenwurf bis auf die Füße herab. Um die Hüften trug er zwei Kupferringe, ebensolche umschlossen den Hals, die Arm- und die Fußgelenke. Auf dem Kopfe hatte er einen roten Fez und in der linken Hand trug er ein Hausmesser, dessen Griff in Zwischenräumen abwechselnd mit Messing- und Kupferdraht umwunden war. Auf den Zwischenräumen verzierten ihn Muster aller Art. Nachdem die Schar ihre Bezahlung erhalten und ihre Waren abgeliefert hatte, fragte ich die Burschen nach dem Verbleibe der beiden anderen Leute, die beim Herunterkommen die Spitze des Zuges gebildet hatten. Da kamen sie auch schon hinter der Küche hervorgeschossen, einen großen Trupp von Weibern, Dienern und Helfern hinter sich, welche die Neugier zu uns heruntergetrieben hatte. Es waren zwei abenteuerliche Gestalten, die mir da entgegengesprungen kamen. Die Bekleidung des einen bestand aus einem Kupferring, den er um die Hüften trug, durch den ein dunkler Lappen gezogen war, während die Fußgelenke schmale Eisenringe umspannten, an denen sie hin- und herbaumelnde Glöckchen befestigt hatten. Sein Gesicht umrahmte nach Art des Gnus ein struppiger, schwarzer Bart, aus dem ein blendend weißes Gebiß und zwei dunkle Augen unheimlich herausleuchteten; der Kopf war unbedeckt. Der andere, eine ziemlich gedrungene Gestalt, mit rotem Fez auf dem Kopfe, hatte ebenfalls zwei Kupferringe um den Leib geschlungen, durch den auch er vorne einen Lappen gezogen hatte, während ihm auf dem Rücken ein Leopardenfell fast bis zur Erde herunterhing. Um die Fuß- und Handgelenke trug er ebenfalls schmale Eisenringe mit kleinen Glöckchen daran, und unter dem Knie hatte er solche mit größeren selbstgeschmiedeten eisernen Glocken gebunden, die nun bei jeder Bewegung melodisch aneinanderklangen. In der Linken hielt er ein aus schmalen runden Holzstäben zusammengefügtes Saiteninstrument, auf dem er während der nun folgenden Vorstellung eine kurze eintönige, immer wiederkehrende Melodie spielte. Wie zwei Kampfhähne stellten sich die beiden in der Mitte des jetzt ganz geschlossenen

Kreises auf, die Augen rollend, den Kopf wie zum Stoß nach vorn geneigt, immerfort den Boden stampfend, die Saiten rührend und krächzende Laute ausstoßend. Danach entfernte sich der Leopardenfell-Geschmückte, welcher der Hauptvortänzer war, in gerader Linie bis an den gespannt zusehenden Zuschauerkreis und begann den immer auf derselben Stelle seine Verrenkungen ausführenden Schwarzbärtigen zuerst in weitem Bogen zu umkreisen, den er enger und enger zog, bis er ihm wieder kampfbereit gegenüber stand, indem er sich bald stampfend hochaufgerichtet vorwärts bewegte, bald in Kniebeuge die possierlichsten Sprünge um ihn herum ausführte. Es war ein Drehen und Wenden, Wirbeln und dazwischen wieder Grunzen, ein drolliges Hin- und Herspringen vor dem Kampfgenossen, daß die Umstehenden in wahrhaft brüllendes Gelächter ausbrachen. Unser Bursche Hassan legte sich vor Lachen platt auf die Erde. Das Leopardenfell wippte dabei auf und nieder, und der Schweiß perlte ihm über Brust und Rücken herab. Unaufhörlich schlug er die Saiten der Kinanda, sang, trillerte, ahmte mit komischer Gebärde den dumpfen Klang der Saiten nach, stürzte sich plötzlich wie ein wildes Tier foppend in die dicht gedrängt dastehende, lachende Weiberschar, so daß diese kreischend zurückwich, um dann stampfend und von neuem wirbelnd sein Spiel wieder zu beginnen. Mein kleiner Terrier, der diese Vorführung und vor allem die täppischen Bewegungen der Beinpaare persönlich übel nahm, war ihnen schon ein paarmal etwas unsanft in die Waden gefahren; seine Wut steigerte sich, je toller die Sprünge wurden, die sie ausführten, so daß ich ihn, um weiterem Unheil vorzubeugen, entfernen lassen mußte. Mein Koch tanzte im Hintergrunde und wollte sich ausschütten vor Lachen. Eine Stunde etwa hatte ich dem Treiben zugeschaut, da begannen die beiden langsam zu ermatten. Ich beschenkte sie mit ein paar Händen voll Salz und ein paar Hellern, was sie veranlaßte, das schnurrige Spiel zum Ergötzen der Burschen und ihrer Weiber noch eine Weile fortzusetzen. Endlich, unter lautem Getöse entfernte sich der Zug. Wie sie gekommen waren, zogen sie, die beiden Spaßmacher voran, springend und singend wieder in ihr Dorf zurück. Noch lange tönte das Kreischen, Trillern und Singen über die Schluchten herüber, leiser und leiser erklang das Glockengeläut, bis völlige Stille eingetreten war. Trübe hatte sich der Himmel zusammengezogen und dehnte sich regenschwer über uns aus. Der Rungwe hatte sich fest in einen dicken Nebelmantel eingehüllt, und ein paar lose graue Wolkenfetzen schwebten über die dunklen Berge hin, bis sie sich in einem leise sprühenden, unbehaglichen Regen auflösten, dessen kalte Nässe uns ins Zimmer trieb.

Aus der Ostafrikanischen Zeitung.

---

14. Der Kilimandscharo.

Am Dienstag, dem 29. Januar 1907, des Morgens gegen 8½ Uhr befand ich mich mit einer kleinen Karawane auf dem Marsche von Same nach Kimbeni in Deutsch-Ostafrika, im Begriff die Station Moschi im Kilimandscharo-Gebiet zu besuchen. Unser Weg, der uns am westlichen Rande des Pare-Gebirges entlang führte, war nicht übermäßig schön. Einförmig und öde breitete sich die Steppe um uns aus. Man sah nichts als dürres,

kniehohes Gras, Gestrüpp, Dornbüsche, Kakteen und Euphorbien, kurz, unnütze und häßliche Gewächse, die auch die Hänge des nahen Gebirges bedeckten. Kein Tier der Wildnis ließ sich blicken; kaum, daß man einen Raubvogel über den Kamm des Höhenzuges streichen sah. Da wir nachts um 4 Uhr aufgebrochen waren und demgemäß einen tüchtigen Marsch hinter uns hatten, so machten sich schon Anzeichen von Ermüdung bei den Leuten bemerklich. Zudem meinte es die Sonne an diesem Tage ganz besonders gut und sandte so glühende Strahlen herab, daß selbst die Luft sich erhitzte und der leise Hauch des Windes uns berührte, wie der heiße Atem eines Ungeheuers. Schweigend und unlustig zogen die Träger dahin, wahrscheinlich im Innern mit der Frage beschäftigt: Was sollen wir essen, was sollen trinken? Denn in diesen Kreisen bewegten sich ihre Gedanken gewöhnlich.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Kilimandscharo!" — Was? Sollte das heißen, daß der Kilimandscharo zu sehen sei? Unmöglich! Wir waren doch mindestens 85 km davon entfernt und hatten bis Moschi noch einen Marsch von 18 Stunden zurückzulegen. — Ermuntert schaute alles nach dem Riesenberge aus, aber vergebens. Auch ich musterte den Horizont vor mir, konnte aber beim besten Willen nichts entdecken. „Unsinn!" erwiderte ich daher ungnädig und zog verdrossen weiter. Bald darauf ertönte indes dieselbe Stimme: „Ei, so seht doch den Kibo, wie er aus den Wolken bricht!" Jetzt sagte auch ein Dschagga-Bursche, den ich unterwegs angetroffen und auf seine Bitten hin als Zeltjungen angestellt hatte, zu mir: „Wirklich, Herr, dort ist der Kibo." Unwillkürlich schaute ich auf, konnte aber vom Kibo, dem schneebedeckten Hauptgipfel des Kilimandscharos, noch immer nichts wahrnehmen. Gewöhnt, die Konturen eines so weit entfernten Gebirges am Horizonte zu suchen, kam ich gar nicht darauf, den Blick zu dem stark bewölkten nördlichen Himmel zu erheben. „Aber so sieh doch, Herr, dort oben über den Wolken!" rief der Junge ganz aufgeregt, die Hand erhebend. — Nochmals folgte ich, wenn auch ungläubig, mit den Augen dem Fingerzeige. — Wahrhaftig, ganz oben am Himmel tauchte, wie ein fremdes Gebild aus dem Weltenraum, ein blitzendes Scheibensegment aus dem weißen Gewölk hervor. — Fast erschrocken und sprachlos blieb ich stehen und starrte die seltsame Erscheinung an, die um so merkwürdiger anmutete, als von dem ganzen übrigen Gebirgsstock ganz und gar nichts zu sehen war. Alles war verhüllt bis auf den oberen Teil der schnee- und eisbedeckten Kibo-Kuppe und auch diese war bald wieder hinter dem Dunstschleier verschwunden. So hoch hatte ich mir den Berg wahrlich nicht vorgestellt. „Kilimandscharo! Kilimandscharo!" jubelten die Träger überlaut und machten dabei solch ein Getöse, daß sich die Nachzügler einer vor uns marschierenden Militärkarawane ganz erstaunt umsahen, um zu erfahren, was bei uns eigentlich los sei. Sie selbst hatten keine Ahnung von dem wunderbaren Schauspiel, das uns zu teil geworden war.

Am selben Tage kam uns der Berg nicht mehr zu Gesicht. Früh am folgenden Morgen jedoch, als wir von Rimbeni in der Richtung auf Kahe marschierten und bei Sagalla auf einer Anhöhe anlangten, sahen wir den Kilimandscharo in seiner ganzen Mächtigkeit vor uns liegen. Jetzt konnten wir nicht allein den Kibo-Dom, sondern auch den zweiten Gipfel, den Mawensi, sowie die übrige Bergmasse erschauen. Es war ein großartiger Anblick, den wir von dieser Zeit an stets morgens und abends genossen. Besonders herrlich nahm sich das Hochgebirge im Glanze des Vollmondlichtes aus, wie ich im Lager von Kahe zu beobachten Gelegenheit hatte.

Auf meine Frage nach dem Kilimandscharo und seinen Bewohnern, den Wadschagga, sagte mir der vorhin erwähnte Dschaggabursche, daß seine Landsleute den Kibo den Mann, und die andere Bergspitze, Mawensi, die Frau nennten, und erzählte mir in bezug hierauf folgende Sage: In früheren Zeiten, vor hundert Jahren und mehr, seien auf dem Kibo und auf dem Mawensi Rauchwolken bemerkbar gewesen. Diese beiden Riesen hätten nämlich je ein Feuer unterhalten, um sich ihre Bananen daran zu rösten. Eines Tages nun hätte die Frau, Mawensi, aus Unachtsamkeit ihr Herdfeuer ausgehen lassen und sich zum Kibo begeben, um sich glühende Kohlen zum Anmachen zu erbitten. Der Mann aber habe sie abschlägig beschieden, mit dem Hinweise, daß er selbst auch nur ein kleines Feuerchen habe und daß dieses ihm verlösche, wenn er davon abgebe. Sie möge nur die Folgen ihrer Fahrlässigkeit allein tragen und ihre Bananen roh verzehren, wenn sie sie nicht braten könne. Erbittert sei Frau Mawensi wieder heimgekehrt. Bald darauf habe sie erkundet, daß der Kibo ausgegangen sei, um sich Bananen von seinem Landgute zu holen, und diese Gunst des Augenblicks benutzt, dem Manne einen Streich zu spielen. Arglistig sei sie gelaufen, sich des Feuers zu bemächtigen und es nach Hause zu tragen. Als der Kibo bei seiner Rückkehr sofort den erlittenen Verlust entdeckte, habe er sich gleich gedacht, daß nur Frau Mawensi ihm das Feuer gestohlen haben könne, und sich spornstreichs zu ihr aufgemacht, um sich wieder in den Besitz seines Eigentums zu setzen. Als aber Frau Mawensi den Kibo so drohend auf sich zukommen sah, habe sie es mit der Angst gekriegt und sich in ihrem Schrecken bemüht, das Feuer mit Schneewasser auszugießen! Himmelhoch seien infolgedessen plötzlich die Dämpfe gestiegen. So schnell aber auch Herr Kibo herbeigeeilt sei, so sei doch das Feuer bei seiner Ankunft schon verloschen gewesen. Außer sich vor Ingrimm über diese nicht wieder gutzumachende voreilige Handlung habe er nun einen gewaltigen Baumstamm aus der Erde gerissen, und die Frau damit so verprügelt, daß sie ganz in sich zusammengesunken sei. Die Spuren jenes Strafgerichts könne man heute noch in Gestalt von Scharten und Breschen an ihr sehen. — Seit jener Zeit hätten die beiden Riesen nicht mehr zusammen verkehrt. Ihre Bananen aber hätten sie von da an beide roh essen müssen, da es ihnen nicht gelungen sei, ein Feuer wieder anzufachen. Darum erbebten sie auch heute noch zuweilen in verhaltenem Zorn.

Lachend erwiderte ich dem Jungen, nach dieser seiner Mitteilung schaue ich die Mawensi-Spitze nebst ihren eigentümlichen Zacken und Einrissen mit ganz anderen Augen an. Aus seinen Worten erkläre sich ja alles aufs einfachste und natürlichste. — Bisher habe ich immer angenommen, Kibo und Mawensi seien früher die Essen eines feuerspeienden Berges gewesen, eines Vulkans, wie es ja der Doenge-Ngai auch noch sei.

Am Sonnabend, dem 2. Februar, langte ich auf der Station Moschi an, von wo aus ich den Kilimandscharo vortrefflich betrachten konnte. Merkwürdigerweise ist der Eindruck, den man dort von dem Riesenberge gewinnt, kein so überwältigender, wie unten in der Steppe. Allerdings liegt Moschi selbst schon auf einer Höhe von rund 1200 m, aber immerhin bleiben, da der Kibo 6000 m hoch ist, noch 4800 m übrig. — Von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags, also zu der Zeit, wo infolge der Strahlenwärme eine starke Verdunstung von Schnee und Eis vor sich geht, ist der Berg gewöhnlich von einem undurchsichtigen Wolkenschleier umhüllt. — Vollkommen

klar indes ist die Aussicht in der Frühe bald nach Sonnenaufgang. Zu dieser Zeit ist daher der Berg am besten zu betrachten. Die einzelnen Vegetationszonen, die Felsen, Gletscher und Schneefelder können vor allem mit einem guten Fernglase genau unterschieden werden.

Wie eine Insel hebt sich das frischgrüne Kilimandscharo-Gebirgsland, das eine Fläche bedeckt, die den Harz bei weitem an Unfang übertrifft, aus der gelbbraunen Steppe heraus. Der Fuß desselben beginnt ungefähr auf einer Höhe von 900 m über dem Meeresspiegel. Der Gebirgsstock besteht aus Tuffen, Basalten, Trachyten, Asche und Lavamassen und bildet so eine der gewaltigsten vulkanischen Aufschüttungen der Welt. Die Bergmasse, deren Sattelkamm eine Höhe von etwa 4400 m hat, läuft in zwei Spitzen, Kibo und Mawensi, aus, von denen die westliche, Kibo, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist, die östliche, Mawensi, jedoch sich nur vorübergehend im Schneegewande zeigt. Der Kibo erhebt sich bis zu einer Höhe von 6000 m, der Mawensi bis 5300 m. — Der erste ist domartig gewölbt. Ungeheure Gletschermassen füllen seinen etwa 2 km im Durchmesser betragenden Krater aus und bekleiden die Außenwände der Kuppen, wobei sie 600 m tief, von der Spitze gerechnet, herabhängen. — Der Mawensi ist sonderbar zerklüftet und fällt in wildzerrissenen Felswänden jäh ab, weswegen sich der Schnee nicht lange darauf halten soll. Trotzdem habe ich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes im Kilimandscharo-Gebiet bestimmt begrenzte Schneefelder auf ihm sehen können.

Nach allen Seiten stürzen vom Kilimandscharo Gewässer herab, seine Hänge in Landschaften zerlegend, die durch tief eingerissene Schluchten getrennt sind. — Der Berg hat die Eigenart, daß er alle Klimazonen der Erde um sich vereinigt. Während sein Fuß auf dem sonnendurchglühten Boden von Äquatorial-Afrika steht, erhebt sich sein Haupt in die Eisluft der Polargegenden. Seine Pflanzendecke zeigt Vertreter aller Regionen, von den Palmen und Bananen der Tropen an bis zu den Flechten und Moosen der Welt des ewigen Eises. Wenn man, aus der Steppe kommend, den Berg hinaufsteigt, so trifft man im allgemeinen bei einer Höhe von 900 m auf Busch, bei 1100 m auf Kulturland, bei 1700 m auf Hochwald, bei 3000 m auf Bergwiesen, bei 3900 m auf Heidekraut und Gestrüpp und bei 4700 m auf die Schneegrenze, über die hinaus sich nur noch Steinflechten vorfinden.

In einer Höhenlage von 1100 bis 1700 m zieht sich von Osten nach Westen ein Gürtel bebauten Landes um den südlichen Teil des Kilimandscharos herum. Wie an den noch zahlreich stehen gebliebenen Bauminseln zu sehen ist, liegt dieses Kulturland zweifellos schon auf dem Grund und Boden des Hochwaldgürtels, dessen Bestände hier vor langen Zeiten gefällt sein mögen. Die einzelnen Landschaften werden von je einem der verschiedenen Wadschaggastämme bewohnt, die unter besonderen Häuptlingen stehen. Die Wadschagga leben nicht in Dörfern, sondern familienweise auf ihren Bauerhöfen. Sie bauen hauptsächlich Bananen, Bataten, Tomaten, Mais, Hülsenfrüchte und Zuckerrohr. Da der Boden des Kilimandscharo-Gebiets seines vulkanischen Ursprungs wegen sehr fruchtbar ist, und die Wadschagga es verstehen, die zahlreichen Gießbäche zur Berieselung ihrer Felder auszunützen, sind die Lebensbedingungen daselbst sehr günstige. Neben dem Ackerbau betreiben die Wadschagga mit Vorliebe Viehzucht, wobei nur Stall-

fütterung angewandt wird. Als Futter dienen Gras und Bananenblätter. Die Bananenstaude ist als Kulturpflanze für das Dschaggaland kennzeichnend. Man findet sie überall in großen Hainen angebaut. Ihre Früchte, die als Volksnahrungsmittel dienen, werden nicht roh, sondern zumeist gekocht oder geröstet genossen. — An Haustieren gibt es Zeburinder, Schafe und Ziegen. Auch Hühner werden vielfach gehalten, wahrscheinlich zu Opferzwecken, da ihr Fleisch und ihre Eier von den Eingeborenen nicht gegessen werden. Die Wadschagga wohnen in bienenkorbartigen Hütten, die aus Holz- und Flechtwerk bestehen und mit Gras oder Bananenblättern gedeckt sind.

Das Klima des Kilimandscharo-Gebiets ist gesund und das Land fieberfrei. Die Temperatur im Schatten schwankt zwischen + 6° R als Minimum und + 20° R als Maximum. — In Moschi war es, obgleich ich in der heißesten Zeit des Jahres dort war, abends und morgens so kühl, daß mir der Tropenanzug als Bekleidung nicht genügte. Man schläft nachts unter Decken und ohne Moskitonetz. Die Luft ist herrlich und den Europäern gut bekömmlich.

Die Weißen des Kilimandscharo-Gebietes fühlen sich dort außerordentlich wohl. In ihren Gärten ziehen sie jedes Gemüse europäischer oder afrikanischer Art. Besonders gut gedeihen alle Arten von Kohl und Rüben, Rettiche und Radieschen, Kartoffeln, Kohlrabi, Zwiebeln, Artischocken und Suppenkräuter, Erbsen, Bohnen und Linsen. Die europäischen Kartoffeln haben sich vollständig eingebürgert and werden auch von den Eingeborenen angebaut. Reiche Ergebnisse liefert auch die Anpflanzung von Erdbeeren, sowie von Papayen-, Orangen-, Zitronen- und Kaffeebäumen. Mehrfach sind mit Glück und Vorteil große Kaffeepflanzungen in Betrieb gesetzt. Auch mit dem Anbau von Kautschukpflanzungen hat man kürzlich begonnen.

Jagd gibt es im Hochgebirge selbst nicht viel, und man muß schon zum Steppenland hinabsteigen, um sie mit Erfolg auszuüben. Kennzeichnend sind für die Tierwelt des Kilimandscharos der Elefant und der Colobusaffe, die sich beide einer gewissen Schonung erfreuen. An Vögeln sind mir vor allem Nashornvögel, Bananenfresser und buntfarbige Bachstelzen aufgefallen.

Von allen Punkten des Kulturgürtels genießt man eine köstliche Aussicht auf die unermeßlich erscheinende Ebene, die Massaisteppe, die nur fern am Horizonte von Höhenzügen und Bergen, unter denen vor allem der 4500 m hohe Meruberg hervorragt, begrenzt werden. Bei den Weißen steht aber der Kilimandscharo selbst im Mittelpunkte des Interesses, in erster Linie der Kibo, der durch sein wechselvolles Verhalten die Aufmerksamkeit stets fesselt. Immer ziehen Wolken um sein Haupt, Nebel steigen und fallen, und Schwaden jagen zerfetzt einher. — Nicht selten sind auch Gewitterbildungen oben am Berge, die man bei schönstem Wetter von unten beobachten kann. — Hat es ganz besonders stark oben getobt, und ist es in dem schwarzen Gewölk ganz besonders hart hergegangen, so sieht man gewöhnlich am folgenden Morgen den ganzen oberen Teil des Berges mit Schnee bedeckt, der allerdings zumeist um die Mittagszeit schon wieder verschwunden ist. Aber wehe dem Menschen, der in solch einen Schneesturm hineingerät, was übrigens keineswegs so undenkbar ist, wie man wohl meinen mag; denn, wenn auch die Wadschagga die Kälte nicht sonderlich lieben, so steigen sie doch sehr häufig zum Berge hinauf. Es führen sogar in der Höhe von etwa 3000 m zwei Handelspfade über das Gebirge, die den Osten und den Westen des Kilimandscharo-Gebiets verbinden und von den Schwarzen vielfach benutzt werden.

Ich selbst hätte natürlich auch gern den Berg bestiegen; und ich verfehlte nicht, diese Möglichkeit mit meinen Gastfreunden in Erwägung zu ziehen. Als ich aber hörte, daß schon 45 Weiße den Sattel des Kilimandscharos erreicht und 11 Personen sogar die Kuppe des Kibos genommen hätten, da verzichtete ich auf diese Ehre. Wozu hätte es auch gedient, wenn ich das Dutzend wirklich voll gemacht hätte.

Drei Wochen lang habe ich mich in der Kilimandscharo-Gegend aufgehalten und täglich den Berg vor Augen gehabt, aber ich bin es nicht müde geworden, ihm stets meine volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Hauptmann a. D. Lene. 1907.

Schutzgebiet Kiautschou.

1. Tsingtau, die Hauptstadt Deutsch-Chinas.

Der Name Tsingtau ist noch immer wenig bekannt, besonders im deutschen Vaterlande. Jeder kennt das Wort Kiautschou und glaubt, damit den Sitz unseree Herrschaft in China angeben zu können. Das ist aber ein Irrtum; denn Kiautschou ist eine Stadt im chinesischen Gebiete, nordwestlich von unserem Besitz. Nach diesem Platze, oder besser nach der auf den alten Karten so bezeichneten Bucht ist die deutsche Erwerbung benannt worden. Die Hauptstadt und zugleich der einzige europäische Wohnort in Deutsch-China ist Tsingtau oder „die grüne Insel", wie das Wort übersetzt werden muß.

Tsingtau liegt fast genau auf dem 36. Grade nördlicher Breite, also annähernd gleich mit den südlichen Azoren, mit Gibraltar und Malta und andrerseits mit Tokio in Japan und San Francisco im westlichen Amerika. Dank seiner guten Schiffsverbindungen ist es von den chinesischen, koreanischen und japanischen Küstenplätzen schnell und leicht zu erreichen. Von Berlin kann man auf dem Seewege in fünf bis sechs Wochen, auf dem Landwege über Sibirien schon in 17 bis 18 Tagen nach Tsingtau gelangen. Die Mehrzahl der Reisenden zieht indessen die erste Strecke vor, da sie größere Bequemlichkeiten bietet, als die Eisenbahn, und eine Menge der wichtigsten Punkte berührt, deren Besichtigung niemand zu versäumen pflegt.

Wer in Deutschland während des Sommers verreist, geht entweder an die See oder ins Gebirge. In Tsingtau haben wir beides; denn gleich hinter der Stadt beginnen die Berge, die sich weiter östlich zu dem über 1100 Meter hohen wilden und zerrissenen Lauschan erheben. Auch freundlicher Wald grünt allenthalben auf, nur noch recht jung, da die Bepflanzung der ehedem kahlen Gehänge erst von den Deutschen ins Werk gesetzt ist. In wenig mehr als einer halben Stunde von der Stadtmitte gerechnet, erreicht man den Badestrand, der sich draußen am offenen Meere, hart unter den Bismarck- und Iltisbergen ausbreitet. Hier weht in den Sommermonaten fast immer ein kühlender Wind, der im Verein mit dem reinlichen, steinfreien Meeres-

strande, den bequemen Hotels und den sonstigen Annehmlichkeiten alljährlich die Gäste aus der Nähe und Ferne heranlockt.

Das Klima Tsingtaus ist im Gegensatze zu Deutschland gerade im Frühling und Herbst am angenehmsten. In reiner Bläue spannt sich fast Tag um Tag der Himmel über See und Land. Eine milde Wärme umfängt uns, während Licht und Luft an die glücklichsten Striche Italiens erinnern. Das dauert vom April bis zum Juli, vom September bis in den November hinein. Im Juli setzt die Regenzeit ein; sie beginnt mit dichten Nebeln und bringt mehrmals in der Woche heftige Niederschläge, die mit heißem Sonnenschein abwechseln. Im Winter dagegen bleiben die Regen nicht selten aus; selbst der Schnee fällt in geringer Menge und Frost belästigt uns ebensowenig. Die innere Bucht zeigt nur in Ausnahmefällen eine dünne Eisdecke, die aber niemals den Verkehr der Schiffe behindert. Was uns den Winter verleiden kann, sind die schneidenden Nord- und Nordwestwinde, die aus der Mongolei und Sibirien herüberblasen und bisweilen zu Sandstürmen ausarten.

Die Stadt Tsingtau breitet sich in regelmäßiger Anlage auf einer Halbinsel zwischen dem Außenstrande und dem flachen Gestade des Binnenwassers aus. An die Stelle der strohgedeckten Lehmhütten früherer Tage ist jetzt eine Reihe stattlicher Bauten getreten. Da sehen wir die beiden Leuchttürme, deren Licht bei dunkler Nacht die Schiffe zum sicheren Port geleitet. Da strecken sich Landungsbrücken hinaus, da liegen die Werften, die Markthalle und der Bahnhof. Weiter stadtein finden wir Kirchen und Schulen, Bankgebäude, Hotels, das Kaiserliche Gericht, das Seemannshaus, ein Gefängnis, ein Lazarett und mehrere Kasernen, auf deren Exerzierplätzen die deutschen Soldaten fleißig üben, gerade wie daheim. Vom Hauptbahnhof, im Südwesten der Stadt, ziehen sich die Geleise bald nordwärts zum Hafen, den sie fortan möglichst nahe begleiten.

Eine Fahrt auf der ganz mit deutschem Gelde und unter deutscher Leitung erbauten Schantungbahn zeigt dem Auge die wechselndsten Landschaftsbilder. Zuerst schweift der Blick nach Westen über die große Bucht, deren Hintergrund gen Süden durch mächtige, in blauer Ferne verschwimmende Felsgruppen gebildet wird. Im Osten, zu unserer Rechten, grüßen die Anhöhen von Tsingtau, denen sich die Iltisberge, Prinz Heinrichberge und der Kaiserstuhl anschließen, und endlich steigen am Horizont die Granitwände des Lauschangebirges in unbeschreiblicher Wildheit und Kühnheit der Formen, in finsterer Öde und Kahlheit auf. Später wendet sich die Schienenstraße der Ebene zu, umkreist die Bucht in einem nach Süden offenen Bogen und erreicht bald darauf die alte Stadt Kiautschou, 75 Kilometer von Tsingtau. Nun läuft sie westwärts auf das durch seine Steinkohlenlager berühmte Bergland von Schantung zu, dessen unterirdische Schätze in langen Wagenzügen nach dem deutschen Hafen verfrachtet werden, um dort die Öfen, Maschinen und Schiffskessel zu heizen oder weithin an fremde Abnehmer verkauft zu werden. Ihren Endpunkt findet die Bahn in der 400 Kilometer entfernten Hauptstadt Tsinanfu, die mit ihren 350000 Seelen zugleich der größte und geschäftsreichste Wohnplatz der chinesischen Provinz Schantung ist.

Wer in Tsingtau der Erholung bedarf oder den wilden Lauschan durchstreifen will, sucht das tief im Gebirge errichtete Genesungsheim auf. Es besteht aus mehreren Gebäuden, die 450 Meter über dem Meeresspiegel inmitten eines großartigen Bergkranzes liegen. Am 10. März 1903, am

Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, wurde die Anlage zu Ehren ihres Heimatlandes „das Mecklenburghaus“ genannt. Von Süden wie von Norden führen gut gehaltene Wege zu den ersten Vorhöhen hinauf. Doch bald verengert sich der Pfad; starre Felswände ragen an den Seiten empor, ein klarer Bach rauscht hurtig über Steine und Klippen, und frisch und kühl flutet uns die reine Bergluft entgegen. Droben im Genesungsheim ist für Unterkunft und Pflege bestens gesorgt. Hier kann der Schwache neuen Lebensmut schöpfen, der Gesunde seine Kräfte auf genußreichen Bergwanderungen oder anstrengenden Spitzenbesteigungen stählen, bis es wieder hinabgeht nach Tsingtau, auf den Kampfplatz des Lebens, wo es gilt, dem deutschen Namen und der deutschen Ehre immer höheres Ansehen zu gewinnen.

Nach Dr. Behme und Dr. Krieger.

---

2. Die Bevölkerung in Deutsch-China.

Die eingeborene Bevölkerung Deutsch-Chinas wohnt mit Ausnahme des geringen Bruchteils, der sich im Bereich der neuen Hauptstadt Tsingtau ansiedeln durfte, lediglich in Dörfern. Diese machen, von außen gesehen, einen recht guten Eindruck, der allerdings beim Betreten durch den in allen Ortschaften Chinas üblichen Schmutz und Geruch stark beeinträchtigt wird. Die Bauart der Dörfer ist eine regelmäßige. Eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Straßen laufen ihr parallel, andere kreuzen sie im rechten Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind nicht nur die Dörfer, sondern auch die einzelnen Häuser zum Schutze gegen den während der Wintermonate wehenden scharfen Nordwestwind meistens ganz abgeschlossen. Die Häuser haben einen Unterbau aus Feldsteinen, der aber ohne Fundament auf den Erdboden gesetzt wird. Der Unterbau trägt die Wände, die aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt sind. Die Fenster werden an Stelle der Glasscheiben mit dünnem Papier versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf oder Stroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der aus festgestampftem Lehm hergestellte Fußboden liegt etwa 30 cm über der Erde. Alle zu einem Gehöft gehörigen Baulichkeiten werden durch eine ungefähr 2 m hohe Mauer umschlossen, wodurch die Ortschaften trotz ihrer regelmäßigen Lage sehr unübersichtlich erscheinen. Fast jedes Dorf hat eine Schule, woraus man auf einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad unserer neuen Landsleute schließen könnte, wenn nicht ein großer Teil dieser Schulen leer stände oder zu anderen Zwecken verwendet würde.

Unfern der Ortschaften liegen die Begräbnisstätten, die weithin an ihren hohen Baumgruppen zu erkennen sind. Auch Tempel findet man vielfach in oder bei den Dörfern; doch werden diese Gotteshäuser nicht sonderlich heilig gehalten, denn man stellt sie den durchreisenden Fremden bereitwilligst als Quartier zur Verfügung. Wenn es an Raum zur Unterbringung der Feldfrüchte mangelt, so wird ohne weiteres der Tempel benutzt. Die Priester selbst verwenden auf ihre Landwirtschaft mehr Zeit und Mühe als auf ihr eigentliches Amt.

Ein großes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegenden nicht fehlen, verbindet die Dörfer, Gehöfte, Tempel und Friedhöfe miteinander. Auf diesen Pfaden vollzieht sich der ganze Verkehr. Sie dienen gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einräderigen Schubkarren, diesem Haupttransportmittel in China. Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, friedfertig und genügsam. Sie lebt hauptsächlich von Feld- und Gartenbau, betreibt aber auch Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt.

Unsere Kolonie, und im weiteren Sinne die ganze Halbinsel Schantung erfreut sich nicht allerwärts eines besonders ergiebigen Ackerbodens. Trotzdem ist jedes Fleckchen, und sei es noch so klein, aufs sorgfältigste bebaut. Schon im Februar beginnt die Arbeit auf den Feldern, und der Juni ist der erste Erntemonat. Dann werden Gerste und Weizen „gezogen“ — denn die Wurzeln dienen als Brennmaterial — und in die Scheune gebracht. Die Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen reifen, und das Grün der Granatbäume verschwindet unter der Fülle roter Blüten. Die leeren Schläge werden mit Hanf, Mais und Hülsenfrüchten, namentlich Bohnen, bestellt, die in der fruchtbaren Regenperiode so üppig gedeihen, daß Ende September die Haupternte beginnt. Der Reis ist gelb, die Hirse trocken, und die Dorfmühlen schaffen Tag für Tag, um die Körner in grobes Mehl zu verwandeln, das als wichtigster Vorrat für die kalte Jahreszeit aufgespart wird. Nun kommen Sesam, Bohnen, Erbsen und Mais an die Reihe. Dann folgen der Buchweizen und die Zahl der Oktoberfrüchte, wie Zitronen, Datteln, Kastanien und Erdnüsse. Den Schluß macht die Versorgung der Felder mit der Wintersaat, nämlich Gerste und Weizen. Das Erdreich hat also knapp ein Vierteljahr Ruhe, und es ist daher billig zu verwundern, daß die Erträge noch immer ergiebig genug ausfallen, die starke Bevölkerung zu ernähren. Bei einer minder sorgsamen und fleißigen Bearbeitung wäre dies ganz unmöglich.

Nach Deimling und H. Seidel.

---

3. Eine Frühlingsfahrt durch Deutsch-China.

Unabsehlich streckt die Ebene sich nordwärts vor uns aus. Von dem Grün ihrer eben aufsprießenden Weizenfelder heben sich die dunklen Baumgruppen wirksam ab, welche die zahlreichen Dörfer umkränzen. So zahlreich sind diese Dörfer, daß die vorn und dahinter liegenden scheinbar sich aneinander reihen und ihre Baumgruppen sich zusammenschließen wie ein Wald. Es sind aber keine Waldbäume, die diesen Anschein erwecken, sondern Obstbäume, die gartenartig um die Dörfer gepflanzt sind. Schon fangen die Blüten an aufzubrechen. Wir sehen die weißen Blüten des Birnbaums, der die großen und süßen, aber für unsern Geschmack etwas faden Schantungbirnen trägt; hier und da beginnt auch ein Pfirsichbaum sich mit dunkelroten Blüten zu schmücken. Bei unserer Rückkehr hatten wir das Vergnügen, die Dörfer ganz in Blüten eingehüllt zu sehen; zu den Birnen und Pfirsichen hatten sich die Apfel- und Pflaumenbäume, die Quitten und der Flieder gesellt, dazu zahlreiche Nußbäume, sowie sehr sorgfältig gepflegte Maulbeerpflanzungen, die Träger der Seidenzucht des Landes.

Die Provinz Schantung zählt auf einem Gebiete, das etwa die Hälfte der Bodenfläche des Königreichs Preußen einnimmt, gegen 45 Millionen Menschen. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist also etwa dreimal so stark wie diejenige Preußens. In Wirklichkeit aber drängten sich die Leute in der Ebene von Schantung noch viel mehr zusammen, weil in den Gebirgen naturgemäß nur eine spärlichere Bevölkerung wohnen kann. Alle diese Leute sind für die Gewinnung ihres Unterhalts fast ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen, und betreiben ihn mit einer Sorgfalt und einer Gründlichkeit, der ich kaum Ähnliches an die Seite zu stellen weiß. Jeder Fußbreit irgendwie benutzbaren Bodens ist aufs sorgfältigste angebaut; selbst an den kahlen Bergabhängen sieht man Terrassen, wo die Pflanzerde hinaufgetragen und durch kleine Steindämme befestigt wird, um schmale Beete für Zwiebeln herzustellen. Jetzt sehen wir im ganzen Lande, soweit das Auge reicht, das erquickliche Grün der jungen Weizenfelder, deren Saaten wir drei Wochen später bei der Rückkehr schon halbmeterhoch aufgeschossen finden. Als zweite Frucht wird vielfach Hirse gebaut, deren zolldicke, 3 bis 4 m hohe Stengel zu Umzäunungen und Dachbedeckungen und zur Herstellung kleinerer Gebäude benutzt werden; daneben werden massenweise Hülsenfrüchte, namentlich Bohnen, ferner auch Kohl, Rüben oder Kartoffeln gezogen.

Es war ein erfreulicher Anblick, das lebendige Treiben auf diesen Fruchtgefilden wahrzunehmen. Es hatte in den ersten Tagen unserer Reise geregnet, an einem Tage sogar geschneit, und die Chinesen, die die Nässe sehr scheuen, hatten in ihren Häusern gehockt. Jetzt kamen warme und sonnige Tage, und nun quoll aus der Hütten bedrückender Enge ein Menschengewimmel hervor, das sich blitzschnell über das ganze Land ergoß. Überall sahen wir die Feldarbeiter die dicken Winterkleider abwerfen und die braunen Oberkörper mit Vergnügen den langentbehrten Sonnenstrahlen preisgeben. Auch die Kinder, die in ihrer dicken, gesteppten Winterhülle fast bewegungslos wie ihre kleinen Götzenbilder vor den Häusern gesessen hatten, schlüpften jetzt aus dieser Verhüllung heraus und hüpften in fröhlicher Unbefangenheit umher. Allenthalben wurde das Ackergerät hinaus geschafft; dreispännig sahen wir Pferd, Ochs und Esel, oder auch Maultier, Rind und Esel vor dem Pfluge gehen. An der Feldbestellung beteiligt sich die ganze Familie. Auch die Bauerfrau hilft trotz ihrer verkrüppelten Füße beim Ausjäten oder bei leichteren Hackarbeiten. Sie reicht dem braunen Gatten, der im Schweiße seines Angesichts mit der schweren Hacke die Schollen des Gartenlandes aufbricht, die Pflanzen zum Einsetzen dar, oder sie hantiert an den kleinen hölzernen Stauwerken herum, welche den Zufluß des Wassers in den Berieselungsgräben regeln.

Dr. Fischer.

---

4. Der Hafen von Tsingtau.

Der große Kreuzer „Fürst Bismarck" hatte seine Südreise vollendet. S. M. S. Fürst Bismarck, das augenblicklich stolzeste deutsche Kriegsschiff in Ostasien, kam aus Niederländisch-Indien zurück. Alle paar Jahre sagt einmal ein deutsches Kriegsschiff den Holländern auf den Sundainseln und unsern deutschen Landsleuten unter ihnen guten Tag. Sumatra hatte das

Schiff besucht, vor dem heißen Batavia hatte es geankert; an den mit üppigem Urwald bedeckten Küsten von Celebes und Borneo war es vorüber gefahren. Dann war der Kreuzer an der Küste Chinas entlang gedampft, hatte ganz im Süden von China in Hongkong, das den Engländern gehört, noch einmal Halt gemacht und war dann vier Tage lang Tag und Nacht durchgefahren, an der Mündung des größten Stromes Chinas, des gewaltigen Yangtsekiang und der wichtigen Handelsstadt Schanghai vorbei. 36 Stunden nordwärts davon erreichte das Schiff eine kleine Insel mit einem Leuchtturm. Es ist die Insel Tschalientau, die vor der Einfahrt in den Hafen von Tsingtau liegt.

Es ist der Besatzung des „Fürst Bismarck" fast so zumute, als ob sie nach Hause käme, wenn sie nach Tsingtau kommt. Wie ein Stückchen Deutschland ist der kleine Fleck Erde da draußen in Ostasien, über dem die deutsche Flagge weht.

Der Hafen von Tsingtau ist sehr geschützt, da er in einer Bucht, der Bucht von Kiautschou, liegt. (Wer das Wort richtig aussprechen will, muß das au betonen und in der zweiten Silbe tschou das o und u ganz kurz hintereinander sprechen.) Ehe wir um eine vorspringende Landzunge herum, wo ebenfalls ein Leuchtturm in der Nacht den Schiffen den Weg weist, in den Hafen gelangten, sehen wir schon vom Schiff aus ein großes Stück von Tsingtau. Am weitesten nach der offenen See zu liegt die Auguste-Viktoriabucht mit einem richtigen Seebade: Ein schöner gelber Sandstrand, viele Badebuden, in denen man sich auszieht, Pavillons, in denen bei den Strandkonzerten die Militärkapelle sitzt, weiter hinten ein großes Strandhotel, in dem die Badegäste von auswärts wohnen. Eine breite Straße mit hohen elektrischen Bogenlampen führt an malerisch in grünen Gärten gelegenen Villen vorüber in die eigentliche Stadt Tsingtau, wo die Kaufleute ihre Läden, Geschäfte und Kontore haben. Die Stadt zieht sich bis an die See heran. Auf dem aus Quadersteinen gemauerten Ufer führt eine Straße hin, das Kaiser-Wilhelm-Ufer. Auch die anderen Hauptstraßen tragen deutsche Namen, wie Hohenzollernstraße, Prinz Heinrichstraße, Irenenstraße, Bismarckstraße, Friedrichstraße, Luitpoldstraße oder Berlinerstraße. Die Häuser sind nach europäischer Art gebaut, sehr viele haben, um im Sommer einen angenehmen Aufenthalt zu bieten, nach der Seeseite zu luftige Veranden. Die größten Gebäude sind das Verwaltungsgebäude des Gouvernements, die Schule und die Kasernen. Die Stadt schaut nach Süden auf das Meer. Nach Norden ist sie durch einen Kranz grüner Berge gegen die kalten Winterwinde geschützt.

Wenn wir um den Landvorsprung herumgefahren sind, gelangen wir in den Hafen. Die Winde, die von Land her über die weite Wasserfläche der Bucht hinfahren, sind oft so arg, daß die Schiffe nicht ohne Gefahr einfach in der Bucht ankern können. Darum ist ein Stück der Bucht mit einem beinahe kreisrunden festen Steindamm, einer Mole, umgeben worden. Dieser ummauerte Hafen ist so groß, daß mehr als 100 Schiffe dort liegen können. Er ist so tief ausgebaggert, zum Teil 10 m tief, daß auch die größten Dampfer ihn benutzen können.

Wenden wir unsern Blick erst nach links, so sehen wir, daß die Mole dort nicht bloß ein Damm ist, sondern sich zu einer breiten Fläche erweitert. Dort stehen Maschinenhäuser, eine Kesselschmiede, eine Tischlerei, eine Gießerei: es ist die große Tsingtau-Werft, wo die Schiffe und ihre Maschinen ausgebessert

werden können. Hoch in die Lüfte ragt ein gewaltiger Kran, der Lasten von 150 000 kg Gewicht heben kann. Dort liegt auch ein eisernes Schwimmdock verankert. Es ist das größte Schwimmdock Ostasiens. Die einzelnen Teile sind in Deutschland hergestellt und hinausgeschafft worden. In Tsingtau wurde dann das Dock an Land zusammengesetzt. Der riesige eiserne Bau bot einen großartigen Anblick, als er fertig war und auf schräg gestellten Balken vom Ufer hinab rauschend ins Wasser glitt. Jetzt brauchen unsere deutschen Kriegsschiffe und Handelsschiffe nicht mehr, wie früher, in englische oder japanische Docks zu gehen, sondern können in Tsingtau in einem deutschen Dock und von deutschen Schiffsbaumeistern wieder instand gesetzt werden.

Zur Rechten bietet sich unserm Auge ein echtes Hafenbild. Vom Ufer her springen zwei breite Molen in das Hafenbecken hinein, an deren Kaimauern auch die größten Schiffe, geradeso wie im Hafen von Hamburg, anlegen. Hier macht auch unser „Fürst Bismarck" an der Mole fest, und wir können nun an Land gehen und uns im Hafen von Tsingtau genauer umsehen.

Es liegen dort deutsche, englische, japanische und amerikanische, auch bisweilen norwegische Dampfer. Viele Segelschiffe kommen mit Holzladungen aus Korea und Amerika nach Tsingtau, da die Chinesen leider all ihren Wald abgeschlagen haben. Die Chinesen selbst haben bis jetzt noch wenige nach europäischer Art gebaute Schiffe. Wie in allen Dingen, so halten sie auch hier lange am Althergebrachten fest und bedienen sich nach wie vor noch ihrer alten Segelschiffe. „Dschunken" heißen diese hochbordigen Schiffe mit ein, zwei oder drei Masten. Die Segel daran sind nicht geteilt wie bei uns, sondern an jedem Mast wird ein großes Segel aufgezogen. Seltsamerweise hat jedes chinesische Schiff vorn zwei große gemalte Augen: „damit es seinen Weg sehen kann", sagen die Chinesen. Diese Dschunken, von denen im Jahre viele Hunderte in Tsingtau ein- und auslaufen, ankern in einem besonders abgeteilten Dschunkenhafen. Aber jetzt sehen die Chinesen schon den großen Vorteil der Dampfschiffe ein, und bald wird, wie schon in anderen Häfen Chinas, auch im Tsingtauer Hafen mancher Dampfer liegen, der durch die gelbe Flagge mit dem Drachen sich als ein chinesischer Dampfer zu erkennen gibt.

Jede Mole entlang laufen Gleise der Eisenbahn; so kann die Ladung der Schiffe unmittelbar von diesen in die Eisenbahnwagen verladen werden und umgekehrt.

Alle Waren, die nicht gleich mit der Eisenbahn fortgeschafft werden sollen, finden einstweilen in geräumigen Lagerschuppen Aufnahme. In diesen liegen auch alle Waren, die aus dem Innern Chinas zusammengekommen sind, um von Tsingtau aus zu Schiff weiter versandt zu werden.

Alle Arbeiter, die beim Laden und Löschen der Schiffe beschäftigt sind, sind Chinesen; den chinesischen Handarbeiter nennt man Kuli. Bekanntlich tragen alle Chinesen einen langen Zopf. Bei der Arbeit haben die Kulis ihren Zopf um den Kopf geschlungen. Sie tragen blauleinene, weite Jacken und weite, blaue Hosen, die sie an den Knöcheln zubinden. Weil sie bei großer Hitze und schwerer Arbeit den Oberkörper entblößen, ist dieser ebenso wie Arme und Gesicht von der Sonne ganz kupferbraun gebrannt. An den Füßen haben sie Strohsandalen oder Schuhe mit Filzsohlen.

Mit stoßweisem singenden „ho-ho" schleppen sie die Lasten von den Schiffen ans Land oder aus den Lagerschuppen und Eisenbahnwagen an

Bord der Schiffe. Wenn wir achtgeben, was sie tragen, lernen wir, mit welchen Waren die Kaufleute in Tsingtau handeln.

Eine große Anzahl Kulis schleppt in Körben Kohlen in ein Schiff. Einen Teil der Kohlen braucht das Schiff für sich selbst, der größte Teil soll in anderen Häfen Chinas verkauft werden. Es ist Kohle aus Bergwerken, die nur sechs Stunden Eisenbahnfahrt von Tsingtau entfernt sind. Die Bergleute dort sind Chinesen, aber die Besitzer der Gruben, die ihnen Arbeit und Brot geben, die Ingenieure und Aufseher sind Deutsche. An Bambusstangen, die sehr leicht und doch sehr fest sind, bringen andere Kulis große Packen herbei, in denen Seide ist oder Strohborten. Die Seide ist meistens starke gelbe Bastseide, aus der auch deutsche Damen sich gern ein Kleid machen lassen. Die Strohborten sind aus Stroh geflochtene Bänder in verschiedener Breite. Wer sich einen Strohhut genau ansieht, entdeckt, daß er aus lauter einzelnen Borten zusammengenäht ist. Vielleicht trägt mancher deutsche Junge einen Strohhut, dessen Strohborten aus China stammen und den Weg über den Hafen von Tsingtau genommen haben. Noch andere Kulis tragen Bohnenkuchen, graugrüne, runde und flache Scheiben wie keine Mühlsteine. Aus den Bohnen ist Öl gepreßt worden, und was übrig blieb, ist zu solchen Bohnenkuchen geknetet und so getrocknet worden. Als Viehfutter oder auch als Dünger für die Felder werden diese Bohnenkuchen gebraucht. Alle diese Waren werden im Innern von Schantung (der großen Provinz des chinesischen Reiches, in der das deutsche Schutzgebiet Kiautschou mit seiner Stadt Tsingtau liegt) von den fleißigen Chinesen in großer Menge hergestellt.

Gleich vom Hafen aus fährt die Eisenbahn in das Innere von Schantung bis zur Hauptstadt der Provinz. Diese Stadt, Tsinanfu heißt sie, hat so viele Einwohner wie Köln und ist von Tsingtau so weit entfernt, wie etwa Chemnitz von Hamburg. Die Chinesen fahren sehr gern auf der Eisenbahn und haben schon angefangen, in ihrem ungeheuer großen Reich auch selbst Eisenbahnen zu bauen. Die in das Innere der Provinz fahrenden Züge sind mit Stoffen aus Baumwolle beladen, ferner mit Petroleum, Metallwaren, Zucker, mit Papierballen und großen Kisten voll Streichhölzchen, alles Dinge, die in Nordchina bis jetzt nicht hergestellt und darum von auswärts bezogen werden. Der Hafen und Stapelplatz für diese Waren ist, soweit sie nach Schantung gehen, Tsingtau.

Die Eisenbahn ist nicht anders wie in Deutschland. Natürlich sind alle Bezeichnungen an den Wagen und die Namen der Stationen in deutscher und in chinesischer Schrift nebeneinander geschrieben. Die Schaffner, Lokomotivführer und Stationsvorsteher sind Chinesen; aber alle Züge fahren ebenso pünktlich nach dem Fahrplan und ebenso sicher wie in Deutschland.

Viel mehr überrascht sind wir, wenn wir uns am Hafen etwa nach Droschken umsehen. Es stehen ein paar Wagen am Hafen, die sind alle mit Ponys bespannt. Auch die Herren, welche reiten, reiten meistens Ponys. Große Pferde, wie bei uns, werden fast gar nicht gebraucht. Die meisten Menschen aber, die vom Hafen in die Stadt wollen, setzen sich auch nicht in die Ponywagen, sondern dafür steht eine lange Reihe kleiner zweirädriger Wagen da mit einem Sitz für eine Person und mit einer Gabeldeichsel. Sie haben ein Verdeck, das man herunterklappen kann, und sehen wie ein leichter Lehnstuhl auf Rädern aus. In die Gabeldeichsel ist kein Pferd und

auch kein Pony gespannt, sondern der Wagen wird von einem Chinesen gezogen. Eine Rickscha nennt man dieses Fuhrwerk. Sobald ein Fahrgast in der Rickscha sitzt und gesagt hat, wohin er will, saust der Rickschakuli in raschem Laufe mit ihm davon. Diese Rickschakulis können sehr schnell und ausdauernd rennen, obgleich sie dabei die Rickscha zu ziehen haben.

Wollen wir nun vom Hafen in die Stadt, die wir schon von See aus sahen, so müssen wir erst an dem Zollhause vorüber. Geradeso wie in Hamburg müssen auch in Tsingtau alle Waren, die von auswärts kommen, Zoll zahlen. Vom Hafen bis zur Stadt fahren wir 25 Minuten. Auf diesem Wege kommen wir auch durch das Chinesenviertel von Tsingtau, den Stadtteil Tapautau. Hier wohnen 30000 Chinesen, wenigstens 1906 waren es so viele. Außerdem zählte Tsingtau im selben Jahre etwa 1200 Europäer, über 200 Japaner und einige Inder. Dazu kommen noch 2200 Mann Militär, die Tsingtau gegen einen feindlichen Überfall schützen, nämlich ein Seebataillon, Marinefeldartillerie und Matrosenartillerie.

Wir wollen aber hoffen, daß noch lange Frieden bleibt, und daß im schönen Tsingtau und seinem Hafen die Deutschen und die Chinesen noch lange ungestört das, was sie an Gütern haben, gegenseitig austauschen können.

Marinepfarrer Weicker.

Schutzgebiet Neu-Guinea und Samoa.

1. Neu-Guinea.

Von der ungeheuren Ausdehnung Neu-Guineas, dieser größten Insel, oder wenn man will, dieses kleinsten Kontinents der Erde, bekommt man erst die richtige Vorstellung, wenn man selbst seine Nordküste entlang fährt. Dreiviertelmillionen Quadratkilometer ist leichter gesagt, als gedacht. So groß sind etwa das Deutsche Reich, Belgien, Holland, Dänemark, die Schweiz und noch ein Stück von Frankreich dazu. Davon hat sich das Deutsche Reich rechtzeitig ein Stück von 181 000 Quadratkilometern, also beiläufig soviel wie Süddeutschland, Westfalen und Rheinpreußen zusammengenommen, gesichert. Heute mag dieses Stück nur so viele Einwohner zählen, wie vielleicht die Stadt Mainz, und diese Einwohner sind noch dazu wilde Papuaner, unter denen im ganzen vielleicht achtzig Weiße wohnen (1902), aber der Anfang ist gemacht. Ebenso ist es ja auch in dem benachbarten Australien zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, und zu Ende desselben wohnten dort vier Millionen Weißer. Neuguinea kommt ein Jahrhundert später an die Reihe. Ob die Entwicklung dieses dunklen Festlandes der Südsee ebenso rasch vor sich gehen wird?

Als ich, von den Molukken kommend, vom Deck des Norddeutschen Lloyddampfers „Stettin" aus die hohen, dicht bewaldeten Küsten Neuguineas vor mir auftauchen sah, schien es mir nicht so. Ein Bergzug hinter dem anderen, einer höher als der andere, und alles, alles, vom Strande hinauf bis auf die höchsten Kämme mit dunklem Urwalde bedeckt. Keine Bucht, kein Hafen, keine Felder und Wiesen, kein Haus. Düster und öde wie das weite Meer, das wir durchfurchten, zeigte sich auch das Land, das es im Süden begrenzt. Wie auf seiner Westspitze, so ist das Land auch längs der ganzen dreitausend Kilometer bis zur Ostspitze und um diese herum die Südspitze entlang. Vier ganze Tage dauerte die Fahrt bis zur ersten Station ohne die geringste Abwechslung. Wir sahen wohl die Stelle, wo Holländisch-Neuguinea aufhört und das deutsche Gebiet anfängt, aber nichts kennzeichnet sie als der Längenkreis auf der Landkarte.

Berlinhafen, das unser Schiff bald erreichte, ist erst seit 1897 eine Handelsstation der Neu-Guinea-Gesellschaft. Der erste Weiße, der sich dort ansiedelte, war ein früherer Beamter der Neuguinea-Kompagnie, namens Ludwig Kärnbach. 1894 gab er seine Stellung auf, um sich hier auf Hunderte von Kilometern in der Runde als einziger Händler weißer Rasse niederzulassen. Er legte auf der Insel Sabo die ersten Kokospflanzungen an und begann auch mit den benachbarten Inseln und mit dem Festlande Handel zu treiben. Sein 1897 erfolgter Tod veranlaßte die Neuguinea-Gesellschaft, diesen sehr günstig gelegenen Handelsposten zu übernehmen. Auch das in den Neuguinea-Gewässern stationierte Vermessungsschiff „Möwe" kam im Sommer 1897 hierher, um die erforderlichen Aufnahmen zu machen, und bei dieser Gelegenheit kam es zu einem blutigen Scharmützel mit den Eingeborenen. Auf der im Eingang der weiten Bucht gelegenen Aly sollte ein „Möwenpfeiler" zur dauernden Abzeichnung eines trigonometrisch festgelegten Punktes errichtet werden. Dazu wurde ein Offizier mit einigen Mannschaften auf die Insel gesandt, die fast bis an den Strand dicht bewaldet ist. Um den Signalpfeiler weithin sichtbar zu machen, mußte ein Teil des Strandes vom Baumwuchs befreit werden, und wacker machten sich die Seeleute zunächst an das Umhauen des Unterholzes. Inzwischen hatten sich die mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffneten männlichen Inselbewohner dort zusammengefunden und beobachteten das Tun der weißen Fremdlinge, ohne jedoch eine feindselige Haltung einzunehmen. Es galt noch einen mächtigen Baumriesen zu fällen, der unglücklicherweise den Eingeborenen heilig und unantastbar war. Kaum waren die ersten Axtschläge gefallen, so wurden die ahnungslosen Matrosen mit einem Hagel von Pfeilen und Speeren überschüttet. Waffenlos, wie sie waren, mußten sie trachten, rasch ein Boot zu erreichen, nur gedeckt durch das Revolverfeuer des Offiziers. Wir hatten diesmal einen Beamten der Neuguinea-Gesellschaft an Bord, der Mitglied der Landungsabteilung gewesen war und angeblich nicht weniger als sieben Verwundungen durch Pfeile und Lanzenstiche davongetragen hatte. Aus seinem Munde hörte ich die Einzelheiten dieses plötzlichen Angriffs.

Natürlich folgte die Strafe auf dem Fuße. Die Ortschaften der Eingeborenen wurden in Brand gesteckt. Viele büßten dabei ihr Leben ein, andere wurden gefangen genommen und nach Herbertshöhe gebracht. Das ganze Ereignis war sehr bedauerlich; denn die Einwohner der Insel sind begreiflicherweise noch heute den Weißen gegenüber mißtrauisch und feindlich gesinnt. Und doch war es nur das Eingreifen der Weißen, das sie dazu gemacht hat. Wie sollten diese aber auch wissen, daß sie sich an einem unantastbaren Baume vergriffen? Wie hier, so sind auch andere blutige Kämpfe im Schutzgebiet auf derlei unscheinbare Ursachen zurückzuführen, und die Verteidigung ihres Landes, ihrer Rechte und Gebräuche mit den Waffen in der Hand hat viel dazu beigetragen, daß die Eingeborenen als blutdürstig und hinterlistig verschrieen sind.

Aus Hesse-Wartegg: Samoa, Bismarck-Archipel und Neu-Guinea.

2. Der Papua im Norden des Kaiser-Wilhelmslandes.

Es gewährt einen eigenartigen Genuß, Länder zu besuchen, die bisher von der Berührung mit der alles gleichmachenden Außenwelt so vollständig abgeschlossen waren, wie Neuguinea. Ja, in dieser Hinsicht gibt es überhaupt kein Land auf unserem Planeten mehr, das mit diesem dunklen Kontinent der Südsee verglichen werden könnte. Wohin ich auf meinen Reisen bisher gekommen bin, im Inneren Südamerikas, in den großen einsamen Gebieten der Hudsonbai, selbst in dem so lange verschlossenen Korea, fand ich überall, daß die Eingeborenen bereits Gegenstände besaßen, die von Weißen stammten; überall kannten sie bereits den Wert des Geldes und wußten etwas von der Außenwelt. Nirgends ist es mir vorgekommen, daß Menschen ein ihnen gereichtes Silberstück abgelehnt hätten. Die Eingeborenen Neuguineas aber, selbst auf den Stationen der Neuguinea-Gesellschaft und in den christlichen Missionen an den Küsten, nahmen als Bezahlung für geleistete Arbeit lieber ein Stück gepreßten Tabaks als ein Fünfmarkstück, lieber einen Stofflappen als eine Goldmünze. Der Einfluß der weißen Händler ist nicht über ihren eigenen Grund und Boden hinausgedrungen, und in manchen Dörfern, die unmittelbar an Pflanzungen der Weißen stoßen, fand ich mit Ausnahme von Perlen, Stofflappen, Streichhölzern und vielleicht einem oder dem anderen Eisenwerkzeug nichts, was die Eingeborenen nicht selbst angefertigt hätten. Überall bedienten sie sich noch der Steinbeile, Steinhämmer, der Messer aus Muscheln geschliffen, der Pfeile und Lanzen mit Bambusspitzen, der Lendentücher aus Gras oder Baumbast. Die Männer rasieren sich ihr Kinn mit einer scharfgeschliffenen Perlmutterschale, in der Nähe der Handelsstationen mit irgend einem Glasscherben. Ihre Ackerbauwerkzeuge beschränken sich auf ein Stück Holz, mit dem sie den Boden auflockern, ihre Küchengerätschaften auf ein paar irdene Töpfe.

Dabei stehen diese merkwürdigen Papuaner auf einer höheren Kulturstufe, als man unter diesen Umständen anzunehmen geneigt wäre. Sie bedienen sich ihrer kunstlosen Werkzeuge mit bewunderungswerter Geschicklichkeit, sie bauen sich Häuser mit sehr hübsch entworfenen Verzierungen und Holzschnitzereien, schnitzen aus rohen Baumstämmen die schönsten Boote, bemalen und verzieren sie mit viel Geschmack und wissen auch um die Segelschiffahrt gut Bescheid. Das ist bei den hier herrschenden Monsunwinden keine Kleinigkeit. Wie mir der Missionar erzählte, üben diese Monsune auf das Leben der Eingeborenen großen Einfluß aus. Ist bei Südostmonsun das Meer spiegelglatt und das Wetter klar, dann fahren die Papuaner in ihren Booten von Insel zu Insel, oder wandern auf dem Festlande von einem befreundeten Dorfe zum andern, häufig auch ihre Weiber und Kinder mit sich nehmend. Beim Nordwestmonsun, gewissermaßen ihrem Winter, bleiben die Papuaner gewöhnlich zu Hause und geben sich dem Müßiggange in Festgelagen und Tänzen hin, ohne daß die Nachtschwärmerei in Unsittlichkeit ausarten würde. Sie sind überhaupt eher ein friedliebendes Volk, und Raubzüge nach anderen Dörfern kommen selten vor. Die Ehen werden als unzertrennlich angesehen; dabei ist die Stellung der Frauen keine so schlechte wie bei anderen Völkern, sie haben ihre Rechte und können bei gemeinsamen Dorfangelegenheiten ebensogut wie im Hause mit das Wort führen.

Die Papuaner haben entschieden gute Naturanlagen und Begabung und, wenn sie nicht weiter vorgeschritten sind, so hat dies seinen Grund vornehmlich

in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit, in der die kleinen Dorfgemeinschaften leben. Es gibt nur wenige Dörfer, die freundliche Beziehungen zueinander haben. Bei diesem Mangel an Einigkeit hat sich kein Volksstamm zum Herrn über den anderen machen können; es gibt auch in den einzelnen Dörfern keine Vorsteher, keine Häuptlinge, keine Wohlhabende oder Arme; denn sie leben in Gütergemeinschaft. In einem Dorfe bei Berlinhafen bekam ich davon eine köstliche Probe. Auf der Suche nach Waffen, Werkzeugen und dergl. hatte ich natürlich kein Geld, sondern einige Beile, Glasperlen, Messer, etwas Tabak mitgenommen. Als ich bei einem der nackten, bemalten Kerle ein hübsches Halsband aus Eberzähnen wahrnahm, bot ich ein kleines Messer. Er deutete aber auf ein Beil. Der Missionar sagte ihm, das Beil sei wertvoller als das Halsband, er müsse noch ein Armband, ein paar Lanzen und Ohrgehänge zulegen. Er besprach sich nun mit den anderen, von denen einer sein Armband, der andere die aus Perlmutterschale geschnitzten Ohrgehänge abnahm und mir darreichte. Bald hatten noch die Jungen einen ganzen Stoß Lanzen aus den nahen Häusern zusammengetragen; ich wählte mir die passenden aus und gab für alle diese Gegenstände mein Beil. Das war den Papuanern zu wenig, erst nach Beifügung von zwei Messern wurden wir handelseinig. Diese wie das Beil wurden nun Eigentum des ganzen Dorfes.

Ebenso bezahlt auch die Neuguinea-Gesellschaft ihre Arbeiter mit Tauschwaren. Die Papuaner haben sich auch schon in der Nähe der anderen großen Stationen daran gewöhnt, für Stoffe, Tabak, Eisenwaren zeitweilig auf den Pflanzungen zu arbeiten, ja eine ganze Zahl haben sich für ein oder zwei Jahre anwerben lassen. Nach Ablauf von 2 Jahren gelangen sie in den Besitz des ersehntesten Gegenstandes, einer verschließbaren Holzkiste, in der sie ihre Siebensachen unterbringen können. Jedes Schloß ist mit einer Schelle versehen, die beim Auf- und Zusperren klingelt, und in diesem Klingeln liegt für sie der Hauptwert des Köfferchens. Stolz binden sie den Schlüssel an ihr Lendentuch und dünken sich nun reich. Aber der Besitz ist nur so lange ihr persönlicher, als sie nicht in ihr Heimatdorf zurückkehren. Der Verwalter von Berlinhafen erzählte mir darüber ein Geschichtchen. Ein Papuabursche hatte sich während seiner zweijährigen Verdingung nicht nur den Koffer, sondern Tücher, Hüte, Tabak, Messer und verschiedene andere begehrenswerte Dinge erarbeitet und war damit in sein Heimatdorf zurückgekommen, einen europäischen Hut auf dem Kopfe, den Koffer auf den Schultern und in der Hand seinen stolzesten Besitz, einen weißen aufgespannten Sonnenschirm, seinen schwarzen Körper beschattend. Kaum stand er unter seinen Leuten und kramte seine Schätze aus, als ihm ein Gegenstand nach dem anderen aus der Hand gerissen wurde. Sogar Hut und Lendentuch nahmen die Mitbürger ihm ab und stolzierten selbst damit im Dorfe herum, ohne daß er dagegen etwas tun oder sagen konnte. Nur an seinem Sonnenschirm schien man keinen Gefallen zu finden. Mit diesem Schirm über dem kraushaarigen Kopfe sah man den armen nackten Gesellen am nächsten Morgen wieder einsam am Meeresstrande einherspazieren. Eine Stunde später trat er in das Dienstzimmer der Gesellschaft und bat, wieder zwei Jahre für sie arbeiten zu dürfen.

Durch diese nach der Heimat zurückkehrenden, mit Schätzen reich beladenen Leute wird unter den Dorfbewohnern der Wunsch nach ähnlichem Besitze geweckt, und sie lassen sich heute schon viel leichter anwerben als früher.

Aus: Hesse-Wartegg.

3. Naturfreuden.

Mit welcher Wonne nahm ich am Morgen nach meiner Ankunft das Schmetterlingsnetz zur Hand und ging auf die Insektenjagd! Die Sonne schien so wunderbar schön golden vom blauen Himmel herab, es war noch nicht zu heiß. Der Tau glänzte und glitzerte noch überall an Busch und Halm — ja, ich stand wirklich und wahrhaftig auf dem Boden Neu-Guineas und durfte leibhaftig in seinen Wäldern umherschweifen! Das Herz schlug mir vor Spannung und Erwartung, und ich durchlebte einige Stunden so reiner, erhabener Freude, daß die Erinnerung daran mich noch im späten Alter warm und wohltuend durchfluten wird. Was geht aber auch über den Genuß, den ein echter und gerechter Sammler und Naturfreund beim Betreten eines neuen, unbekannten Gebietes empfindet!

Freudefunkelnden Auges sah ich an den Halmen und Blättern die noch halb schlaftrunkenen, wunderbar schön gefärbten Arten der kleinen östlichen Bläulinge sitzen; einzelne schwirrten schon, im prachtvollsten metallischen Blau schillernd, hoch oben in den dunkelgrünen Baumkronen herum; überall flog und wimmelte und schwirrte es von Insekten, alle in den prächtigsten Farben glänzend, wie denn überhaupt nicht bloß die Vögel, sondern auch die Insekten Neu-Guineas zu den schönsten und reichst gefärbten der Welt gehören.

Ich hatte Glück an diesem Tage, indem ich auf diesem einzigen kurzen Ausflug eine solche Blumenlese der Tierwelt aller Ordnungen, die Neu-Guinea bieten konnte, zusammenfing oder wenigstens zu Gesicht bekam, wie kaum mehr später. Die fast handgroßen Prachtjuwelen der Schmetterlingswelt flogen zahlreich um mich herum; der azurblaue Ulysses, der schwarzweiße Ormenus, der schwarzgelbe Euchenor, und zuletzt hatte ich noch das Glück, den größten aller Tagschmetterlinge, ein Weibchen des berühmten goldgrünen Priamus zu erbeuten, als es langsam, einem mittelgroßen Vogel vergleichbar, durch die Büsche schwebte. Selbst mein malaiischer Diener und Fänger Saman, den ich schon in Sumatra zum Schmetterlingsfang angelernt und mit nach Neu-Guinea genommen hatte, und der auch mit Leib und Seele Schmetterlingsenthusiast geworden war, zeigte sich entzückt über die vielen neuen Formen und Farben, so daß er einmal über das andere in laute Ausrufe des Entzückens ausbrach. An jedem Busch, ja fast an jedem Blatt klebte ein kleines, grünes Laubfröschlein oder eine kleine, weißschalige Schnecke, ein mir ganz unerwarteter Anblick, da Frösche und Schnecken in der bislang von mir bewohnten Tiefebene Sumatras zu den Seltenheiten gehörten.

In den Baumkronen wiegten sich bunt und grell gefärbte Vögel: Eisvögel hauptsächlich, Tauben und einige Papageien. Ich hatte sogar das Glück, den sonderbaren, großen schwarzen Kakadu einmal ganz langsam und niedrig über den Weg fliegen zu sehen.

Entzückt und hochbefriedigt von diesem ersten kurzen lehr- und erfolgreichen Ausflug kehrte ich an Bord zurück.

Nach Hagen „Unter den Papuas“.

4. Der Urwald auf Neu-Guinea.

Wir nähern uns nunmehr dem Urwald, dessen dunkle, kühlschattige Hallen uns armen, in der Gluthitze halb gebratenen Wanderern verlockend entgegenwinken. Wir fühlen sofort, daß wir hier in eine ganz andere Pflanzenwelt eingetreten sind. Das fröhlich-lustige Gewimmel all der Legionen von Blättern und Halmen und Ranken und Stricken, mit dem uns der Küstenwald umschlang und festzuhalten suchte, ist hier verschwunden. Braun und kahl streben die Stämme aus dem braunen Boden heraus empor, und nur gering ist das Unterholz dazwischen; unser Fuß schreitet fast widerstandslos auf dem braunen, weichen Teppich vermoderten Laubes dahin. Dicke, feuchte Moderluft herrscht hier in dem dämmerigen Halbdunkel, denn ein dichtes, schweres Laubdach breitet sich hoch über uns aus, so hoch, daß unser Auge kaum Einzelheiten erkennen kann; ob die Bäume da oben blühen oder Früchte tragen, man sieht es nicht, sondern merkt es höchstens an den herabgefallenen Spuren auf dem Boden. Ein Sonnenstrahl dringt nur selten hinein; nur wenn einer der Bäume altersschwach oder, von einem Schmarotzer erdrosselt, niedergebrochen ist und verwesend am Boden liegt, da huschen durch die entstandene Lücke ein Stückchen blauer Himmel und blendend grelle Sonnenstrahlen herein, und die Schmarotzerpflanzen, welche der gestürzte Baumriese in seiner Krone beherbergte, schmarotzen auf der Leiche am Boden ruhig und üppig weiter, bis auch ihr Stündlein schlägt und sie, nachdem sich die Lücke oben in der grünen Decke langsam wieder geschlossen hat, abgesperrt von Licht und Luft, elendiglich ersticken. Unter diesen Schmarotzern bemerken wir, wenn wir Glück haben, eine Menge prächtig blühender Orchideen; denn Neu-Guinea ist außerordentlich reich an diesen wunderbarsten aller Blumen. Im östlichen Teil dieser Insel sind über 100 Arten bereits bekannt geworden, wovon etwa die Hälfte neu war, teilweise zu den prächtigst blühenden Familien gehörig.

Im Weitermarschieren müssen wir öfters über die auf dem Boden sich bis zum nächsten größten Stamme dahinwindenden, faust- bis schenkeldicken Stämme mächtiger Lianen hinübersteigen, die blattlos und kahl, in unheimlich verzerrten Krümmungen wie große Riesenschlangen hinaufklettern in das Laubdach, um ebenfalls ihr Teil da oben an Licht und Luft zu erhaschen.

Licht und Luft, das ist die Losung im Urwald. Alles strebt empor. Alle Stämme, alle Keimlinge müssen trachten, so bald als möglich in die Höhe zu schießen, um ihre Krone hindurchzudrängen zu dem goldenen Lebensstrom der Sonne. Was nicht kräftig oder rasch genug ist, das siecht im Halbdunkel bleichsüchtig dahin und geht im Moder bald zugrunde. Finger- bis daumdicke Stämmchen sind schon 20—25 Fuß hoch, elend, mager, kaum ein paar Blätter an der Krone zeigend: so ausschließlich wird alle Kraft auf das Längenwachstum verwandt. Sie stehen nur aufrecht, weil sie von ihren Nebenbrüdern gehalten werden. Hier lernt sichs begreifen, wie der Kampf ums Dasein aus einem ursprünglich stolzen, geradstämmigen, selbständigen Baum einen kriechenden, sich windenden Schmarotzer zuwege bringt. „Bitte, bitte, hilf mir, halte mich, nur ein kleines bescheidenes Plätzchen gönne mir, daß ich auch einen Sonnenstrahl erhaschen kann," fleht das magere, lange, schwindsüchtige Ding zu seinem dicken, großen, umfangreichen Nachbar, der oben im Sonnenlicht schon seit langem schwelgt und zehnmal mehr Platz einnimmt, als er zum Dasein nötig hat. Doch der will nichts davon

wissen: Selber essen macht fett, und dann mag ja auch schließlich selbst ein Baum nicht gern seinen eigenen Mörder großziehen. Er kennt das, er war ja selbst einmal ein so junger rücksichtsloser Streber. Und darum sucht er im Besitze der Kraft und Macht alles um sich her erbarmungslos zu ersticken und zu erdrücken. Hunderte fallen ihm zum Opfer; aber das elende, unscheinbare Ding zwischen seinen Füßen, gerade das unbedeutendste von allen, das er nie sonderlich beachtete, hat sich mit Zähigkeit und Ausdauer zu behaupten gewußt; zuerst, als es noch klein und schwach war, mit Kriechen und Ducken und Schmeicheln, dann aber, sobald es sich stark genug fühlte, mit stumpfer Rücksichtslosigkeit sich zwischen seinen Ästen durchzwängend. Ein erbitterter Kampf bricht nun aus, aber der junge Streber hat frische, im Emporringen gestählte Kräfte, die des anderen sind im Genuß verweichlicht. Es dauert nicht lange, so ist der arme, dicke Alte niedergedrängt und vernichtet. Und mit ihm stürzt das ganze Heer der Epiphyten, der Schmarotzer, die in seiner Krone wucherten — jener merkwürdigen Geschöpfe, die vollkommen darauf verzichten, ein selbständiges, unabhängiges Einzelwesen zu sein, die nichts anderes sein wollen, als Schmarotzer. Einige waren freilich so schlau, beizeiten auf den neuen, emporstrebenden Baum überzusiedeln.

Das ist der Kampf ums Dasein in den Urwäldern von Neu-Guinea.

Nach Hagen, „Unter den Papuas".

---

5. Handel.

Der Verkehr der Küstendörfer mit dem Innern vollzieht sich noch ganz auf dem uralten Wege des persönlichen Tauschverkehrs wie vor Urzeiten, und der ist nicht geeignet, neue Waren, neue Produkte schnell zu verbreiten und zugänglich zu machen. Er geht noch heute gerade so vor sich, wie vor der Ankunft des weißen Mannes, und europäische Produkte, ja selbst einheimische, wie die Bilibili-Töpfe, sind nur wenige Kilometer weit ins Land gedrungen. Im Hinterland der Astrolabebai, obwohl dort schon seit zehn Jahren die großen, umfangreichen Europäerniederlassungen sich befinden, sind eiserne Messer und Äxte nur wenig über die schmale, mit der Küste in unmittelbarem Verkehr stehende Zone hinausgelangt, dort muß der Baum heute noch mit dem plumpen, jämmerlichen Steinbeil gefällt werden, während in der Nähe der Station die Eingeborenen mit Eisen überfüttert sind. Das liegt an der Gleichgiltigkeit und Kurzsichtigkeit der Leute. Wenn jemand ein eisernes Beil oder ein Messer hat, so genügt ihm das vollkommen. Ein zweites erscheint ihm schon viel weniger begehrenswert. Er braucht nicht mehr und kommt erst wieder, sich eines einzuhandeln, wenn das frühere verloren oder unbrauchbar geworden ist. Sich mehrere hinzulegen oder zu Handelszwecken einzutauschen, fällt ihm gar nicht ein, und ein eisernes Beil, Messer oder Hobeleisen hält ja lange.

Große Bedürfnisse an europäischen Waren hat also der Papua der Astrolabe-Ebene bis jetzt noch nicht, namentlich keinen Bedarf an Erzeugnissen der Weberei.

Wie gegen die Bilibili-Händler, so sind auch die einzelnen Küstendörfer streng in ihren Handelskreisen gegeneinander abgegrenzt. Jedes hat

seine Bergdörfer, in und mit denen es das ausschließliche Recht des Tauschverkehrs hat. Jede Übertretung dieses Vorrechts würde Feindseligkeiten und blutige Fehden hervorrufen, und nicht zum geringsten Teil darauf ist es zurückzuführen, wenn Eingeborene sich weigern, einen Reisenden über einen gewissen Bezirk hinaus zu begleiten. Ja, es hat nicht einmal jeder einzelne Mann eines Dorfes das Recht, mit jedem beliebigen Manne des betreffenden befreundeten Bergdorfes Handel zu treiben, sondern jede Familie hat ihre ganz besonderen Handelsfreunde, mit denen nur sie in Verbindung steht, und deren Gastrecht während der Marktzeit sie genießt. Denn die Märkte dauern oft tagelang und sind mit großen Festlichkeiten, Schmausereien und Tänzen verbunden. Diese Handelsfreunde nennt der Tamo mit einem besonderen Namen, wie er denn überhaupt die verschiedenen Freundschaften scharf auseinanderhält.

Die Marktorte und -Tage sind von altersher genau festgesetzt, und man richtet sich dabei nach dem Mondwechsel. Wenn Märkte außer der Reihe stattfinden sollen oder auf weite Entfernung hin, so teilt man dies dem betreffenden Dorfe schon Wochen vorher durch Boten und „Briefe“ mit. Diese Briefe bestehen aus einem eigentümlichen Geflecht aus Blättern, an deren Zahl und Beschaffenheit die Empfänger den Zeitpunkt des Marktes erkennen.

Die Märkte finden entweder im Dorfe selbst oder in der Nähe desselben auf einem freien Platze statt. Wenn ein solcher Markttag herannaht, so entsteht große Aufregung unter den Leutchen. Alles Mögliche wird hervorgesucht und zurechtgelegt, was man verwerten zu können hofft. Falls die Reise, wie sehr häufig, über See geht, werden die Boote nachgesehen, ausgebessert und seetüchtig gemacht, Nahrungsvorrat aufgehäuft; denn die Reise dauert oftmals lange. Den Tag vor der Abreise bringt man damit zu, sich gehörig zu schmücken, zu salben und freundlich zu bemalen, die Wollperücke ordentlich aufzuzausen und zu frisieren. Denn der Tamo ist neben seiner Eitelkeit auch ein wohlverständiger Mann, der mit seiner Erscheinung in dem fremden Marktdorf Ehre einlegen und Bewunderung hervorrufen will. Sein Gesicht durchmustert er vermittels eines kleinen, von den Europäern eingetauschten Spiegelchens nach etwa vorhandenen Unreinigkeiten oder übersehenen Haaren und besichtigt genau die Bemalung! Kurz, aus allem geht hervor, daß die Märkte einer der wichtigsten und ältesten Eckteine in dem Gesellschaftsleben der Papuas bilden, genau durch Gesetze und Übereinkünfte geregelt, die fast an Handelsverträge europäischer Staaten erinnern.

Nach Hagen, „Unter den Papuas“.

---

6. Kinderspiele.

Wenn auch der Knabe in die Männerschar aufgenommen ist, so bleibt er doch noch lange Kind und hat seine Freude an kindlichen Vergnügungen und Spielen. Es gibt deren eine ganze Anzahl. Eines der beliebtesten für Knaben ist Pfeilschießen und Speerwerfen. Öfters, wenn keine dringenden Feldarbeiten vorliegen, versammeln sich die Knaben im Alter bis zu zehn Jahren am Strande, wo ein Stück Holz aufgerichtet wird, auf das Pfeile zu schießen, sie sich unter Anleitung eines Erwachsenen üben.

Zuweilen werden auch kleine Scheingefechte veranstaltet. Als Vorübung zum Speerwerfen gilt das gegenseitige Bewerfen mit den jungen Stengeln des wilden Zuckerrohrs, mit dem stumpfen Bruchende voraus. Das geschieht unter Geschrei und Halloh, besonders wenn einer getroffen wird, der dann auch wohl den Verwundeten oder Toten spielt. Die Schleuder ist in Bogadjim zu einer ausschließlichen Waffe der Jugend herabgesunken, in der diese ziemliche Gewandtheit erwirbt, und mit der sie gelegentlich Vögel erlegt.

Ein beliebtes Spiel, dem Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts huldigen, ist folgendes: Zwei Personen oder Parteien (oft nur Mann und Frau allein) setzen sich in etwa ein Meter Entfernung einander gegenüber und legen eine Reihe von Taroknollen neben sich. Dann werfen sie mit kleinen spitzen Stöckchen (meist aus der Mittelrippe eines Brotfruchtbaumblattes, in neuerer Zeit aber fast ausschließlich aus den Stahlrippen der Regenschirme verfertigt) nach diesen Knollen. Wessen Reihe zuerst weggeschossen ist, der hat verloren. Es ist dies das einzige Spiel, bei welchem ein materieller Gewinn (die Tarosetzlinge) herausschaut.

Ein anderes Spiel, nur abends bei Mondschein zu spielen! Zwei Parteien: Eine hält sich im Jungenhaus versteckt, die andere sitzt davor. Nun tritt ein Junge aus dem Hause unter die Tür und hält ein großes Pisangblatt vor sich, das seine Gestalt fast völlig verbirgt. Die außen sitzende Partei muß den Namen des solcherweise Verhüllten zu erraten suchen. Gelingt das, so gehört der Erratene der Außenpartei, anderenfalls kehrt er wieder ins Haus zurück. Dies geht so lange fort, bis die ganze Hauspartei erraten ist. Dann wechselt man. Die Eltern hocken als Zuschauer herum.

Daß sich die Jungen hübsch geschnitzte kleine Boote bauen und sie auf dem Wasser schwimmen lassen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; das ist bei Strandbewohnern selbstverständlich, in Neu-Guinea sowohl wie in Europa. Wenn die Knaben noch zu klein und ungeschickt sind, so schnitzt auch ihnen, ganz wie bei uns, der Vater ihr Spielzeug.

Ebenfalls wie bei uns zu Hause, gibt es auch unter den Papuajungen böse, tierquälerische Buben, welche Käfer, Schmetterlinge und kleine Vögel an einen Faden binden und herumschwirren lassen.

Alle diese Spiele sind periodisch, d. h. sie kehren immer zu einer bestimmten Jahreszeit wieder. Geradeso wie unsere Kinder nach der langen Winterhaft im Frühling scharenweise jauchzend ihren Brummkreisel treiben oder sich ihre Pfeifen schnitzen, so läuft zu gewissen Zeiten die ganze Bogadjim-Jugend plötzlich mit Flöten umher, die man sonst im Jahre nur wenig sieht.

Die Mädchen haben eine Art Ballspiel, indem sie mit den Händen eine aufgeblähte Schweinsblase sehr hoch zu werfen verstehen. Man steht hierbei nicht im Kreise, sondern regellos umher. Auch ältere Frauen beteiligen sich oft an diesem Spiel. Der Ball darf nicht zur Erde fallen. Wenn dies dennoch geschieht, entsteht allgemeines Gelächter über die Ungeschicklichkeit der betreffenden Spielerin.

In schönen, stillen Mondscheinnächten setzen sich auch oft die Knaben und Mädchen zusammen und singen.

Nach Hagen, „Unter den Papuas“.

7. Das tägliche Leben auf den Pflanzungen des Kaiser-Wilhelmlandes.

Nachdem sie sich in aller Frühe angekleidet und hastig eine Tasse Tee, Kaffee oder Kakao geschlürft haben, gehen die Pflanzungsbeamten bei Tagesgrauen hinaus in die Pflanzung, wo sich inzwischen beim ersten Scheine des Lichtes die Arbeiter auf dem Sammelplatze zur Morgenmusterung versammelt haben. Auch sie haben sich durch ein Frühstück von Reis oder Erdfrüchten gestärkt. Die europäischen Beamten halten, die meisten zu Pferde, bei ihren Abteilungen und lassen sich von den farbigen Aufsehern abteilungsweise Bericht über die Zahl der erschienenen Arbeiter, sowie über die Gründe des Ausbleibens der nicht erschienenen erstatten. Der europäische Heilgehilfe erscheint mit den Verbandsmeistern, d. i. geschulten farbigen Heilgehilfen, versieht die Kranken mit Medizin und läßt Wunden, die immer bei einer Anzahl von Leuten vorhanden sind, frisch verbinden. Gegen 6 Uhr erscheint der Administrator, nimmt die Berichte entgegen und ordnet die Arbeit des Tages an. Nachdem dies geschehen, rücken die einzelnen Abteilungen auf ihre Arbeitsplätze ab. Punkt 6 Uhr verkündet ein dreimaliges langgezogenes Hornsignal, das von den übrigen Wächtern, welche nach der Lage der Europäerhäuser über die Pflanzung verteilt sind, sofort aufgenommen wird, den Beginn der ernsten fortlaufenden Tagesarbeit. Die europäischen Beamten geben in ihren Bezirken Anweisungen, stellen die einzelnen Arbeiter an (beim Tabakbau erhält jeder Chinese immer ein und dasselbe Feld zugewiesen), bestimmen bei dem sogenannten Tagesakkord die abzuarbeitenden Strecken, die Zahl der auszusetzenden Pflanzen und anderes.

Auch in dem kaufmännischen Betriebe heißt es: Morgenstund hat Gold im Mund! Punkt 6 Uhr öffnen sich die Tore des Kaufladens, in dem die Waren zum Verkauf oder zur Abgabe an die einzelnen Abteilungen bereitliegen. Arbeiterköche empfangen zur Herrichtung der Mahlzeiten den für sie bestimmten Reis und andere Nahrungsmittel, die Hausjungen holen unter Abgabe von Bestellzetteln die von ihren Herren gewünschten Gegenstände; eine Anzahl Leute, z. B. die Boten der Missionare kaufen für Geld ein. Gegen 8 Uhr ist der erste Ansturm befriedigt und auf dem Felde die Arbeit verteilt, und nun kommt die Frühstücksstunde, die der bisher nur notdürftig befriedigte Magen gebieterisch verlangt. Nach dem Frühstücke, das gewöhnlich aus Brot oder Zwieback, Schinken, Wurst oder kaltem Fleisch, Käse und Früchten besteht, erledigt der Verwalter einige Eintragungen in die Bücher und Arbeiterzahllisten und andere Aufzeichnungen und macht dann, immer zu verschiedener Zeit, zu Fuß einen Aufsichtsgang durch sein Arbeitsgebiet. Der Kaufmann kehrt in sein Dienstzimmer zu seinen Büchern zurück. Um 11 Uhr ertönen wiederum drei Hornsignale; sie rufen die Arbeiter zur Mittagspause, die bis 1 Uhr währt. Alsdann beginnt wiederum die Arbeit und dauert bis 6 Uhr. Der Europäer speist gewöhnlich um 12 Uhr zu Mittag. Sein Mittagessen, meist von einem chinesischen Koche schmackvoll zubereitet, besteht aus Suppe, Fisch, frischem Rind- oder Schweinefleisch, Huhn oder Erträgnissen der Jagd, wie Tauben u. a. Auch Hammelfleisch ist ab und zu als angenehme Abwechslung zu haben. Als Pflanzenkost werden Kartoffeln, Reis, Yams, Taros verwendet; ferner gibt es aus der stets frisch aus Europa oder Australien bezogene Saat selbstgepflanzte Gemüse. Kali-

fornische Früchte, Obst (Ananas, Bananen), Käse und Backwerk bilden den Nachtisch. Ist frisches Fleisch nicht vorhanden, so müssen freilich Konserven aushelfen.

Den Arbeitern werden drei Mahlzeiten am Tage gewährt, je eine des Morgens, Mittags und Abends. Die Hauptnahrung besteht in Reis, daneben in selbstgewonnenen Erdfrüchten wie Yams, Taros, Bataten, geröstetem Mais, Tapioka, Sago, Bohnen, ferner Salzfleisch, Trockenfisch, Kokosöl, Schweineschmalz; ferner werden einheimische, chinesische oder malaiische Gemüse verabreicht.

Nach Einstellung der Arbeit um 6 Uhr, also nach des Tages Last und Hitze, werden ihre Spuren durch ein Bad getilgt; ein Genuß, dem sich alle Arbeiter mit Eifer und in ausgelassenster Fröhlichkeit in den erfrischenden Fluten krokodilfreier Flußstellen hingeben. Das auf das Bad unmittelbar folgende Abendessen bildet die Hauptmahlzeit der Leute. Unglaubliche Mengen finden bei diesem Essen ihr Unterkommen in dem ewig hungrigen Magen des farbigen Mannes.

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen schmücken sich oder legen ein besseres Kleid für die Erholung des Abends an, und unter Plaudern und Scherzen wird der Abend verbracht. Die einzelnen Arbeiter lassen es sich, namentlich in der Vollmondzeit nicht nehmen, sich ihrem Tanze mit Gesang hinzugeben. Manchmal mag dem in der Nähe weilenden Europäer der Lärm etwas störend erscheinen; aber lächelnd läßt er diesen Ausdruck der Freude über sich ergehen und dankt Gott, daß jene Zeiten vorüber sind und hoffentlich nicht wiederkehren, in denen die Menschen den Kopf hängen ließen und unlustig zur Arbeit gingen, weil verlustreiche Seuchen umhergingen. Je größer die Lustigkeit am Abend, desto besser geht anderen Tages die Arbeit vor sich.

Auch der Europäer folgt der allgemeinen Sitte und stärkt sich nach Beendigung des Dienstes durch ein erfrischendes Bad. Alsdann erscheint er in frischem, schneeweißen Anzuge im Speisesaal, um bei einem Glase gekühlten Bieres ein Plauderstündchen mit seinen Kollegen und etwaigen Gästen zu feiern. Tageserlebnisse werden besprochen; die einen spielen Billard, andere irgend ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Die Stimmung ist belebt, Witzworte fliegen hinüber und herüber, Schwänke werden belacht, kurzum bei diesem mit gutem, deutschem Bier abgehaltenen „Abendschoppen" werden die Beschwernisse des Tropenlebens vergessen, die allgemeine Losung ist „Frohsinn". Gegen 8 Uhr wird die Plauderstunde beendet; jedermann eilt nach seinem Heim, um das inzwischen vom Koche zubereitete Abendbrot einzunehmen. Um 9 Uhr erschallt wiederum das Hornsignal; Spiel und Tanz hören auf, die Gesänge verstummen, um 10 Uhr muß das Licht in den Arbeiterhäusern nach strenger Vorschrift erlöschen. Menschen und Tiere geben sich der Ruhe hin.

Dieses Zusammenleben bringt die Menschen in den Kolonien untereinander näher. Die dort geschlossenen Beziehungen, die sich oft noch auf das gemeinsame Bestehen von Gefahren stützen, bilden daher meist einen festeren Kitt als anderswo.

Von Beck: Das überseeische Deutschland. Neu-Guinea.

8. Die Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel.

Wenig gastfreundlich und liebenswürdig sind die Eingeborenen der Gazellehalbinsel. Schon körperlich sind sie durchschnittlich eine wenig schöne Rasse. Die dünnen Beine und der Wollkopf, dessen Haare bei dem richtigen Buschkanaker gewöhnlich in kurzen Strähnen über die Stirn fallen und dem Kopf bisweilen das Aussehen eines Pudelkopfes geben, die aufgestülpte Nase, deren Flügel mit Oppussumzähnen und anderen Zieraten durchbohrt sind, das dünne Ziegenbärtchen sind für europäische Begriffe nichts weniger als anmutig. Das beständige Betelkauen und Spucken, das scheue Wesen, welches die meisten Eingeborenen, soweit sie nicht als Arbeiter oder sonst wie bei Europäern gelebt haben, an den Tag legen, trägt ebenfalls nicht dazu bei, die Leute angenehm erscheinen zu lassen. Dagegen sind die Kinder häufig recht niedlich, und unter den jungen Mädchen finden sich bisweilen ganz gut geformte Gestalten. Bei meinen Zügen in die Umgegend konnte ich nur selten ein Pferd benutzen. Meist kann man auf den schmalen Kanakerpfaden, die sich bergauf, bergab in Windungen durch den Urwald oder das über manns-hohe Gras dahinschlängeln, nur zu Fuß vorwärts kommen. Die Nieder-lassungen der Kanaker, gewöhnlich aus 2—5 von einem Zaun umschlossenen Hütten bestehend, liegen im Busch zerstreut. Beim Herannahen an ein Ge-höft, oder wenn wir sonst unterwegs Eingeborenen begegnen, tönt uns ein etwa wie ein kurzes „ö“ klingender Laut entgegen. Es ist dies der Gruß der Eingeborenen. Dann kommt uns der Häuptling entgegen, reicht uns Betel nebst Kalk, daneben bisweilen auch etwas Tabu (Muschelgeld) und lädt uns zum Eintreten in seine Hütte ein. Der Aufenthalt in diesen meist kleinen und schmutzigen Hütten ist an sich nicht angenehm, der Anblick der ewig Betel kauenden Kanaker mit ihren von rotem Saft triefenden Mäulern, sowie der meist entsetzlich häßlichen älteren Weiber erhöht die Annehmlichkeiten eines solchen Besuches nicht gerade. Die Eingeborenen auf der Gazellehalbinsel gingen ursprünglich alle gänzlich nackt. In der Gegend der weißen Ansied-lungen tragen sie jetzt Lendenschurze aus europäischen Stoffen, die Weiber manchmal auch ein leichtes Gewand oder Tuch um den Oberkörper.

Nach kurzer Rast in einem Eingeborenengehöfte geht es weiter auf steilem Pfade bergauf, abwechselnd durch hohes Gras und durch Busch. Auf einer Anhöhe landeinwärts der Blanchebucht angekommen, haben wir eine herrliche Rundsicht vor uns! Auf der einen Seite die erloschenen Vulkane „Mutter“ und „Tochter“, rechts davon im Hintergrunde die zackigen, blau verschwimmenden Berge von Neumecklenburg, davor die niedrigen bewaldeten Inseln der Neulauenburggruppe und das tiefblaue Meer, auf der anderen Seite Wald und Grasland, daraus hervorragend der runde Kegel des Varzin, dahinter die geschlossene Masse des Baininger Gebirges. Ein prachtvoller Anblick, der uns die Mühen des Kletterns vergessen läßt.

Auf schmalem Pfade wandeln wir weiter. Von drei Seiten strömen auf Kanakerpfaden Scharen von hoch bepackten Weibern nach dem Marktplatze zusammen, der sich durch mehrere Kokos- und andre Bäume aus dem um-gebenen Graslande abhebt. Eine Anzahl von Männern begleiten sie, alle unbewaffnet. Früher gingen sie bewaffnet zum Schutze der Weiber mit zum Markte; jetzt, da infolge der weißen Verwaltung friedliche Zustände herrschen, hat sich der Brauch des Mitgehens der Männer erhalten, die Waffen werden zu Hause gelassen. Während die Weiber auf dem Marktplatze, einem von

Busch und Gras freien, von einigen Bäumen bestandenen Platze sich niederlassen und gegenseitig Nahrungsmittel, wie Taro, Yams, Fische austauschen oder gegen kleine Endchen aufgereihten Muschelgeldes verkaufen und dabei einen ärgeren Lärm als unsere heimischen Marktweiber entfalten, hocken die Männer stumpfsinnig, aus kurzen Tonpfeifen rauchend, in der Nähe.

Nun klettern wir wieder auf steilen Pfaden hinab zur Küste, an der sich der breite von der deutschen Verwaltung angelegte und von den Eingeborenen auf ihre Anordnung gebaute Weg rings um die Blanchebucht herumzieht. Die Zeit ist noch gar nicht fern, da alle diese Eingeborenen, die jetzt friedlich nebeneinander leben, sich gegenseitig totschlugen und auffraßen.

Aus Schnee: Bilder aus der Südsee.

---

9. Von Aberglaube und Zauberei.

Genau bekannt sind nur die Vorstellungen der Küsteneingeborenen auf der Gazellehalbinsel in Neu-Pommern. Sie haben im wesentlichen den Inhalt, daß gewaltige Naturereignisse, wie Stürme, Erdbeben usw. durch mächtige Geister verursacht werden, und daß außerdem die Natur von einer Anzahl kleiner Geister und Gespenster wimmelt. Der auf der Gazellehalbinsel dicht bei der kleinen Insel Matupi gelegene Vulkan, welcher 1878 ausbrach, ist der Sitz eines bösen Geistes Kaie und wird deshalb selbst Kaie genannt. Auch die flache Vulkaninsel in der benachbarten Blanchebucht bei Dawann, welche im gleichen Jahre zur Zeit des Vulkanausbruches zum Schrecken der Eingeborenen aus dem Meere emporwuchs, ist nach der Vorstellung der letzteren vom Kaie dorthin gebracht worden.

Neben diesen mächtigen bösen Geistern gibt es eine Menge von selbständigen bösen Geistern oder Gespenstern Verstorbener, welche umherziehen und insbesondere die Eingeborenen oder Kanaker ängstigen, ihnen Schaden zufügen und bisweilen selbst sie töten. Als Aufenthalt der Geister der Verstorbenen werden einzelne kleine Inseln oder Plätze im Innern gedacht. Aber nur die Geister von Leuten, welche im Leben Muschelgeld (gewisse Muscheln vertreten hier nämlich die Stelle des Geldes) besessen haben, können dorthin gelangen. Die Seelen unvermögender Leute und besonders die von Sklaven müssen traurig und ruhelos umherirren. Die Sternschnuppen werden von den Eingeborenen für fliegende Kanakerseelen gehalten, die sich zu den Erholungsplätzen der Verstorbenen begeben. Die Toten werden beerdigt, wobei man ihnen etwas Muschelgeld mit ins Grab legt.

Während die überwiegende Mehrzahl der Geister bösartig ist und darauf ausgeht, die Menschen zu quälen, kommen vereinzelt auch gute Geister vor, die den Kanakern Gutes erweisen. So gibt es einen Geist, der auf hohen Bäumen wohnt und bisweilen herabsteigt, um dem Begünstigten im Traum Enthüllungen zu machen über eine neue Art der Zauberei oder einen neuen Tanz oder ähnliches. Der also Begnadigte benutzt dies angebliche Geisterwissen dann gewöhnlich, um gegen Zahlung von Muschelgeld anderen seine Zauberkünste zur Verfügung zu stellen oder sie mit der durch den Geist übermittelten Erfindung bekannt zu machen.

Die Zauberei ist auf der Gazellehalbinsel weit verbreitet. Sie wird von den Geistermännern ausgeübt, welche ihre Kunst geheim halten und auf ihre Verwandten vererben, auch wohl andere gegen Bezahlung in sie einweihen. Der Hauptzweck der Zauberei dürfte wohl der sein, Muschelgeld zu erwerben. Die Zauberer lassen sich ihre Künste, welche sowohl angewendet werden, um Personen zu schädigen und zu töten, wie um Krankheiten zu heilen, teuer bezahlen.

Alle Sterbefälle, in denen nicht die Todesursache auf der Hand liegt, wie gewaltsame Tötung, Ertrinken oder dergleichen, sind überhaupt nach Kanakerglauben auf Zauberei oder Vergiftung zurückzuführen.

Andere Zauber werden gebraucht, um Gegnern Schaden zuzufügen. So gibt es nach Kanakervorstellungen eine große Anzahl von Personen, welche nach Belieben Regen machen und ihrem Feind zusenden können.

Weit verbreitet ist auch der Aberglaube, daß zurückgelassene Gegenstände, sogar eine Fußspur im Sande, von den Feinden benutzt werden können, um einem Schaden zuzufügen. Der zurückgelassene Gegenstand wird mit einem aus Blättern und anderen Pflanzenteilen hergestellten Zauber zusammen unter Beschwörungsformeln begraben. Man glaubt, daß diese Zauberei Krankheit und selbst den Tod des Betroffenen zur Folge haben kann.

Es gibt Zauber, um die Fische von dem Fischkorb eines Feindes abzuhalten, und als Gegenstück dazu Zauberformeln, welche vor dem Auslegen des Fischkorbs über denselben gesprochen werden, um den Fischzug erfolgreich zu machen.

Eigentümlich ist ein bemalter Stock oder Pfosten, welcher dazu dient, um Gläubiger von dem Lande des Schuldners abzuhalten.

Aus Schnee, „Bilder aus der Südsee".

10. Krieg.

Auch bei den Stämmen der Gazelle-Halbinsel fehlen die Kriege nicht. Alle inneren Streitigkeiten treten zurück, wenn es gilt, einen anderen Stamm anzugreifen. Bei drohender Gefahr ertönen die dumpfen Holztrommeln, und alle Krieger versammeln sich um ihre Anführer. Eine allgemeine Wehrpflicht besteht nicht. Es bedarf aber auch keiner Verpflichtung, um dem Kanaken die Waffen in die Hand zu drücken. Die Notwendigkeit, sich selbst, sein Muschelgeld und seine Familie zu verteidigen, und andererseits die Lust an Raub, Mord und Menschenfresserei sind Beweggründe, denen kein Schwarzer im Lande widersteht. Der Kriegszug ist sein höchstes Vergnügen, Grausamkeit seine größte Freude.

Dem feindlichen Stamme wird keine Kriegserklärung zugesandt. Kein Kanake gibt sich dazu her, eine solche Botschaft zu überbringen; denn die Feinde würden ihn niederschlagen und braten, damit er als erster Siegesschmaus diene. Auch hätte die Kriegserklärung für die Angreifer nur üble Folgen, da die Gegner sich zum Kampfe rüsten könnten, was unter allen Umständen vermieden werden muß. Die Eingeborenen der Küste der Gazellehalbinsel sind viel zu feige, den offenen Kampf mit ihren Feinden aufzunehmen, wie denn überhaupt mutiges, unerschrockenes Auftreten äußerst selten

vorkommt. Die Gefahr, beim Angriffe zu fallen, ist viel kleiner und die Aussicht auf den Sieg viel größer, wenn die Gegner unvorbereitet und auf keinen Angriff gefaßt sind. Sollten die Feinde jedoch kampfbereit sein, so ist man auf beiden Seiten sehr vorsichtig, Speere und Schleudern werden zwar geschwungen, auch setzt es Schädel-, Arm- und Rippenbrüche ab, aber gern verstehen sich die Kämpfer zu einem vorläufigen Frieden und gedulden sich bis zu einer günstigeren Gelegenheit, den Überfall zu wagen.

Diese offenen Kämpfe finden gewöhnlich in den großen Grasfeldern statt, die sich zwischen den Nachbargebieten erstrecken und weder Wohnungen noch Pflanzungen aufweisen. An der Spitze der Streiter schleicht der Kriegszauberer. Er muß die ersten Steine gegen die Feinde schleudern, dann darf er sich hinter die Schlachtlinie zurückziehen, damit er durch seine Zaubereien den Sieg herbeiführe. So wenig die Kanaken sich mutig und unerschrocken im Kampfe zeigen, so wenig gilt ihnen auch die Flucht als Schande. Wenn die Lage bedenklich wird und sie ihr Leben durch die Flucht retten können, geben sie Fersengeld. Sie gehen von dem Grundsatz aus: siegen oder fliehen, auf keinen Fall aber das Leben opfern. Die Männer suchen ihre Ehre nicht darin, mutig zu kämpfen und tapfer vorzugehen; es kommt ihnen vor allem darauf an, möglichst viele Feinde ohne Gefahr für ihr eigenes Leben zu erschlagen, und das gelingt ihnen am besten durch List. Deshalb finden auch nur wenige offene Kriege statt.

Die liebste Kampfesweise der Eingeborenen besteht in hinterlistigen Überfällen und heimtückischen Angriffen. Mit wilder Mordlust schwingen sie dann ihre Waffen und schlagen jedes lebende Wesen nieder, gleichviel ob Mann, Frau, Kind oder Tier. Wenn sie Blut fließen sehen, werden sie wild wie die Tiger. Sie zerstören in ihrer Wut die Pflanzungen, fällen die Fruchtbäume und vernichten selbst die Ziersträucher. Sie fechten nicht in geschlossenen Reihen unter dem strengen Befehle eines Führers; ein jeder kämpft auf eigene Faust, schlägt seinen Feind nieder oder weicht zurück, je nach dem Augenblick. Es genügt aber, daß auf seiten der Angreifer Blut fließe, um ihrer Wut und Grausamkeit Einhalt zu tun; denn die feige Bande löst sich sogleich in wilde Flucht auf, wenn einer von ihnen fällt oder schwer verwundet wird. Solange sie rauben und morden können, sind sie von Löwenmut beseelt, sobald aber Gefahr droht, werfen sie alles ab, um schneller fliehen zu können.

Das Land ist sehr günstig für diese hinterlistige Kampfesweise. Durch den dichten Urwald und die mit mannshohem Grase bewachsenen Felder führen nur schmale Pfade, so daß man nicht einmal einige Meter weit blicken kann. Tiefe Schluchten, Höhlen und Abgründe wechseln ab mit steilen Anhöhen, Hügelketten und Ebenen. Überall finden die Krieger ein sicheres Versteck, wo sie geschützt sind, und von wo aus sie ihre Lanzen auf den heranziehenden Feind werfen können, ohne von ihm gesehen zu werden.

Den Häuptlingen steht es zu, den Überfall eines Nachbarstammes zu beschließen. Im geheimen werden alle Vorbereitungen getroffen. Die streitbaren Männer versammeln sich in dem Gehöfte des Häuptlings und brechen des Morgens in aller Frühe auf; denn es ist Kanakensitte, die Feinde nur morgens zu überfallen. Im Gänsemarsch und in lautloser Stille schleichen sie auf geheimen Pfaden oder durch den Wald in die Nähe des zu überfallenden Gehöftes. Sobald die Sonne ihre ersten Strahlen herniedersendet, springen

sie heulend aus ihrem Verstecke hervor und überrumpeln die ahnungslosen Opfer. Diese sind noch schlaftrunken und geraten in die größte Verwirrung. Noch ehe sie zu den Waffen greifen und sich zur Wehr setzen können, liegen sie zu Tode getroffen am Boden.

Zuweilen wenden die Kanaken folgende List an. Sie heucheln Freundschaft mit dem Stamme, den sie zu überfallen beschlossen haben, machen Geschenke, feiern Verbrüderungsfeste und laden alle zum Tanze ein. Ist es ihnen gelungen, den Feind von ihren guten Absichten zu überzeugen und seinen Argwohn einzuschläfern, so bestimmen sie den Tag des Überfalles. Sie veranstalten wieder ein großes Fest und laden den ganzen Stamm dazu ein, verbergen aber in der Nähe des Tanzplatzes ihre Waffen. Während die betörten Gäste sich der Freude hingeben, greifen die Festgeber auf ein gegebenes Zeichen ihres Häuptlings zu den verborgenen Waffen und metzeln alle nieder, die nicht schleunigst in das nahe Dickicht fliehen. Die Angreifer richten dabei ein furchtbares Blutbad an; da ein jeder sich schon im voraus sein Opfer ausgesucht hat, haben sie in wenigen Minuten ihr Werk vollbracht.

Nach dem blutigen Kampfe feiern die Sieger ein großes Fest, bei dem sie die Leiber der Erschlagenen als Festbraten verzehren. Lange können sie sich aber der Freude nicht hingeben; denn sie müssen sich nun ihrerseits auf einen heimtückischen Angriff gefaßt machen, weil die Blutrache verlangt, die gefallenen Verwandten mit Mord und Totschlag zu rächen.

Aus Kleintitschen: Die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel.

---

11. Muschelgeld macht selig.

Der Kanake der Gazelle-Halbinsel auf Neu-Pommern stirbt ruhig und ohne Todeskampf. Stumpfsinnig, wie er gelebt, verläßt er diese Welt. Er macht sich nicht viel Sorgen um sein jenseitiges Schicksal, das er im voraus gesichert weiß. Die Seele, die er mit dem Namen Schatten bezeichnet, lebt nach dem Tode fort. Sobald sie den Körper verlassen hat, reist sie zur Insel der Seligen. Auf ihren Bootreisen fahren die Eingeborenen mit leisem Ruderschlage und lautloser Stille an den Inseln vorbei, in die sie das Paradies verlegen, und verbergen sich in den Kähnen aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Seligen auf sich zu lenken; denn auch von ihnen erwarten sie nicht viel Gutes. Mit vollem Ernste erzählen einige, wie sie nachts an der Insel vorbeifuhren und das Treiben der Seligen hörten.

Am Eingange der Insel, so glauben sie, trägt ein strenger Wächter Sorge dafür, daß kein Unberufener eintrete. Er stellt an die Seele drei Fragen: „Wer bist Du? Woher kommst Du? Wieviel Muschelgeld hinterließest Du?“ Die Beantwortung der letzten Frage entscheidet über das Schicksal des Verstorbenen. Hat er bei seinem Tode viel Muschelgeld hinterlassen, so darf er in die Seligkeit eingehen, wo er die Tage im Kreise der Seinen mit leichter Beschäftigung, Rauchen, Essen und im Genusse sinnlicher Freuden verbringt. Hatte der Tote aber nur wenig oder gar kein Geld im Besitze, so wird seine Seele des Landes verwiesen. Sie kehrt in ihre Heimat zurück, lebt wie die wilden Tiere im Walde und ernährt sich von Blättern

und Unflat. Nach Ansicht der Kanaken wird sie ein böser Geist, der den Lebenden zu schaden sucht und ihnen allerlei Streiche spielt.

Das sind die trostlosen, rohen Anschauungen der Eingeborenen über das Jenseits. Das Paradies besteht nur für die Häuptlinge und Reichen. Nicht der Tugend, sondern ausschließlich dem Gelde steht es offen. Wie groß die Schurkereien und Schandtaten eines Menschen auch seien, wieviel Blut an seinem Muschelgelde auch klebe, er besitzt es, und das ist der Schlüssel des Paradieses. Er gelangt zum ungestörten Genusse der Freuden, denen er auf dieser Welt frönte. Der Arme dagegen bleibt diesseits und jenseits ein enterbtes Wesen. Er vermag seinem unglücklichen Verhängnisse nicht zu entgehen. Sein trauriges Los verfolgt ihn jenseits des Grabes und läßt ihn nicht zur Ruhe und Glückseligkeit kommen. Wie die Tiere lebt er im Walde. Seufzend und jammernd zieht er des Nachts durch die Gehöfte und sucht sich zu rächen, indem er die Lebenden erschreckt oder ihnen Böses zufügt. Aus Mitleid und Angst setzen ihm seine Verwandten und Bekannten gutes Essen hin, damit er sich daran labe und versöhnlicher gestimmt werde. Die umherirrende Seele gelangt aber zur Ruhe, wenn sich jemand ihrer erbarmt, ihr zu Ehren ein Totenfest veranstaltet und Muschelgeld austeilt. Dann darf sie wieder zur Insel der Seligen wandern, wo ihr Einlaß gewährt wird.

Diese Anschauungen vom Jenseits üben einen verderblichen Einfluß auf das moralische Leben der Eingeborenen aus. Sie hängen an ihrem Muschelgelde mehr als an ihrem eigenen Leben und geben sich die größte Mühe, ihren Schatz zu vermehren. Kein Mittel ist ihnen unerlaubt, wenn es zur Vermehrung des Muschelgeldes beiträgt. Da gute und böse Handlungen in der anderen Welt weder belohnt noch bestraft werden, so sehen die Kanaken nicht ein, warum sie das Gute tun und das Böse meiden sollen. Alles ist ihnen erlaubt, wenn es ohne Gefahr, von einem Stärkeren bestraft zu werden, geschehen kann. Nur der Reichtum wird belohnt, und die Armut wird bestraft. Auf diesem Wege sind die Kanaken dahin gekommen, daß bei ihnen die Begriffe von Gut und Böse vollständig in Verwirrung geraten sind und sie mit ruhigem Gewissen die größten Verbrechen begehen.

Es wird vieler Arbeit bedürfen, dieses Heidenvolk zu bekehren und ihm wahren Frieden zu bringen.

Aus Kleintitschen: Die Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel.

12. Das Land Baining.

Der Brennpunkt des Verkehrs und Handels der Bismarck-Inseln liegt an der Blanchebucht. Hier befinden sich der Hauptsitz der Verwaltung und der Hafen, von wo aus nicht nur mit jedem Jahr der Schiffsverkehr und der Handel sich lebhafter gestalten, sondern wo auch zurzeit bereits gewaltige Strecken Landes gerodet und mehrere Tausend Hektar mit Kokospalmen und anderen Kulturpflanzen bebaut sind.

Wenden wir nun unseren Blick nach Nordwest, so erhebt sich vor uns in unbeschreiblicher Pracht das Gebirgsland Baining. Unter diesem Namen

begreife ich den zwischen dem Weberhafen und der Mündung des Karwat einesteils und zwischen der Hixon- und der Weiten-Bucht anderenteils gelegenen Teil Neupommerns. Seine Küstenlänge mag sich auf 170 bis 180 km belaufen. Baining umfaßt somit den beträchtlichsten Teil der Gazellehalbinsel, etwa 4/5 des ganzen Flächeninhalts. Wir können seine Bewohner infolge der Verschiedenheit ihrer Dialekte und gewisser Eigentümlichkeiten in Nord- und Südbaininger unterscheiden. Als Grenze beider Gebiete denke man sich eine vielfach gebrochene Linie, die, von der Mitte des Weberhafens ausgehend, sich nach Südost wendet und in dem Tale des Toriuflusses ihr Ende nimmt. Außer dem Baininger, der nirgends an der Küste feste Wohnplätze hat, begegnen wir auf Baininger Gebiet mehreren Siedlungen des Nordstammes der Gazelle-Halbinsel. Es sind das Eindringlinge, die im Laufe der Zeit sich dort angesiedelt haben und von Menschenraub und Unterdrückung des Bergvolkes lebten. Seitdem die Mission festen Fuß in Baining gefaßt, hat das alte Räuberleben für diese Eindringlinge seinen Reiz verloren.

Baining ist Gebirgsland durch und durch. Vom Weberhafen bis zur Hixonbucht, der äußersten Grenze des Baininger Gebietes, reiht sich Höhenzug an Höhenzug. Nur wenigen außer dem Schreiber dieser Zeilen ist es vergönnt gewesen, in die Irrgänge seiner Täler und Schluchten zu dringen und die Gipfel einzelner Bergspitzen mit fast übermenschlicher Anstrengung zu erklettern. Ein Blick von einem der höchsten Gipfel des Karagebirges z. B. zeigt zwar nur den südlichen Teil dieser tropischen Alpen, das übrige Berggelände entzieht sich dem Auge; doch genügt es, daß die Herrlichkeit und Pracht der Rundsicht den Beschauer überwältigt und Herz und Geist in höherer Bewegung zu dem aufwallen läßt, der vor Jahrtausenden diese Riesen-Massen ins Dasein gerufen hat. Wie winzig klein und ohnmächtig fühlt sich der Mensch, umgeben von steilen schroffen Höhen, beim Anblick der großartigen Bergzüge, die, nach allen Richtungen ziehend, mit düsterprächtigem Walde bedeckt sind und so greifbar des Schöpfers Allmacht in unvergänglichen Denkmalen verkünden! Alles, was das Auge trifft, ist erhaben und ehrfurchtgebietend, das düstere Kleid, das alle diese Massen bedeckt, wie der klare Himmel, der sich über dem Ganzen wölbt. Zu unseren Füßen die verschlungenen Täler, durch welche die Gießbäche dem Meere zutoben, die dunklen Schluchten mit überhängenden Felsen und das Gewirr von sich kreuzenden Bergrücken; alles zwingt uns zur Betrachtung und Bewunderung.

Die Höhenzüge streichen meist von West nach Ost. In der Regel sind ihnen nach der Küste zu Ebenen oder welliges Land vorgelagert, doch steigen auch bisweilen die Bergmassen fast unmittelbar von der Küste auf. Berge, welche sich einzeln aus der Ebene emporheben, gibt es wenige, und diese sind meist von nur geringer Höhe und von bienenkorbartiger oder kegelförmiger Gestalt. Die Linien der Gebirgsketten sind unregelmäßig, heben und senken sich, sind oft durch Quertäler unterbrochen und zeigen die verschiedensten Gestaltungen; schroffe Kämme und Rücken, kühne Firsten und tafelförmige Hochflächen wechseln miteinander ab.

Die Gipfel der Berge dagegen, die über die große Masse der Bergketten sich erheben, überraschen wenig durch bezaubernd schöne oder gar gewaltige Formen. Es zeigen sich weder Hörner noch Türme, noch Nadelformen, Kuppen und Kegel herrschen vor.

Der Leser würde sich täuschen, wenn er glaubte, eine tropische Gebirgslandschaft gleiche in allem den Bergmassen der gemäßigten Zone. Abgesehen

von der beträchtlichen Verschiedenheit der Höhen — die höchsten Spitzen Bainings gehen wohl kaum über 1500 m — ist der geologische Aufbau sowie die äußere Erscheinung wesentlich verschieden.

Die furchtbare Öde des nackten Gesteins, die wetterharten Felsenzinken, die starr ins Unendliche ragen, die ausgedehnten Steinfelder, die, jeder Pflanzendecke bar, in ewiger Todesruhe daliegen, die weder Strauch noch Grashalm belebt und die nur von spärlichen Flechten überzogen werden, kurz das Furchtbare, das Trotzige und Erschütternde fehlt dem Baininger Gebirge. Hier entwickelt sich auch auf den steilen Abhängen und schmalsten Gipfeln der üppigste Pflanzenwuchs. Nur selten erspäht man einen nackten Felsen. Bäume, Strauchwerk, Lianen und Moose lassen kein Fleckchen Erde, keinen Felsblock unbedeckt, sie spenden freigebig strotzendes Leben allenthalben.

Eine Gebirgslandschaft in den Tropen ist voll Anmut, voll Zauber und ewiger Jugendfrische. Ihr Anblick hat viel Liebliches, Freudiges und Sonniges, aber auch dabei wieder etwas Eintöniges und fast Schwermütiges. Wer die Tropen nur aus poetischen Schilderungen kennt und sie sich wie ein Paradies vorstellt, in dem der Mensch nur zuzugreifen braucht, um in den Besitz aller Schätze zu gelangen, ist natürlich auch der Meinung, die Berge und Flüsse müßten Gold enthalten.

Der Mangel an Edelmetallen ist übrigens kein besonderes Unglück für die Kolonie. Die Auffindung von Gold würde, wie anderwärts, eine Menge Abenteurer herbeilocken, die nach Bereicherung ihrer Börse, ohne der sittlichen Verheerungen zu gedenken, das Land so unkultiviert zurückließen, wie sie es bei ihrem Einzug vorgefunden hatten. Die Kolonie braucht ruhigere Männer, die mit Geduld und Kraft die Axt führen und den fruchtbaren, jungfräulichen Boden der Sonne und dem Samen öffnen. Diese Umwandlung ist zwar mühevoll und geht nur langsam vor sich, doch es kommt auch die Zeit, wo der Kolonist sich der segensreichen Fülle der Fluren erfreuen und mit Stauffacher im Tell sagen kann: „Wir haben diesen Boden uns erschaffen.“ Die durch bitteren Schweiß und mit großer Geduld veredelten Striche werden für das Land ein wertvollerer Schatz sein als das flimmernde Gold.

P. Roscher.

13. Der Urwald in Baining.

Auf ein Hektar kann man zuweilen bis zu hundert Arten von Bäumen und Gewächsen zählen. Wieviele Arten es überhaupt gibt, ist auch noch nicht annähernd zu bestimmen. Ich habe mich der Mühe unterzogen, ihre Namen aufzuzeichnen. Obgleich ich schon die Zahl von 500 beinahe erreicht habe, begegnen mir noch neue Arten. Die meisten Bäume sind vom Fuß bis zur Krone von Lianen und Schmarotzern bedeckt, welche teils gerade, teils spiralförmig am Stamm emporklettern, und ihre Ranken wie ein Netz von Telegraphendrähten von einem Baum zum andern ausspannen und in feinen, dünnen Strängen vom Wipfel herab bis auf den Boden hängen. Die wirr durcheinander rankenden Gewächse bilden mit ihrer Fülle von Blättern in den Zweigen und Ästen der Bäume ein natürliches Dach, das nur einzelne Sonnenstrahlen in das geheimnisvolle Dunkel des Waldes eindringen läßt.

Von den Früchten der Urwaldbäume werden nur wenige von den Eingeborenen gegessen; sie dienen größtenteils nur den fliegenden Hunden und Vögeln zur Nahrung und fallen ab und werden am Boden von Wildschweinen und Kasuaren verspeist. Nur vereinzelt findet man mitten im Walde die eigentlichen Fruchtbäume der Eingeborenen, wie Brotfruchtbäume, Malaiische Äpfel und Kaddenge, eine Art Kirschen u. a. m. Wahrscheinlich sind die Samen von Vögeln dahin verpflanzt worden.

Die Blütenentwicklung der Waldbäume fällt wenig ins Auge, und ein Vergleich mit unseren blühenden Fruchtbäumen im Frühjahr würde zugunsten dieser ausfallen. Unvergleichlich schön ist aber der Anblick blühender Schlingpflanzen am Saume des Waldes, die die ganze Krone eines Baumes wie mit einem schneeigen Netze und scharlachroten Teppich überspannen.

So heiter uns der Urwald erscheint bei hellem Wetter, wenn einzelne Sonnenstrahlen durch das dichte Laubdach dringen und auf den zitternden Blättern des Unterholzes ihr Licht- und Farbenspiel treiben, so unbeweglich ist es darin bei bedecktem Himmel und Regenwetter. Am freudigsten stimmt der Urwald am Morgen und des Abends einige Zeit vor dem Untergange der Sonne. Da herrscht Leben über uns im Laubgewölbe und unten am Boden im Halbdunkel. Ein sanftes Wehen zieht durch das Baumgewirr, das Blattwerk glänzt, und auf den Blättern funkeln die Tautropfen. Papageien, in den verschiedensten Farben schillernd, und weiße Kakadus flattern kreischend über den Wipfeln; große bunte Tauben girren und halten behaglich im nächsten Gipfel eines Fruchtbaumes ihr Frühstück; mächtige Nashornvögel fliegen geräuschvoll auf und lassen schmetternd ihren Ruf ertönen. Ganz in unserer Nähe am Boden lockt und scharrt das Buschhuhn. Von dem Gipfel eines riesigen Ficus ertönt nach kurzen Pausen das hohle, furchterregende „Huhu", der Kamukelster, das dem Gebell des Hundes ähnlich ist. Freilich fehlt es an Singvögeln, die den Wanderer mit ihren Weisen zur Freude stimmen und in der menschlichen Seele frohe Empfindungen wecken. Das Waldkonzert ist mehr ein mutwilliges Lärmen, eine übersprudelnde Lebenslust, die auf die Dauer die Nerven reizt.

Je höher die Sonne steigt, desto mehr nimmt das Leben im Walde ab. Düstere Schwüle brütet überall. Die Vogelwelt hat ihr Konzert abgebrochen und hält sich nun in den Laubkronen verborgen; nur die Myriaden von Insekten, Zikaden, Grillen, Bienen, Wespen usw. zirpen, surren und pfeifen weiter. Endlich, wenn die Sonne im Westen steht, atmet die Tier- und Vogelwelt wieder auf und unterbricht die Ruhe und Stille, die während der heißen Tageszeit im Walde geherrscht hat.

Düster und schweigend sind die Nächte im Urwald. Totenstille überall; es regt sich kein Hauch, nur der nahe Wildbach rauscht und tost, und von den zahllosen Insekten erhebt das eine oder andere seine Stimme. Erst nach Mitternacht erwacht die Vogelwelt. Der Kau, ein Vetter unseres Kuckucks, doch größer an Gestalt und von vornehmen Bewegungen, beginnt zuerst sein Morgenlied: „Kiak, kiak, kiak", und wiederholt es so lange, bis bei eintretender Morgendämmerung die übrigen Vögel sich dem Konzert anschließen.

Furchtbar aber wird der Aufenthalt im Urwald, wenn ein Gewitter über ihm steht, wenn unheimliches Dunkel ihn überzieht und schreckliche Donnerschläge rollend widerhallen, wenn der Wind einsetzt und die Waldriesen schüttelt, daß sie ächzen und sich beugen. Doch schreckenerregender als

ein Gewitter ist der Losbruch des Nordwestmonsuns, wenn der Himmel ringsum mit grauen Wolken verhüllt ist, und der Sturm und Regen Tage und Nächte ohne Unterbrechung anhält. Mit gewaltigen Zorne stürmt er in die dichten Laubkronen und zerrt sie hin und her und reißt ihre Blätter ab. Morsche Äste und Zweige, mit prächtigen Schmarotzerpflanzen geschmückt, fallen dumpf dröhnend herab, Baumkronen brechen, Bäume werden entwurzelt und hauen sich dröhnend beim Falle in den Boden. Dabei herrscht ein Getöse, Sausen und Rauschen, daß man in dem allenthalben herrschenden Aufruhr kaum weiß, wohin sich wenden. Eine Unzahl Bäume fällt so dem ersten Ansturme des Nordwests zur Beute. Aus dem wilden Gewirre gestürzter Bäume ragt hier und da ein kronenloser Stamm hervor, an dem zerfetzt die Schlingpflanzen herabhängen. Dazwischen prasselt unaufhörlicher Regen hernieder und macht die Fußpfade zu Pfützen. Wer nicht gerade vom Orkan überrascht wird, und wen nicht dringende Geschäfte treiben, der wagt sich nicht in den Urwald, wo alsdann die Natur in Aufruhr ist und der Tod von allen Seiten droht. Nach Tagen und Wochen langer Stürme sieht es im Walde wie auf einem Schlachtfelde aus. Bäume und Äste liegen kreuz und quer übereinander gebettet und versperren den Weg. Doch die Wunden vernarben schnell. Ein Monat genügt, um das Totenfeld wieder zu beleben, ein Beweis von der unversiegbaren Kraft der tropischen Natur.

P. Roscher.

---

14. Der Kasuar.

Der Kasuar ist über ganz Baining verbreitet, und zwar nicht nur in den bewaldeten Ebenen und auf den Vorbergen, sondern auch auf den höchsten Gipfeln kann man seine Spuren verfolgen. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist der dichte Busch; die Grasflächen meidet er, da er in letzteren seine Nahrung nicht findet und auch der Sonne zu sehr ausgesetzt wäre. Über Tag, wenn die Sonne hoch steht, sieht man ihn selten. Am häufigsten begegnet man ihm des Abends und in der Frühe. Er schreitet meistens langsam, bedächtig und gebückt dahin. Mir ist es schon vorgekommen, daß ein Kasuar einige Meter vor mir über den Weg schritt, ohne mich zu bemerken. Sieht er sich aber beobachtet, so steht er mit hoch aufgerichtetem Halse fast eine Minute unbeweglich, betrachtet stolz den Menschen, stößt dann plötzlich eigenartige dumpfe Schreie aus und flüchtet in das Dickicht. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Kasuare anzutreffen, doch habe ich niemals feststellen können, daß er in „Trupps" von 3—7, wie behauptet worden ist, umherstreift. Gegen 200 Kasuare, die ich während meines neunjährigen Hierseins im Walde beobachtet habe, begegneten mir einzeln. Der Kasuar legt seine zwei bis drei großen grünen Eier am Fuße von Bäumen mit großen Strebewurzeln. Zum Nestbau gebraucht er nur etwas Reisig. Während der Brutzeit erlegen die Eingeborenen manchen Kasuar. Die Eier öffnen sie an beiden Enden, blasen den Inhalt auf ein Blatt und kochen ihn. Die Eierschalen werden beim Tanze zum Schmucke der Lanzen gebraucht. In Nord- und West-Baining werden die Kasuare meistens mit Hunden aufgetrieben und mit Speeren getötet. Die Kasuarjagd ist gefährlich und wird deswegen nur von solchen ausgeübt, die besonders geschickt in der Hand-

habung des Speeres sind. Der verwundete Kasuar greift leicht den Jäger an, tritt ihn nieder und kann ihn sogar mit den scharfen Zehen seiner überaus kräftigen Füße tödlich verwunden. Gefährlicher noch als für Menschen ist es für Hunde, vom Kasuar angegriffen zu werden.

Der junge Vogel ist rotbräunlich und hat hellere Längsstreifen. Die ersten paar Tage ist er äußerst schwach auf den Beinen und schlägt oft unfreiwillige Purzelbäume. Er piept beständig, ähnlich wie eine junge Gans. Jung ist er leicht zu zähmen; er wird gesellig, anhänglich und folgt dem Menschen, wenn er nicht allzuweit geht, überall hin. Ich habe Jahre lang mehrere zusammen auf der Station gehabt. In ihrer Jugend sind sie recht possierlich und reizen durch ihre drolligen Einfälle auch den ärgsten Griesgram zum Lachen. Auffallend ist, daß er dem Menschen nur bis zu einem gewissen Punkt folgt. Er steht dann still, kümmert sich nicht um Lockrufe und schaut nur immer nachdenkend umher; plötzlich wendet er sich um und rast, den Körper vornüber geneigt, zum Hause zurück. Kam die Sonne höher, so suchten meine beiden Kasuare den schattigsten Platz im Hofraum auf und blieben dort bis gegen 4 Uhr nachmittags. Sie streckten die Zunge heraus, atmeten geräuschvoll und streckten die Beine von sich. Gegen Abend wurden sie dann wieder lebendig, hüpften hin und her, verfolgten sich, stießen sich gegenseitig mit den Zehen. Einer stellte sich tot, warf sich der Länge nach auf den Boden. Der andere sprang auf ihn, versetzte ihm einen Stoß und flüchtete weiter, um ebenfalls den Toten zu spielen. Später wollten sie auch die Knaben mit in ihr Spiel ziehen, standen aber bald wieder davon ab, da sie keinen Erfolg damit hatten. Interessant war es, wenn sie hungrig waren. Sie kamen dann alle beide vor die Verandatreppe oder an die Küche, piepten und hieben mit den Schnäbeln an die Türe, bis der Bruder aufmachte. Sie waren äußerst gefräßig. Ich mußte täglich zweimal Taros für sie kochen lassen; außerdem stahlen sie noch den Hühnern das Futter weg, traten und schlugen die Küchlein. Vergaß der Bruder einmal die Küchentüre zu schließen, so drangen sie sofort ein und suchten den Tisch ab; ja, vom warmen Herd herab nahmen sie das Fleisch und fraßen es. Zwei verendete Kätzchen verschluckten sie ganz; die kleinen Schlüssel zum Öffnen der Fleischbüchsen, Nägel, Steine, kurz alles würgten sie hinein. War der Gegenstand etwas groß, so setzten sie sich, drückten so lange und schlugen mit dem Hals hin und her, bis er glücklich im Magen angelangt war. Den Knaben stahlen sie die Taros aus dem Feuer und schleppten sie davon. Überaus possierlich war es, wenn sie zur nahen Taropflanzung wollten, um die Blätter abzufressen. Die Pflanzung befand sich an einem Abhange vor dem Hause. Bevor sie den Gang antraten, guckten sie jedesmal längere Zeit bald hinab in die Pflanzung, bald zur Veranda empor, um sich zu vergewissern, ob sie ungesehen wären. Hielten sie sich für sicher, so rannten sie blitzschnell hinab, über den Zaun, fraßen gierig einige Blätter und kehrten ebenso schnell wieder zurück. Die ganze Taropflanzung wies bald kein grünes Blatt mehr auf. Ein Vergnügen war es ihnen auch, wenn sie sich in einer Lehmpfütze wälzen konnten. Sie hielten sich ganze Stunden regungslos darin auf. Mit der Zeit wurden sie immer lästiger, schmutziger und gefräßiger, so daß ich sie entfernen mußte.

Ein englischer Reisender erzählt eine Geschichte betreffs der Kasuare, die von vielen für Jägerlatein gehalten wird. Allein die Tatsache, die er anführt und selbst erlebt haben will, wird in ganz Baining für wahr an

genommen. Er erzählt nämlich: „Ein Kasuar kam zu einem Flußufer, stand einige Augenblicke still, das Wasser aufmerksam betrachtend, ging in das Wasser hinein, welches dort etwa einen Meter tief war und tauchte teilweise unter, wobei er die Flügel ausstreckte. So blieb der Vogel vollständig bewegungslos, sogar mit geschlossenen Augen, eine Viertelstunde lang, zog dann plötzlich die Flügel an und trat an das Ufer zurück. Während er sich hier schüttelte, fiel eine Anzahl kleiner Fische aus seinen Flügeln und Federn heraus, welche sofort aufgepickt und verschluckt wurden.“ — Nicht selten konnte ich von meinen Schulkindern hören, daß sie einen fischenden Kasuar bemerkt hätten. Er soll besonders gern nach Flußkrebsen fahnden. Ich habe einen Kasuar auf einer Insel des Powellflusses (Mawilu) beobachtet, der den Sandboden nach Muscheln absuchte.

Das Fleisch des Kasuars ist etwas zähe, sonst aber recht wohlschmeckend und wird von manchem den hiesigen Wildschweinen vorgezogen. Der Baininger jagt den Vogel nicht nur des Fleisches, sondern auch der Federn wegen, die er zur Verzierung seiner Schmuckgegenstände benutzt.

P. Roscher

15. Die Sorge für den Landfrieden auf den Bismarckinseln.

Krankheiten, Kindersterblichkeit sind zweifellos von erheblicher Bedeutung für die niedrige Bevölkerungsziffer im Archipel, doch läßt sich die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung daraus allein nicht erklären. Eine Hauptursache dafür, daß die Eingeborenenzahl eine so niedrige geblieben ist, dürfte vielmehr in den beständigen Kämpfen der Eingeborenen untereinander zu suchen sein. Überall im Bismarck-Archipel wiederholt sich dasselbe Bild: kleine Stämme, welche in beständiger Fehde mit anderen Stämmen, bisweilen ihren nächsten Nachbarn, liegen. Das Dasein vieler dieser Stämme kann man zutreffend mit dem eines Rudels Raubtiere vergleichen, das bald auf Raub ausgeht, bald selbst gejagt wird. Die Fehden zwischen einzelnen Stämmen herrschen häufig seit Menschengedenken und müssen nach Eingeborenenbegriffen in alle Ewigkeit fortgehen. Es besteht überall der Grundsatz der Blutrache in ausgeprägtester Form. Mord erfordert wieder Mord. In manchen Gegenden, wie auf der Gazellehalbinsel, ist Abkauf von Mordtaten durch Muschelgeld möglich, in anderen Gegenden, wie bei einigen Stämmen Neumecklenburgs, erfordert dagegen vergossenes Blut in jedem Falle Sühnung durch Tötung von Gegnern, ohne daß die Möglichkeit einer anderen Beilegung gegeben ist. Die beständigen blutigen und grausamen Kämpfe unter den Eingeborenen, besonders aber die fast allgemein geübte Gewohnheit des Tötens von Weibern und Kindern, bildet das wirksamste Hemmnis für die Zunahme der Bevölkerung des Bismarck-Archipels.

Besonders auf der Gazellehalbinsel hat es einer Reihe für die Eingeborenen verlustreichen Kämpfe bedurft, ehe friedliche Zustände und die Anerkennung der obrigkeitlichen Gewalt herbeigeführt werden konnten. Die Abgeschlossenheit der einzelnen kleinen Stämme gegeneinander, die Gewöhnung an einen beständigen Kriegszustand, die Lust am Mord und Menschenfraß

hat es trotz der angeborenen Feigheit der Schwarzen bewirkt, daß in der Regel die Niederwerfung der Eingeborenen einer Landschaft nur für diese und allenfalls noch die Bewohner der nächstangrenzenden Landschaft Wirkung hatte, und im übrigen immer wieder Züge der Polizeitruppe zur Bestrafung von Mordtaten und Erzwingung des Friedens stattfinden mußten.

Aus Schnee, „Bilder aus der Südsee".

16. Reise nach Neu-Mecklenburg.

Während der Vermessungstätigkeit S. M. S. „Planet" wurde mir Gelegenheit gegeben, einige der zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover gelegenen Inseln, sowie Neu-Mecklenburg selbst zu besuchen.

Die Inseln westlich und östlich der Steffen-Straße, welche geographisch als Scheidelinie zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover aufzufassen ist, sind mustergiltige, von einem Küstenriff umgebene Koralleninseln. Einige entstanden durch Zurückweichen des Meeres, wie die in 4 bis 10 m Höhe vorkommenden, scharf durch Luft und Regen ausgezackten Korallenfelsen beweisen; andere bestehen aus Korallensand, der durch See und Wind auf die Riffplatte aufgespült und verkittet ist. Auf zwei Inseln werden gegenwärtig Kokospflanzungen mit gutem Erfolge angelegt; beide sind noch mehr oder weniger mit dichtem Busche bestanden, der auf den Korallen eine starke Humusdecke geschaffen hat. Wie günstig die Korallenstöcke selbst für das Gedeihen der Kokospalmen und anderer mächtiger Hartholzgewächse sind, konnten wir daran erkennen, daß die Bäume zum Teil unmittelbar aus dem nackten Korallenfels herauswuchsen; die Wurzeln dringen metertief in den abgestorbenen Korallenstock ein. Die hier gepflanzten Bäume blühen schon im sechsten Jahre, so daß nach ungefähr 7—8 Jahren mit einem gewissen Ertrage gerechnet werden kann. Um bei der Ausbreitung der Pflanzungen ein übermäßiges Verdrängen der Eingeborenen zu verhüten, werden die Eingeborenen bei Verkauf von Inseln und Land an Pflanzer dadurch geschützt, daß ihnen Landstücke von etwa 1 ha für die Person zugeteilt werden, welche nicht verkäuflich sind.

Alle Inseln zwischen Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg sind Riff-Inseln, zwischen denen einige gute Durchlässe (Passagen) für Schiffe vorhanden sind. Das Nusa-Fahrwasser bietet eine gute Einfahrt zu Kawieng, der Regierungsstation von Neu-Mecklenburg. Wenn man Herbertshöhe oder die Anfänge des künftigen Regierungssitzes, Simpson-Hafen, gesehen hat, so fallen einem bei Kawieng sofort die nach einheitlichem Plane angelegten Gartenanlagen sowie die Wegebauten auf. Diese lernte ich erst in größerem Umfange kennen, als ich, einer freundlichen Einladung des Stationsleiters Folge leistend, 100 km weit in zweispännigem Wagen mit ihm an der Ostküste herunterfuhr. Auf meist 6 m und darüber breitem Wege, welcher z. T. aus Korallenschotter in sumpfigen Gegenden aufgeschüttet ist und sich den Landstraßen Deutschlands an die Seite stellen kann, legten wir täglich etwa 35 km zurück, um dann im Rasthause zu übernachten. Beides, Weg und Rasthäuser, sind allein von den Eingeborenen gebaut worden, indem der

Stationsleiter die einzelnen Dörfer für je einen bestimmten Teil des Weges verantwortlich machte. So entstand in fünf Jahren in einem Lande, in dem die Bewohner der einzelnen Dorfschaften wegen ihrer gegenseitigen Feindseligkeiten völlig vereinzelt, ohne irgend eine Spur gemeinsamer Verbindung im Busche lebten, eine breite Fahrstraße, auf der man ohne Gefahr bis 100 km fahren und darüber hinaus bis 180 km reiten kann. Unsere Fahrt hatte als Zweck die Einziehung der in diesem Jahre zum ersten Male geforderten Kopfsteuer von fünf Mark für jeden Erwachsenen, der nicht einen Jahresvertrag als Regierungs- oder Pflanzungsarbeiter aufzuweisen hat. Willig kamen die noch Saumseligen mit ihren Dorfältesten an und erlegten das Geld, das sie durch den Verkauf von Kopra und Taro an die längs der Ostküste sitzenden Pflanzer oder Händler erwerben. So kassierten wir auf dieser Fahrt allein 1700 Mark ein; im ganzen hat Neu-Mecklenburg schon 17 000 Mark bei diesem ersten Versuche der Steuererhebung aufgebracht.

Der Weg an der Ostküste führt durchweg durch gehobenen Korallenkalk, welcher z. T. durch Humus oder Korallensand überdeckt ist. Der Strandgürtel ist von beträchtlicher Breite und wird von den vom Schleinitz-Gebirge kommenden Bächen und Flüssen durchzogen; ihren Mündungen gegenüber befinden sich die schmalen Passagen in dem die Küste begleitenden Strandriff, die jedoch nur bei ruhigem Wetter zu gebrauchen sind. Die Schiffe sind meist gezwungen, auf offener Reede zu ankern und häufig wegen der heftigen Brandung außerstande, die bei den Händlern und Pflanzern angesammelte Kopra zu löschen. Daher ist die Landverbindung nach Kawieng doppelt angenehm, zumal da hierdurch der erste Schritt zum Bau einer Kleinbahn gemacht ist.

Soweit wie in Neu-Mecklenburg die Straße gebaut ist, ist der Verkehr mit den Eingeborenen völlig gefahrlos. Ebenso wie im Osten ist auch an der Westküste eine Straße angelegt; zu einem Überschreiten der Gebirge des Inneren fehlte bisher die Zeit.

Aus Brennecke: Aus dem Bismarck-Archipel. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. 1907

---

17. Pflanzen- und Tierleben an der Küste von Palau.

Wir fuhren bei Hochwasser über die nun gänzlich bedeckten inneren Riffe ziemlich nahe an der Küste entlang; überall ist sie von einem Saume von Mangroven umgeben. Mitten aus dem plätschernden Wasser steigen zahllose gerade, dünne Stämme bis zur Manneshöhe empor und breiten sich dann plötzlich aus in eine Krone unregelmäßiger Äste mit saftigen und glänzend grünen Blättern. Ihre Wurzeln ragen teilweise über das Meer empor als dünne, wirre Gebilde, die von der Ferne betrachtet wie Kegel von regellos angehäuften Ruinen aussehen. Zwischen ihnen erheben sich abgestorbene Stämme oder spitz und steif emporragende junge Bäume, von deren Zweigen senkrecht dem fruchtbaren Naß zustrebende Luftwurzeln herabhängen. Dieses Dickicht scheint dem Auge nur schmal zu sein; aber folgt man einem der vielen labyrinthisch sich darin verteilenden Kanäle, so erstaunt man über seine Ausdehnung. Überall ziehen sie sich weit in das Land zwischen die Hügel hinein, und diese entspringen fast immer mit ihrem steil

ansteigenden Fuße aus den Sümpfen, in denen die Mangroven wachsen. So fehlt dort eigentlich alles ebene Land zwischen den Bergen und der Küste.

Bei hoher Flut scheinen die meisten Mangroven als einfache Stämme aus dem Wasser aufzusteigen, welches das von den Wurzeln gebildete Geflecht gänzlich verdeckt. Dann herrscht in diesem Walde tiefe Stille, die nur selten unterbrochen wird durch das krächzende Geschrei eines glänzend blauen Eisvogels, der vom Ruderschlage erschreckt vor uns auffliegt oder vielleicht auf einen Fischschwarm niederstößt, den die reißende Strömung der steigenden Flut unter seinem Sitze vorbeigeführt hat. Eine mit breitem Ruderschwanze versehene Wasserschlange läßt sich schlafend mitten im Strome einhertreiben. Wenn aber allmählich die Ebbe den sumpfigen Boden des Waldes trocken zu legen beginnt, dann erhebt sich ein ganz anderes Leben zwischen den Wurzeln der Bäume wie in ihren Zweigen, in den Strömen wie auf den kleinen freien Plätzen in den Teilungswinkeln der Kanäle.

Mitunter finden sich auch künstlich gelichtete Flächen im Walde. Auf solchen, jetzt halb trockenen Stellen lassen sich nun, von allen Seiten herbei eilend, große Reiher nieder, die mit ihren langstelzigen Beinen zwischen den Wurzeln einherstolzieren und nach allerlei Würmern suchen, die zu Tausenden aus ihren Löchern hervorkommen. Laut knackende Töne bringt hier ein kleiner Krebs hervor, indem er die Glieder seiner dicken Scheren kräftig gegeneinander schlägt. Die in den schönsten Farben prangenden Telegraphenkrebse sitzen vor dem Eingang ihrer Wohnungen und bewegen ihre riesigen Zangen beständig auf und nieder, als wollten sie ihre Freunde zum Besuche herbeirufen. Zierliche Schnepfen und Bachstelzen laufen eilig und emsig suchend von Ort zu Ort, und eine Unmasse von Schnecken verlassen ihre Löcher und Spalten, um sich ebenfalls eine Zeitlang am hellen Sonnenlicht und in reiner Atmosphäre zu erfreuen. Große, räuberische, auf dem Lande lebende Krabben begeben sich nun in dieses Labyrinth, um nach den Schnecken zu suchen oder die im Schlamm versteckten Muscheln mit ihren mächtigen Scheren zu durchbrechen. Auch der Mensch wetteifert mit ihnen im Suchen nach den wohlschmeckenden Schaltieren, bis die zurückkehrende Flut allem Leben vorübergehend wieder ein Ende bereitet.

Prof. Dr. K. Semper.

18. Reise nach den Palau-Inseln.

Am 8. November 1905 wurde die Palaugruppe abends erreicht. Am 9. landete ich auf der Insel Korror und blieb dort bis zum 16., während der Schuner nach dem Norden der Gruppe fuhr, um dort Waren zu löschen. Die politischen Verhältnisse wurden von dem Stationsleiter Winkler als wenig erfreulich bezeichnet. Besonders setzt die Bevölkerung seinen Maßnahmen zur Vernichtung der noch nicht übermäßig herrschenden Schildlauskrankheit einen hartnäckigen stillen Widerstand entgegen. Das einzige, was verlangt wird, besteht in dem Abschlagen und Verbrennen der befallenen Blätter, einer Arbeit, die nicht länger als eine Stunde wöchentlich in Anspruch nimmt; aber auch das wird nicht getan. Dazu gesellt sich eine Wühlerei der einflußreichen Zauberer, der sogenannten „Kalis“. Meine früheren Wahrnehmungen

über das beispiellose, vor keinem Mittel haltmachende Streben, reich zu werden, fand ich bestätigt. Zur Beleuchtung dessen mögen folgende Tatsachen Platz finden:

Der Oberhäuptling einer kleinen Insel, ein halb tauber und halb blinder, alter und reicher Mann, unternimmt trotz schmerzhafter Krankheit bei stürmischem Wetter eine gefährliche Bootsfahrt von sechs Stunden Dauer zu einem kleinen Feste, nur weil er dort ein Geldgeschenk von 10 Mk. Wert zu erwarten hat.

Der höchste Häuptling, ein an das Haus gefesselter Greis, der schon mit einem Fuß im Grabe steht, läßt sich einen angesehenen Jap-Insulaner kommen und befragt ihn, ob er nicht eine Zauberei verstünde, mittels deren man recht viel Geld gewinnen könne.

Altes schmutziges Palaugeld, das bekanntlich aus Glas, Porzellan, gebrannter Erde und ähnlichem Material besteht, kochen sie aus und streichen die unsaubere Brühe den Kindern auf den Kopf oder lassen sie trinken, damit die Kinder reich werden.

Kurz vor dem Tode des Vaters umstehen ihn die Kinder und ergehen sich in herzzerreißenden Klagen; aber in demselben Augenblick, in welchem er den letzten Atemzug getan hat, wird das ganze Haus des Verstorbenen fieberhaft durchsucht und die Umgebung nach seinen Schätzen umgegraben. Bald darauf stellen sich die Dörfler ein, um den etwa vorhandenen Vorrat des Toten an Melasse auszutrinken.

Selbst bei der großen Gastfreundschaft, die schließlich doch auf Gegenseitigkeit beruht, berechnet der Wirt gewissenhaft den Wert des Fisches oder des Taros, die sein Gast verzehrt.

Außerdem tritt noch die selbst für Eingeborene ungewöhnliche Faulheit hervor. Sie bauen zwar gute Häuser und Fahrzeuge und haben auch Leistungen auf dem Gebiete des jetzt allerdings mehr und mehr vernachlässigten Kunsthandwerks aufzuweisen, sonst aber überlassen sie die gesamte Arbeit, in erster Linie den Feldbau, den Frauen, während die Männer den ganzen Tag mit Faulenzen verbringen; denn die Arbeit schändet in ihren Augen. Trotz ihrer Geldgier borgt ein zu Geldstrafe Verurteilter die nötige Summe lieber zu dem höchsten Zinssatz, als daß er die für den Fall des Unvermögens festgesetzte Strafarbeit leistet.

Es liegt auf der Hand, daß der Stationsleiter bei solcher Gesinnung der Bevölkerung mit den größten Schwierigkeiten zu ringen hat, und daß ihm nur bei hingebendster Arbeit und Tatkraft Erfolge beschert werden, zumal er mit einer kleinen Polizeitruppe aus jungen Männern allein in diesem Kampfe steht.

Zwei Umstände kommen der Regierungsstation zugute. Einmal hat sie die Frauen zu Freunden, und dann fühlen sich die Oberhäuptlinge sicher, die in früheren Zeiten der Landessitte gemäß umgebracht wurden, wenn sie zu lange lebten. Meist geschah der Mord auf Betreiben des in der Würde folgenden Bruders; denn die Brüder konnten die Zeit nicht erwarten, sich in den Besitz des Häuptlingsvermögens zu setzen. Leider haben auch die Häuptlinge kaum ein anderes Interesse, als den des Gelderwerbs, sie sind meist alt, stumpf und kraftlos.

Als Grundstück für die Kaiserliche Station habe ich den Südwestzipfel der Insel Korror erworben. Sie liegt dort in der Mitte der ganzen Gruppe.

in beherrschender Stellung, dicht bei dem Hafen, ein Abkommen mit dem Boot ist bei jedem Wasser möglich, das Land ist eben und gewährt sehr reichlichen Platz; auch die Kriegsmarine kann dort Landübungen in größerem Umfange vornehmen.

Deutsches Kolonialblatt. Nr. 9, Berlin 1. Mai 1906.

---

19. Die Karolineninsel Ponape.

Die weitausgedehnten Karolinen sind von der deutschen Regierung in zwei Verwaltungsbezirke getrennt worden, in die Ostkarolinen und die Westkarolinen. Die Hauptinsel der östlichen Gruppe ist das rundliche, von Bergen erfüllte Ponape, das mit seinen 347 Quadratkilometern zugleich das größte Glied in der ganzen Inselreihe darstellt. Die vielzackige und zerschlitzte Küste ist in ungleichem Abstande von einem breiten Korallenriff umgeben, das zur Ebbezeit auf beträchtliche Strecken trocken gelegt wird. Auf seiner Oberfläche haben sich teils vereinzelt, teils in dichten Büscheln allerlei Meerespflanzen angesiedelt, die jetzt über das Wasser hinausschauen. Mit der steigenden Flut verschwinden sie, und bald ist auch das Riff vom Meere bedeckt, das nun bis an den Fuß der Kokospalmen auf dem Ufersaume vordringt. Durch die im Riffkranze befindlichen Lücken wird es selbst größeren Schiffen möglich, die tief ins Landinnere dringenden Häfen zu besuchen und dort an geschützter Stelle vor Anker zu gehen. Die deutschen Beamten und Geschäftsleute wohnen fast alle am Langar-Hafen, der sich am Nordgestade zwischen mehreren Inselchen öffnet und schon während der spanischen Herrschaft am meisten besucht wurde. Aus jener Zeit stammt auch die gegen 4 Meter hohe und sehr dicke Mauer, welche die europäische Ansiedlung umgibt. Mitten im Orte steht die von einem kleinen Spitzturme überragte katholische Kirche, deren Glocken an Sonn- und Feiertagen die eingeborenen Christen zum Gottesdienste laden.

Größere Dörfer gibt es auf Ponape nicht. Die Häuser liegen so vereinzelt und im Walde versteckt, daß man selten mehr als ein halbes Dutzend auf einmal erblickt. Diese bescheidenen Siedelungen findet man aber nur längs der Küste; das Innere ist unbewohnt. Es wird von einem über 800 Meter hohen Gebirge erfüllt, das durch Schluchten und Täler zerfurcht ist, aus denen zahlreiche Quellen und Bäche hervortreten. Zu mäßigen Flüssen vereinigt, münden sie im Hintergrunde der Hafenbuchten, deren sumpfiges Gestade von einem undurchdringlichen Pflanzengewirre bedeckt ist. Nur schmale Wasserarme, gerade breit genug, daß ein Boot sie benutzen kann, ziehen sich netzartig durch den feuchtheißen Wald, dessen Laubkronen an manchen Stellen den Flußarm domartig überwölben und jede Aussicht hindern. Erst mehr landauf lichtet sich das Grün; die morastigen Ufer werden fester, und schneller plätschert uns der Bach entgegen, der bald durch Felsen und Klippen zu kleinen, landschaftlich überaus reizenden Fällen genötigt wird.

Wir sind jetzt im Bereiche der Brotfruchtbäume, an die sich nach der Höhe zu ein anderer Pflanzengürtel reiht, der wertvolle Zimmerhölzer enthält. Nun folgen ausgedehnte Grasfluren, die sich gut zur Viehzucht eignen.

Sie werden häufig durch Bambusgebüsch und Pandanusbäume unterbrochen, machen aber, da jede menschliche Ansiedlung fehlt, einen öden, verlassenen Eindruck. In früheren Jahrhunderten hat Ponape eine weit dichtere Bevölkerung gehabt, die außerdem ungleich tüchtiger und gesitteter gewesen sein muß als die heutige. Das bezeugen die gewaltigen Ruinen auf einigen Inselchen im Wetterhafen an der Ostsee der Hauptinsel. Die aus Basaltsäulen hergestellten Bauwerke bedecken eine Fläche von 42 Hektaren, die von einem Netze von Kanälen durchzogen ist. Man hat die ganze Anlage deshalb das „mikronesische Venedig“ genannt. Die jetzigen Bewohner wissen nichts über die Entstehung und Bedeutung dieser mächtigen Häuptlingssitze, Grabstätten und Befestigungen, in denen sich einst eine geschäftige Menge tummelte und mit Hilfsmitteln, die uns unbekannt sind, die bis zu 3000 und 4000 Kilogramm schweren Steinsäulen zu den an 10 Meter hohen Mauern aufschichtete.

Heute ist hier alles tot und vereinsamt; denn der heidnische Eingeborene fürchtet die Ruinen aus abergläubischen Gründen, und keine Belohnung kann ihn reizen, seinen Fuß in gewisse, besonders gemiedene Teile zu setzen. Diese Scheu hat ihm selbst das Christentum nicht ganz benehmen können, das schon 1852 durch protestantische Glaubensboten aus Nord-Amerika auf Ponape Fuß gefaßt hat, und dem jetzt etwa die Hälfte alle Einwohner angehört. So weit die Leute Christen sind, kleiden sie sich nach europäischer Art. Bei den Heiden beschränkt sich die Tracht auf einen von den Hüften bis zu den Knien reichenden Rock aus Bastfasern oder den zerschlitzten Blättern der Kokospalme. Bei festlichen Gelegenheiten kommen noch schöne Gürtel, Halsbänder und Stirnbinden hinzu, um den Putz zu vermehren. Durch die Kämpfe und Aufstände gegen die Spanier waren die Eingeborenen sehr verwildert; sie zeigten sich gegen die Weißen oft anmaßend und ungehörig, wollten von regelrechter Arbeit nichts wissen, sondern gingen lieber ihren Streitigkeiten und Händeln nach, wobei Gewalttaten nicht ausblieben. Die deutsche Verwaltung hatte anfangs mit ihnen keinen leichten Stand. Als aber Ponape im Jahre 1905 von einem furchtbaren Orkan heimgesucht wurde, der Häuser und Pflanzungen der Insulaner zerstörte, da bequemten sie sich, von der Not getrieben, zur Arbeit und gaben auch, um Geld zum Ankauf von Lebensmitteln zu erhalten, ihre Gewehre und Patronen heraus, womit sie bisher nur Schaden angerichtet hatten. So ist das Unglück für sie zum Segen ausgeschlagen, und wir dürfen hoffen, daß sie in nicht zu ferner Zeit nützliche und fleißige Untertanen im überseeischen Deutschland werden.

H. Seidel.

---

20. Die Karolinen-Insel Jap.

Jap ist, von ein paar kleinen Atollen abgesehen, die westlichste Insel der eigentlichen Karolinen. Mit Kusaie, Ponape, Truk und der ziemlich selbständigen Palaugruppe teilt sie die Besonderheit eines gebirgigen Aufbaues; alle übrigen Glieder des langgestreckten Archipels setzen sich aus niedrigen, eben über das Wasser hervorragenden Koralleneilanden zusammen. Der Flächeninhalt Japs ist mit 207 Quadratkilometern noch nicht so groß wie

der unseres Bundesstaates Bremen. Bei diesen kleinen Verhältnissen erscheint es nicht wunderbar, daß man von dem höchsten Berge, dem 300 Meter hohen Köbull, nicht nur das gesamte feste Land zu überschauen vermag, sondern auch ringsum weit darüber hinweg die unendliche Fläche des Meeres. Der Blick ist ungemein reizvoll. Von den tiefblauen Wogen des Ozeans hebt sich zunächst in wechselnder Entfernung ein die ganze Insel umziehender, bei Sonnenlicht silberweiß glänzender Kranz, die Brandung ab. Viele Meter hoch spritzen die in Schaum zerschlagenen Wellen auf, mit denen sich das Meer gegen das Küstenriff bricht. Davor, dem Lande zu, spielen grünliche und gelbliche Lichter auf dem ruhigeren Wasser, als Widerschein des hellen Korallenbodens, der zur Ebbezeit oft kaum in Manneshöhe vom flüssigen Element überspült wird. Da und dort baut sich die Koralle höher auf, winzige Eilande bildend, die entweder dauernd oder nur bei tiefem Wasserstande sich über den Spiegel des Meeres erheben. Diese sind naturgemäß kahl; jene erscheinen mit Palmen und anderen Bäumen bedeckt, zwischen denen die Dächer verschiedener Handelsniederlassungen hervorlugen.

Wir schauen von unserem Berge, von dem bei klarem Wetter nach der Färbung des Wassers jede Untiefe aufs deutlichste zu erkennen ist, nach Stellen rings im Kreise aus, die es auch tiefer gehenden Schiffen gestatten, sich vom Ozean her dem Lande zu nähern. Wir sehen hier und da winzige Lücken in dem weißen Schaumkranze der Brandung; aber nur eine davon, im Osten gelegen, bedeutet gleichsam ein Einfahrtstor von dem aus eine Straße für Dampfer bis dicht zum Strande führt. Sich tief blau in ihrer Färbung von der helleren Tönung des unter Wasser befindlichen Riffs abhebend, stellt sie in ihren letzten, sich gelegentlich verbreiternden Auszweigungen den Tomilhafen dar, den einzigen Hafen, den Jap für größere Schiffe besitzt.

Vom Meere wendet sich der Blick dem unter uns ausgebreiteten Lande zu. Wir sehen einen zerrissenen Küstenstreifen die Umgebung bilden; allenthalben, besonders aber gegen Mitternacht, springen tiefe, vielfach kanalartig schmale Buchten weit ins Innere vor. Ganz im Norden haben die von verschiedenen Seiten her eindringenden Fluten sich an zwei Stellen vereinigt und zwei besondere Inseln vom Hauptkörper Japs abgetrennt. Der Küstenstreifen stellt sich, wenn wir das Auge umherschweifen lassen, in sehr wechselvollem Bilde dar. Bald fällt er steil, oft senkrecht, 10—30 Meter zum Meere ab, so besonders im Nordosten und Osten; bald hebt er sich kaum aus der See und bleibt bis weit ins Land hinein eben, so vornehmlich an der gesamten Südspitze und in einzelnen Gegenden im Westen. Dahinter steigt das Land mehr oder weniger plötzlich auf, entweder zu einer einzelnen Plateaustufe oder zu einem Hügelgelände, das in der aus drei Bergen bestehenden Burräkette, ungefähr in der Mitte der Insel, seine höchsten Erhebungen findet.

Prof. Dr. H. Volkens.

---

21. Das Klima der Karolineninsel Jap.

Wegen der Lage der Insel Jap nahe am Äquator ist das Klima tropisch heiß. Die mittlere Temperatur im Schatten schwankt zwischen 28° und 32° C. Trotz dieser Hitze fröstelt der Japmann gleich, wenn der Himmel einmal einige

Tage einen grauen Vorhang vor die Sonne zieht. Wird unser Inselbewohner gar bei einer Bootfahrt durch einen plötzlichen Regenschauer überrascht, so klappert er schon mit den Zähnen, wenn jener erst herannaht und zittert fröstelnd am ganzen Leibe, wenn die ersten Tropfen auf seine nackte Haut herniederprasseln. Nicht selten stürzt er sich dann in die See, die stets warm ist, und wartet mit kaum aus dem Wasser ragendem Kopfe, bis der Regenschauer vorüber ist.

Die massigen Niederschläge der Regenzeit haben den Nachteil, daß sie den aus verwittertem Gesteine gebildeten Humus von den Höhen herabspülen und durch die kurzen Süßwasserläufe dem Meere zuführen, so daß die kahlen Berge nie recht zu dem nötigen Nährboden für eine üppige, reizende Pflanzendecke kommen.

Eine hervorragende Eigenschaft des Klimas ist seine Gleichmäßigkeit. Während z. B. in Australien zwischen Winter und Sommer ein Temperatur-Unterschied bis zu 25° C festgestellt wurde, kommt es in Jap im ganzen Jahre nur zu einer Wärmeschwankung von etwa 5° C, so daß man sagen kann, dort herrscht ewig gleichmäßiger Hochsommer. Selbst des Nachts ist die Hitze nicht bedeutend geringer als am Tage, beträgt sie doch meist 25° C, oft sogar 27° C. Wegen seiner gleichmäßigen Hitze wäre das Klima wenig angenehm, wenn es nicht durch den kräftig streichenden Monsun und durch das Meer gemildert und erträglich gemacht würde.

Der genannte Wind hat die Eigentümlichkeit, daß er tagsüber am kräftigsten über Meer und Insel streicht, während er mit der scheidenden Sonne nachläßt, ja sich manchmal zur Ruhe legt, um sich andern Morgens gegen 9 Uhr, wenn das Tagesgestirn wieder hochgestiegen ist und mit seinen glühenden Strahlen Luft und Wasser durchwärmt, wieder zu erheben und mit erneuter Kraft und Frische einzusetzen.

Daß das Klima einen überaus großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft aufweist, wird niemand wundern, der sich daran erinnert, daß Jap wie alle Koralleninseln nur ein kleiner fester Punkt ist, den eines Ozeans Unendlichkeit umgibt. Die Feuchtigkeit ist so groß, daß Eisen in wenigen Tagen verrostet, Vernickelungen in wenigen Wochen gänzlich abblättern.

Erdbeben kommen wohl mehrmals im Jahre vor, sind aber stets so leicht, daß manche Leute sie nicht einmal gewahren. Heftige Erdstöße habe ich auf Jap nicht erlebt.

Die auffälligste Naturerscheinung, zugleich die gefährlichste, sind die in der Südsee so gefürchteten Taifune. Sie sind heftige Orkane, meist ohne Gewittererscheinungen, aber von unwiderstehlicher Gewalt. In wenigen Stunden haben sie alles niedergerast, was in ihre Bahn kommt, Menschen, Häuser, Bäume, Vieh. Das einzige, was ihrer tobsüchtigen Wut einigermaßen standhält, ist die schlanke Kokospalme. Auch in dieser Beziehung erweist sie sich als die wunderbare Gottesgabe, mit der eine gütige Vorsehung auch ihre verlassensten Kinder auf den winzigen Eilanden der Südsee beschenkt hat. Rast nämlich der Sturm heran, und türmt er drohende Meereswogen auf, die wie ein geschlossener Wall auf die nur wenige Meter hohen Koralleninselchen heranrauschen, um alles zu überfluten und ins Meer zu spülen, was auf dem Eilande kreucht und fleucht, dann bindet der arme Insulaner Weib und Kind mit festen Stricken an die Kokospalme und steigt zuletzt selbst hinan, sich daran festzubinden. Denn er weiß, die rasende Windsbraut kann

den himmellangen, schlanken Baum mit seinem astlosen, sehr biegsamen und zähen Stamme, der oben statt einer Krone nur einen Blätterbusch aus großen Wedeln trägt, nicht recht packen wie andere Baumriesen. Daher vermag sie wenigstens die widerstandsfähigen Bäume, die sich gerade in den besten Jahren befinden, meist nur in heftiges Schwanken zu bringen, aber nicht völlig umzuknicken oder zu entwurzeln. Gefährlicher können allerdings die massig heranrollenden Wellen werden; aber auch sie sind oft schon in ihrer Hauptkraft gebrochen, sobald sie auf die Insel hinaufgeworfen werden, und vermögen daher wenigstens die schmächtig biegsamen Kokospalmen, die ihnen nur geringe Angriffsfläche bieten, mit den daran festgeklammerten Menschenkindern nicht immer mit sich fortzureißen.

Die Gefährlichkeit der Taifune wird durch die Ungewißheit über ihr Auftreten nach Zeit und Örtlichkeit noch erhöht. Zwar spricht man von einer „Zeit der Taifune", in der die gefürchtete Geißel der Südsee sich vorzugsweise einstellt, aber sicher ist man vor ihr in keinem einzigen der 12 Monate des Jahres. Und was die örtlichen Grenzen dieser gewaltigen Naturerscheinungen angeht, so gibt es zwar besondere Striche, wo sie mit Vorliebe hausen, so z. B. die Gegend zwischen Jap und den Marianen; daß aber kein Inselchen dieses Teiles der Südsee völlig sicher vor dem verheerenden Elemente dieser rasenden Stürme ist, beweist das Beispiel des erst jüngst von einem Taifun so jammervoll heimgesuchten Ponape. Die Marianen- und Marschallinseln sind erst 1905 von Taifunen verwüstet worden.

Auch Jap hat seine Taifune schon gehabt, z. B. gerade an dem Tage, als die Insel von den Spaniern an die Deutschen übergeben wurde hoffentlich kein böses Vorzeichen. Man braucht den Eingeborenen nicht zu glauben, wenn sie sagen, Taifune seien früher in Jap unbekannt gewesen. Haben sie doch selbst eine sagenhafte Überlieferung von einer riesigen Sturmflut, die einst ihr Eiland zerstörte.

Da Jap dem Bildungsmittelpunkte der Taifune des westlichen Stillen Ozeans sehr nahe liegt, kann man dort öfters die Anzeichen eines in der Nähe vorbeirasenden Taifuns wahrnehmen — plötzliches starkes Fallen des Barometers und heulende Windstöße, die das Meer aufpeitschen und wild in die Zügel schäumen lassen.

Von großem Segen für die Schiffahrt in diesem Seewinkel, namentlich auch für die Schiffe, die zwischen den Philippinen und der chinesischen Küste fahren, wird sich eine auf Jap neuerdings angelegte Beobachtungsstation der Kapuziner erweisen. Sie kann ihre Beobachtungen über die Bildung, Stärke und Richtung der Taifune telegraphisch über Guam nach Manila berichten, damit von dort aus rechtzeitige Warnungen nach allen bedrohten Häfen erlassen werden; denn seit 1905 ist Jap durch ein Kabel mit Guam in den Marianen und mit Menado auf Celebes verbunden und so an den Weltverkehr angeschlossen.

Aus Pater Salesius: Die Karolineninsel Jap.

22. Das Steingeld.

Es gibt verschiedene Geldsorten auf Jap: den Bast des Hibiskusstrauchs, Perlmutterschalen, das berühmte Steingeld und schließlich noch die wenig umlaufenden europäischen Münzen.

Das interessanteste Stück ist das Steingeld. Es dürfte das sonderbarste Geldstück der ganzen Welt sein und ist nur auf Jap allein zu finden. Dieser Geldstein besteht aus gelblich-weißem, kristallisiertem Kalkspat oder Arragonit, einem Gestein, das auf Jap nicht vorkommt, dagegen auf einer der Palau-Inseln sehr reich vertreten ist. Dort wird es von den Japleuten gebrochen und zu einer dicken, runden, in der Mitte durchlöcherten Scheibe behauen. Der Umfang wechselt zwischen Taler- oder Handtellergröße und mächtigen Mühlsteinen von 1 bis 1½ m Durchmesser und mehr. Das Loch in der Mitte dient dazu, die Steine tragbar zu machen. Bei den kleineren Stücken führt man eine Schnur hindurch, an der sie getragen werden, und bei den mittelschweren je nach Größe eine mehr oder weniger dicke Bambusstange, mit der zwei Männer, der eine vorn, der andere hinten, die Last auf ihrer Schulter tragen. Bei den größeren Steinen steckt man durch das entsprechend weit gearbeitete Loch den Stamm einer schlanken Betelpalme, bei den Riesenstücken den mehr oder weniger starken Stamm einer Kokospalme hindurch. Auch diese Riesenlasten werden auf der Schulter fortgetragen, wozu manchmal 20 bis 30, ja noch mehr Personen erforderlich sind. Zuweilen versucht man auch wohl, die Ungetüme wie ein Rad auf dem Wege weiterzurollen.

Der Wert dieser Geldsteine ist in den Augen der Eingeborenen ein ganz ungeheuerer. Man darf sich darüber auch nicht wundern; denn um in ihren Besitz zu gelangen, gilt es, endlose Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst muß auf gebrechlichem Boote die weite gefahrvolle Seereise nach den Palau-Inseln in W. S. W. von Jap unternommen und dort gegen gewisse Abgaben und Dienste die Erlaubnis zum Steinbrechen eingeholt werden. Es muß dann ferner der Stein mit großer Mühe gebrochen und behauen werden. Das war zumal früher, wo es nur unvollkommene Äxte mit Stein- und Muschelschneiden gab, für den trägen Kanaken eine wahre Höllenarbeit. Und nun kommt erst die Hauptschwierigkeit: Die Beförderung der fertig gehauenen Mühlsteine nach Jap. Man denke an die früher gebräuchlichen Fahrzeuge, ein schwaches armseliges Boot, oder gar noch ein aus mehreren aneinander gebundenen Bambusstämmen hergestelltes Floß, das von dem Boote ins Schlepptau genommen wurde! Und auf diesen Fahrzeugen mußte ein so schwerer Steinklotz von nicht selten 20 Zentner Schwere über die hohe See befördert werden. Welche mühselige Arbeit selbst bei gutem Wetter und günstigem Winde! Aber nun erst Gegenwind oder Sturm und hohe See! Wieviele Flöße und Boote da zerschellt, wieviele Mannen mitsamt ihren Steinen da Schiffbruch gelitten und in die Tiefe versunken sind, das erzählen die stummen Wellen nicht, davon schweigt der nimmersatte, unendliche Ozean. Oder wenn es noch günstig ging, wieviele wurden von Wind und Strömung erfaßt, nach fremden ungastlichen Inseln verschlagen und blieben verschollen! Oder wie oft mag die Mannschaft im Kampfe mit den Wogen Boot und Leben gerettet, dagegen das Floß mit dem Steine, mit dem Schatze, vor ihren Augen verloren haben, vielleicht erst noch in letzter Stunde im Angesicht der heißersehnten Heimatinsel! Enttäuschung, bittere Enttäuschung!

Da versteht man es wohl, daß es stets frohe Wochen und heitere Feste gab, so oft es einer Steinbrecher-Gesellschaft gelang, ihren Schatz wohlbehalten und glücklich nach Jap zu bringen, und daß dieser große, klotzige Stein in den Augen der Leute ein bedeutender Schatz ist.

Man könnte sich wundern, daß es trotz der ungeheuren Schwierigkeiten so viele dieser Steine auf Jap gibt; sie zählen ja bis in die Tausende. Allein, man bedenke wohl, daß nur die ersten auf Boot und Floß herübergeholt wurden, während später unternehmende Händler mit ihren Segelschiffen ganze Ladungen dieser geschätzten Blöcke nach Jap brachten und ein Riesengeschäft damit machten. Deshalb gelten aber auch die älteren, mit so viel Schweiß und Mühe erworbenen Steine als die kostbareren, trotz Verwitterung, Bruch und Furchen.

Was nun die Bedeutung dieser mit so vieler Mühe erworbenen Steine angeht, so haben einige gemeint, sie dienten bloß als Schaustücke, weil man sie überall an öffentlichen Plätzen und Wegen aufgestellt findet. Schaustücke sind sie allerdings, da sie jedermann von dem Reichtume, aber vor allem auch von dem Mute und der Geschicklichkeit ihrer Besitzer in der Hochseefahrt Zeugnis geben sollen. Aber nur um prunken zu können, haben die Japleute sich wahrhaftig nicht der unendlichen Mühe und Gefahr unterzogen. Nein, sie wollten vor allem ein Wertstück haben, mit dem sie größere Posten in ihren Handels- und sonstigen Beziehungen begleichen könnten. Aber warum verfielen sie denn gerade auf diesen sonderbaren, unglücklichen Gedanken mit den Mühlsteinen? Nun, bei den fern wohnenden Völkern bestehen manche Absonderlichkeiten, die wir Europäer uns schwer oder gar nicht zu erklären wissen.

Kurz und gut, die Steine dienen wirklich als Geld und zwar, wie man es von dieser buchstäblich „großartigen" Münze nur erwarten kann, zur Begleichung größerer Posten und Schulden. Mit ihm bezahlt man z. B. einen größeren Ankauf von Lebensmitteln, den Arbeitslohn für die Mithilfe an einem Gemeindehausbau, eine Kriegsentschädigung, eine Bundesgenossenschaft, den Sühnepreis für einen begangenen Mord oder einen Mädchenraub; auch dienen diese Geldsteine den Händlern als Pfand für Schulden, die die Eingeborenen bei ihnen gemacht haben. Endlich werden sie auch manchmal von der Regierung als Strafgeld für Ungehorsam oder Nachlässigkeit im Wegebau eingezogen, d. h. vielmehr an ihrem Standort belassen, aber mit dem bedeutungsvollen B. A. (Bezirks-Amt) gezeichnet, das nach Aufhebung dieser Pfändung einfach wieder durchgestrichen wird. So wird aus dem Prunkstück manchmal ein verräterischer Ankläger.

Sonderbar nimmt sich auf den ersten Augenblick die im Gegensatze zu der hohen Wertschätzung dieser Geldstücke anscheinend sehr sorglose Art ihrer Aufbewahrung aus. Sie stehen oder liegen frank und frei, offen und unbewacht am Wege, am Meeresstrande, an noch so besuchten Plätzen. Ja manchmal findet man das Steingeld wie herrenlos und verlassen mitten im Busche stehen, als einzig übrig gebliebenen Zeugen einer einst vorhandenen menschlichen Behausung. Allein man glaube nicht, daß die Eingeborenen ihren Schatz so sorglos hüteten, wenn Gefahr vorhanden wäre. Wie diebisch auch sonst der Japmann wohl ist, dieses Steingeld bleibt nicht an seinen Fingern kleben. Es ist zu schwer dazu. Und selbst wenn es zwei oder drei Dieben einmal gelänge, einen solchen Stein unbemerkt wegzuschaffen, könnten

sie ihn nicht verwerten. Denn da kein Stück genau wie das andere aussieht, kennt jeder Besitzer sein „Steingut“ ganz genau. Wo es irgend im Handel erschiene, oder wo es auch aufgestellt würde, fände er es gleich heraus, belegte es mit Beschlag und hätte den Dieb am Schopfe.

Aus Salesius: Die Karolineninsel Jap.

23. Land und Leute auf den Marshall-Inseln.

Aus der öden Wasserflut des Stillen Ozeans taucht im Osten der Karolinen ein breiter Schwarm niedriger Eilande auf. Es sind die Marshallinseln. Die einzelnen Riffkränze oder Atolle erheben sich auf zwei platten, unterseeischen Rücken, die durch eine tiefe, kanalartige Furche voneinander getrennt sind. Die längere östliche Reihe führt den einheimischen Namen „Ratak“, d. h. Inseln gegen Tagesanbruch; die westliche etwas kürzere Kette wird, „Ralik“ oder Inseln gegen Tagesende genannt. Alle haben denselben Bau und dieselbe Entstehung; denn sie verdanken ihr Dasein ausschließlich der Tätigkeit jener winzigen Korallentierchen, welche die Gewässer der wärmeren Meere bevölkern und jede Küste, jeden Fels mit einem starren Kalkpanzer umgürten. Wo der hohe Innenkern versunken ist, bleibt doch der äußere Ring bestehen, der sich indes nur wenig über den Meeresspiegel erhebt und meist einen stillen Binnensee, die Lagune, birgt. Zu ihr führen verschiedene Pässe oder Durchfahrten, die oft so tief sind, daß sie selbst von Kriegsschiffen benutzt werden können.

Kommt man nach längerer Seereise endlich vor einem der Marshallatolle an, so erscheinen zuerst, wie in der Luft schwebend, die Wipfel eines langgestreckten Kokoshaines. Später wird auch der weiße Ufersaum kenntlich, vor dem unaufhörlich die schäumende Brandung dahinsaust. Ihr Rollen schlägt gleich fernem Donner an unser Ohr, und mit Staunen werden wir gewahr, daß unser Dampfer stracks auf das tobende Wasser zusteuert. Schon zeigen sich rechts und links einzelne Korallenstöcke in bedrohlicher Nähe, zwischen denen wir unsern Weg zur Einfahrt in die Lagune nehmen. Jetzt bleibt die Brandung hinter uns, der Wogenschlag glättet sich, und wir eilen in weitem Bogen durch das sanft gekräuselte Wasser des Binnensees dem Ankerplatze zu.

Still und einförmig dehnt sich das Gestade vor uns aus, denn die Natur hat diese Inseln nur spärlich mit Gaben bedacht. Keine üppig grünen Berge steigen vor uns auf wie in Samoa; keine fette Marsch voll wogender Ähren prangt im Sonnenschein. Nur schmale, flache Eilande sind es, die den Oberrand des Atolles krönen. Überall liegt harter, dürrer Sand, von Korallentrümmern erfüllt, die das Gehen ungemein erschweren. Mehr landeinwärts zeigt sich das Geröll etwas zerrieben und zerkleinert. Schon treten die ersten Pflanzen auf, ein paar Schlinggewächse und niederes Gebüsch mit dem Loa-Strauche darin, aus dessen Bast die Eingeborenen mit vielem Geschick ihre Körbe und Matten flechten. Allmählich legt sich über den bleichen Sand eine dünne, schwärzliche Ackerkrume. Sie trägt die wichtigsten Nährpflanzen der Inseln, die Kokospalme, den Pandanus- und den Brotfrucht-

baum. Auch der Taro, ein mehlreiches Knollengewächs, wird gezogen und in neuerer Zeit selbst die verwöhntere Banane. Am Pandanus windet sich häufig eine zarte Ranke mit rosarotem Blumenschmuck empor. Noch schöner leuchtet aus ihrem breiten Blätterkranze eine dufterfüllte Lilienblüte auf, die bei jeder Festlichkeit das Haar der Insulaner ziert.

Wo seit Jahren der Weiße angesiedelt ist, hat sich das früher so ärmliche Pflanzenkleid mit neuen Arten bereichert. Auf Jaluit (sprich: Dschalut) besitzt fast jedes Haus einen wohlgepflegten Garten mit hübschen Nutz- und Schattenbäumen, für die man gute Erde aus der Ferne herangeschafft hat. Auf den Beeten sieht man etliche Gemüse, z. B. Radieschen, Bohnen, Zwiebeln, bisweilen auch Erbsen und Mohrrüben, obschon diese oft versagen. Noch übler geht es mit Salat und Kohl, die zwar gewaltig in die Höhe schießen, aber keine Köpfe bilden. Desto besser kommt die Gurke fort. Sie verwandelt sich hier zu einer an Zäunen und Bäumen aufkletternden Pflanze, die monatelang mit Früchten übersät ist. Für edlere Gewächse, wie Kakao, Kaffee oder Gewürze, sind die Marshallinseln aber nicht geeignet, da die feuchte Seeluft und der kümmerliche Boden deren Anbau verbieten.

Die Bewohner der Marshallinseln zählen insgesamt an 15000 Köpfe und bilden eine ziemlich gleichartige Volksmasse. Ihr Körperbau ist wohlgebildet, obschon etwas schlank und schmächtig. Die Durchschnittsgröße der Männer dürfte kaum hinter unserer zurückbleiben, wohl aber sind die Frauen fast regelmäßig kleiner als ihre weißen Schwestern. Die Hautfarbe wechselt vom Gelbbraun des Chinesen bis zum dunkeln Schokoladenbraun der Samoaner. Der Gesichtsausdruck läßt auf Verstand und Bildungsfähigkeit schließen; nur erhält er durch den Blick der etwas schief gestellten Augen einen listigen, verschlagenen Zug, der zu dem ganzen Charakter der Leute nicht eben im Widerspruche steht. Jung und alt schwärmen von jeher für Lustbarkeiten, Tänze, Spiele und Schmausereien und nicht minder für das süße Nichtstun. Desto auffälliger ist bei diesen bequemen Leuten ihre unbezähmbare Wanderlust. Das nomadenhafte Umherziehen von Insel zu Insel, von Atoll zu Atoll scheint fast ein Lebensbedürfnis für sie zu sein. Erst in den letzten Jahrzehnten haben sie angefangen, sich an ernstere Arbeit zu gewöhnen. Sie sind Kokospflanzer geworden, sie helfen in den Faktoreien oder dienen als Matrosen auf europäischen Schiffen. Durch die deutsche Herrschaft ist ferner ihren ewigen Streitigkeiten und Kriegen ein Ende gemacht worden, ebenso ihrer Neigung zur Seeräuberei. Man hat ihnen Schießwaffen und Alkohol entzogen, hat ihnen ein kaiserliches Gericht eingesetzt, ein Krankenhaus eröffnet, Mission und Schulen gebracht und alles getan, was zu ihrem Besten dient. Zu ihrem Lobe darf man sagen, daß sie gegen die deutsche Herrschaft nicht undankbar sind. Der Anbau der Kokospalme dehnt sich zusehends aus; selbst unbewohnte Inseln werden mit dieser nützlichsten aller Südseefrüchte besetzt, deren zerkleinerte und getrocknete Kerne als Kopra in Schiffsladungen nach Australien und Europa gehen, wo sie zur Fabrikation von Ölen, Kerzen, Seifen und Futterkuchen für das Vieh die vielseitigste Verwendung finden.

H. Seidel.

24. Samoa.

Die samoanische Bevölkerung hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte nahezu vollständig aus den Höhen an die Küsten gezogen. Es gibt nur noch einige wenige Gebirgsdörfer. Man kann nicht sagen, daß die Küste fruchtbarer ist als das Gebirgsland; aber sie bietet mehr Abwechslung und bequemeres Leben, was den Samoanern sehr zusagt. Da das Küstenklima ferner milder und erschlaffender ist als das Gebirgsklima, so trägt es viel dazu bei, sie zu verweichlichen. Nur selten steigt der heutige Samoaner ins Gebirge, um Tauben zu schießen oder Schweine zu jagen oder Nutzholz zu schlagen, aber gleichwohl ist nahezu das ganze Gelände des Innern der Insel unter den einzelnen Dorfschaften und Stämmen aufgeteilt. Dieser Umstand weist auch darauf hin, daß die Urwälder früher bewohnt waren; denn am Urwalde selbst, der dem Samoaner wenig und nichts einbrachte, nimmt er sonst keinen Anteil.

Bis jetzt führen die Samoaner ein harmloses und sorgloses Leben, ohne viel Mühe und Arbeit. Für ihre Ernährung sorgt die allzeit gütige Natur mehr als sie selbst. Nur selten versagt sie. Hungersnot ist bei der geringen Bevölkerung bis jetzt nur einmal bekannt geworden. Die Natur spendet jahrein, jahraus und immerfort, während des ganzen Jahres, reiche Ernten. Kokosnüsse, Brotfrüchte, Papayas, Mangopflaumen, Ananas, Apfelsinen, Bananen und Zuckerrohr gedeihen in Massen und vermehren sich ohne viel Arbeit. Nur die Knollengewächse Taro und Yams bedürfen der Feldkultur, und allwöchentlich, Freitags, pflegt der Samoaner dieser einen Arbeitstag zu widmen. Für Fleisch sorgt der Wald mit Tauben und verwilderten Schweinen; das Meer mit seinen flachen Korallenbänken liefert dazu Fische, Muscheln, Krabben u. dergl., und das alles so reichlich und vielseitig und schmackhaft, daß eine samoanische Festtafel stets überladen voll erscheint. Selten erblickt man bei einem Naturvolke so viele und so mannigfaltige Nahrungs- und Genußmittel, die stets zur Hand sind, als in Samoa. Nahrungssorgen kennt dieses Volk nicht und ebensowenig Sorgen um die Bekleidung und um Schutz gegen etwaige Ungunst der Witterung. Für die Gewänder liefern verschiedene Bastgewächse den Stoff, und als Behausungen dienen ausschließlich luftige, offene, gut bedeckte hohe Hütten mit gesonderten Kochhütten. Da die Temperatur an der Küste gemeiniglich nur zwischen 20 und 30 Grad schwankt, so genügen diese Behausungen vollständig, und das Volk fühlt sich wohl und gesund darin.

Diesen Umständen ist es auch zuzuschreiben, daß sich das samoanische Volk zu einem schönen und kräftigen Menschenschlage entwickelt hat, der von Gesundheit geradezu strotzt, und den man sogar als den schönsten der Welt bezeichnet hat. Die stets gleichmäßige und reichliche Ernährung, der beständige Aufenthalt in der freien Luft, der Abschluß gegen fremde Ansteckung — früher wenigstens — haben bis jetzt Krankheit und Seuchen von diesem glücklichen Volke ferngehalten, so daß sie an seinem Marke nicht zu zehren vermochten. Ich glaube auch, daß der eigenartige poröse und durchlässige Boden Samoas, der selbst die stärksten Regengüsse in kürzester Zeit aufsaugt und verschwinden läßt, sehr dazu beiträgt, die Gesundheit zu fördern und vielleicht auch das böse Fieber, die Malaria, fernzuhalten. Auch die kühlen Seewinde, die diese Insel fast beständig umwehen, üben durch ihre frische Luft auf die Gesundheit des Volkes einen günstigen Einfluß aus.

Es ist aus alle diesem wohl leicht zu begreifen, daß die wirtschaftliche und für die Zukunft sorgende Denkweise bei den Samoanern noch nicht geweckt ist. Man kann aber nicht sagen, daß sie in ihrer Weise unwirtschaftlich seien. Im Gegenteil, es machen Haus und Hof bei ihnen überall einen wohl gepflegten und sehr geordneten Eindruck, aber ihnen ist jener Begriff des wirtschaftlichen Lebens und der Arbeit fremd, welcher unserem Erwerbsleben zugrunde liegt. Sie haben niemals die Not kennen gelernt und somit auch nicht die Sorge, ihr vorzubeugen, die Sorge um die Zukunft. Infolgedessen fehlen ihnen diese beiden mächtigen Hebel der Kultur, denen wir unsere Errungenschaften in erster Linie verdanken.

Was die Samoaner bis jetzt in der Kultur geleistet haben, ist äußerst gering. Man hat ihnen auf geistigem und künstlerischem Gebiet viel Gutes nachgesagt, hat ihre Redekunst, ihren Sinn für feine und feierliche Umgangsformen geradezu bewundert, man rühmt ihre Kunst im Korb- und Mattenflechten und wohl auch in Holzschnitzerei und im geschickten Hausbau. Das ist aber auch ungefähr alles, was sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aus sich selbst erlernt haben. Besonders auffällig ist es, daß die Samoaner sich noch nicht aus der Steinzeit zur Eisenzeit emporgearbeitet hatten, als wir mit ihnen in Berührung traten. In ihrem Boden ist Eisen reichlich vorhanden, und in Afrika werden weit eisenärmere Erden von den Naturvölkern verarbeitet.

Die Mission und der Verkehr mit den Weißen haben dann Handwerker entstehen lassen, deren Geschick und Kunst jedoch noch recht einfach zu nennen sind. Wenn ich alles dieses, was die Samoaner leisten, mit dem vergleiche, was der Sudanneger, auch der Togoneger und der intelligente Kamerunneger an Kunst und Arbeit aufzuweisen vermögen, so kann ich nicht umhin, die Samoaner doch hinter jene Negerstämme zu stellen. Ich kenne manches Togo- und manches Kamerundorf, die weit mehr Kunst und Intelligenz zeigen als die besten Samoadörfer.

Gleichwohl ist der Samoaner in Verkehr und Umgang wei angenehmer als der afrikanische Neger. Er ist edler, gutherziger und bescheidener, auch ziemlich lernbegierig. Und das mahnt uns, es ernstlich zu versuchen, ihn wie zum Christentum, so auch zur wirtschaftlichen Mitarbeit zu bekehren.

F. Wohltmann.

Gustav Richters

Wandkarte von Europa.

Physikalisch und politisch.

Maßstab 1 : 3000000.

Größe 181 cm hoch, 223 cm breit.

Preis aufgezogen mit Stäben und Schutzvorrichtung **Mk. 32.—.**

Die in 9 verschiedenen Farben ausgeführte Karte bringt trotz des Maßstabes 1:3000000 noch bedeutende Stücke von Asien (bis zum 85 ° O.). Man findet fünf Höhenstufen (unter Ausschaltung von Weiß: Dunkelgrün bis Dunkelbraun) und vier Tiefenstufen. Die Natur der Bodenbedeckung ist, soweit sehr beherrschende Formationen in Betracht stehen, markiert: **Eisboden, Tundren, Wüste, Wüstensteppen, Steppe, Sumpf, Packeis**; ferner sind die **Meeresströmungen** markiert. Die **Städtezeichen** sind rot und schwarz gewählt. Die **Konsulate** (die reichsdeutschen wie die österreichischen) sind durch Unterstreichungen gekennzeichnet. Endlich finden sich die wichtigsten deutschen und österreichischen **Dampferlinien** eingetragen. Daß die neuesten **Eisenbahnlinien** angegeben sind, ist nicht überflüssig zu erwähnen.

Die Geländedarstellung ist plastisch und macht einen guten Eindruck, wie das gesamte Kartenbild überhaupt. Es gibt von dem orographischen Aufbau Europas ein treffliches Bild. Kartographisch und technisch ist diese Europa-Karte ein **gelungener** neuer Versuch, ein Fortschritt.

„Weser-Zeitung“ (Bremen) vom 9. November 1907:

„Die Richtersche Wandkarte ist eine der vorzüglichsten, wenn nicht **die vorzüglichste Übersichtskarte** von Europa, in einem Maßstabe und deshalb in einer Größe, wie wohl nur wenige Wandkarten sie aufweisen. Hervorzuheben ist besonders die Klarheit und Übersichtlichkeit des Werkes, die einerseits durch die deutliche Hervorhebung der Gebirge, andererseits durch das Fehlen kleinerer und kleinster Ortschaften, die man ja doch nicht auf einer Übersichtskarte sucht, bedingt wird. Die Karte wird jedem Bureau, jeder Lehrstube nicht nur zur Zierde, sondern auch zum großen Nutzen gereichen, gibt sie doch auf eine Menge Fragen Antwort, über die man sonst im Lexikon und in Spezialkarten Auskunft zu suchen gewohnt ist. So sind durch die Verschiedenheit der Färbung die Höhen- bezw. Tiefenschichten der Länder und Meere sehr deutlich voneinander unterschieden, so ist die Richtung und der Charakter der Meeresströmungen deutlich erkennbar, so sind die nördlichen Grenzen des Weinstocks, der Palme, der Olive klar hervorgehoben. Die Karte enthält ferner sämtliche wichtigeren Bahn- und Kabelverbindungen sowie die deutschen und die österreichisch-ungarischen Dampferlinien. Die Orte, in denen sich deutsche und österreichische Konsulate befinden, sind besonders hervorgehoben.



